

**Janina Altman**

**Naturwissenschaftler  
vor und nach Hitlers Aufstieg zur Macht**

Aus dem Hebräischen von Inka Arroyo Antezana

# Inhalt

Vorwort	i-iii
1. Kapitel: Letzte Warnung	3
2. Kapitel: Weggang aus Deutschland	9
3. Kapitel: Autobiographie	15
4. Kapitel: Professur in Zürich	24
5. Kapitel: In Berlin	28
6. Kapitel: Zur Zeit des Ersten Weltkriegs	38
7. Kapitel: Professur in München	54
8. Kapitel: Die Revolution	65
9. Kapitel: Hitlers erste politische Schritte	83
10. Kapitel: Nach dem Krieg	89
11. Kapitel: Die Konsolidierung der schwarzen Kräfte	104
12. Kapitel: Der Rücktritt Willstätters	118
13. Kapitel: Die letzten Jahre der Weimarer Republik	127
14. Kapitel: Hitlers Machtübernahme	136
15. Kapitel: Die zweite Welle der ethnischen Säuberung an den Universitäten	150
16. Kapitel: Wielands Zufluchtsort	160
17. Kapitel: Nobelpreis und Deutscher Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft	166
Epilog	171
Bibliographie	176
Anmerkungen	182

## Erstes Kapitel

### Letzte Warnung

Das Klingeln des Telefons durchbrach die Stille eines Morgens im November 1938. Professor Richard Willstätter saß an seinem Schreibtisch. Seine ganze Aufmerksamkeit galt den langen Zahlenkolonnen, den letzten Daten, die Dr. Margarete Rohdewald ihm gestern telefonisch durchgegeben hatte. Wer würde ihn zu dieser Stunde anrufen? Rohdewald pflegte in den Abendstunden anzurufen, nach der Arbeit, sie rief ihn nie morgens an. Seit vielen Monaten, oder genauer, seit Jahren, mit Beginn des Jahres 1933 störte nur eine kleine Handvoll Bekannter seine Ruhe, während er in völliger Abgeschlossenheit seines hübschen Hauses weilte, in einer der Nebenstraßen des Isarufers in München. Die einzigen, die ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit stören konnten, waren seine Freunde Fritz Haber, Ferdinand Sauerbruch und Kasimir Fajans. Aber Haber war verstorben, Sauerbruch nach Berlin verzogen, um die Leitung des Charité-Krankenhauses zu übernehmen, und Kasimir Fajans war in die USA ausgewandert. In beherrschter Erregung nahm er den Telefonhörer ab und strich sich über den weißen Bart. Am anderen Ende der Leitung erklang die bekannte Stimme von Heinrich Wieland, wie er mit Freude registrierte. Helligkeit und Lächeln überzogen sein langes Gesicht.

«Ich wollte wissen, ob ich Sie heute gegen Abend besuchen könnte, so gegen fünf», fragte sein Gesprächspartner. «Aber natürlich, sehr gerne», antwortete Willstätter, überrascht von dem unerwarteten Vorschlag und vor seinem geistigen Auge erschien die kleine Gestalt von Professor Wieland, sein Kahlkopf und seine überaus wachen Augen hinter den Brillengläsern, die die Energie zeigten, die ihm zu eigen war.

«Verzeihen Sie die kurzfristige Ankündigung. Es war mir nicht möglich, früher Bescheid zu geben.» Willstätter legte den Hörer auf. Erregung ergriff ihn. Das überraschende Zusammentreffen mit Heinrich Wieland hatte er nicht im Mindesten erwartet.

Willstätter hegte ihm gegenüber gemischte Gefühle. Er hatte ihn als seinen Nachfolger im Institut für Chemie der Bayerischen Akademie und der Universität vorgeschlagen<sup>1</sup>, denn er schätzte sein dynamisches Wesen, seinen

Mut und Fleiß, Eigenschaften, die ihm halfen, mehrere Durchbrüche auf dem Gebiet der Chemie und Biochemie zu erreichen. Er mochte ihn auch, weil er ohne jede Arroganz und Anmaßung war. Zugleich aber hegte er tiefen Groll ihm gegenüber. Nicht nur einmal hatte er versucht, sich ihm zu nähern, sich mit ihm anzufreunden, er wurde aber jedes Mal zurückgewiesen.. Es fiel schwer, seine Worte in jenem Jahr 1924 zu vergessen: «Denken Sie daran, was A. Baeyer und E. Fischer zu Ihrer Absicht sagen würden! ... Sie hätten die persönliche Verstimmung und ihre Überzeugung hinter die Fachinteressen zurückstellen müssen. Es kommt auch hier vor, dass die Fakultät einen unanständigen Beschluss fasst und mich überstimmt. Dann bleibe ich einfach eine Weile weg und ziehe mich in die geschützte Burg meines Laboratoriums zurück.» So versuchte Wieland seinerzeit, ihn von der Kündigung abzubringen. «Sie sind auch vollständig im Unrecht mit dem, was Sie über Antisemitismus denken. Es gibt in Deutschland überhaupt keinen Antisemitismus von irgendeiner Erheblichkeit.»<sup>2</sup>, fügte er hinzu, ohne im mindesten daran zu denken, dass seine Worte Salz in die offenen Wunden seines Kollegen streuten. Wieland, der lange Jahre wirkte in Freiburg, war sich der Ereignisse in anderen Städten Deutschlands nicht bewusst. Nach dem Putschversuch der Nazis im November 1923 erlitt ihre Position in Deutschland Einbußen, aber in München wuchs ihr Einfluss stetig. Die bösen Geister, die sich unter den Studenten angesiedelt hatten, ergriffen auch den Lehrkörper der Universität und die Mietglieder seiner Fakultät standen ihm nicht zur Seite. Der Dekan der Fakultät, Professor Wilhelm Wien, der den Nobelpreis 1911 für seine Arbeiten über Kathodenstrahlen und die sogenannte „schwarze Strahlung“ erhalten hatte, wandte erhebliche Mühe auf bei seinen Versuchen, die Berufung von Kandidaten jüdischer Herkunft zu unterlaufen, indem er Fakultätsmitglieder in persönlichen Gesprächen instruierte, wie sie votieren sollten. «Es kam nicht vor, dass Wien von Juden oder Nicht-Ariern sprach, aber er sprach von Ausländern.»<sup>3</sup> Haber, Willstätters guter Freund, der Wien kannte, hatte ihn vor ihm gewarnt.<sup>4</sup> Aber Willstätter zählte nicht zu den Zauderern. Nachdem die Kandidatur des Kristallographen Viktor Goldschmidt aus Christiana (dem heutigen Oslo) vereitelt wurde – die dritte Ablehnung im Verlauf eines Jahres aus ethnischen Gründen – beeilte er sich, am nächsten Tag sein Kündigungsschreiben beim

Dekan und beim Rektor einzureichen.<sup>5</sup> Willstätter war willens und bereit, die unausweichlichen Konsequenzen zu tragen. Selbstmitleid lag ihm fern. Er hatte ein verbindliches Wesen, sprach in gemessenem Ton mit leiser Stimme und reagierte, wenn die Situation es verlangte, mit energischer Entschiedenheit. Er war ein deutscher Patriot und gleichzeitig ein Jude mit Selbstachtung.

Seit Wieland 1925 als Vorstand des Chemie-Institutes angetreten hatte, wollte Willstätter das Laboratorium der Universität nicht mehr betreten. Dennoch blieb er nicht untätig. Anfangs arbeitete er unablässig daran, die wissenschaftlichen Arbeiten, die sich auf seinem Tisch türmten, für eine Veröffentlichung vorzubereiten, intensivierte seine Beziehungen mit Industriellen und fungierte als Berater in Firmen. Später widmete er sich zum Teil den Forschungen, die er gemeinsam mit seinem Freund Fritz Haber durchgeführt hatte, nahm Einladungen an, in England und Frankreich Vorträge zu halten, war bedacht, weiterhin an den Sitzungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Preußischen Akademie in Berlin teilzunehmen, und blieb auf Bitte von Haber aktives Mitglied der Notgemeinschaft, die sich um Finanzierung der wissenschaftlichen Forschung bemühte.

Jedoch war das Kapitel Labor an der Arcisstraße für Willstätter noch nicht zu Ende. 1928 erhielt er eine Zuwendung der Rockefellerstiftung, um seine Forschungen auf dem Gebiet der Enzyme<sup>6</sup> weiterzuführen und einen Assistenten zu finanzieren. Wieland bewilligte Dr. Margarete Rohdewald ein Laboratorium, das ihm selbst in der Vergangenheit als privates Forschungslabor gedient hatte und aus dessen Fenstern Rosenbüsche sichtbar waren, die er im Hinterhof seines ehemaligen Hauses in der Arcisstraße gezüchtet hatte.

Margarete Rohdewald hatte ihre Doktorarbeit unter der Leitung von Willstätter begonnen und diese 1928 bei Professor Richard Kuhn, seinem ehemaligen, ausgezeichneten Studenten, in Zürich beendet. Nach ihrer Rückkehr nach München willigte sie ein, mit Willstätter zusammenzuarbeiten, obgleich sie leicht eine besser bezahlte Stelle hätte finden können. Die beiden arbeiteten etwa zehn Jahre zusammen, in dieser Zeit hat er sie niemals im Labor besucht. Sie suchte ihn gelegentlich in seinem Hause auf und übermittelte ihm jeden Abend die täglichen Arbeitsergebnisse in ausführlichen Telefongesprächen. Willstätter

bediente sich einer besonderen Vorrichtung, die den Telefonhörer hielt und es ihm ermöglichte, mit ihr zu sprechen und gleichzeitig Daten und Zahlen zu notieren. Obgleich dieses Arbeitsmodell nicht ideal war, wusste Willstätter zu schätzen, dass Fragen wie Antworten sachlich und profund waren. Sie ergänzten sich und ihre häufigen Berichte von Margarete Rohdewald erfreuten ihn. Die aufopfernde treue Mitarbeiterin, die keinen anderen Wunsch hatte, als der Aufgabe zu dienen, gab Willstätter in der Leere seiner späten Jahre das Glück des Schaffens. Es war mehr als die übliche Mitarbeit, es war Freundschaft.<sup>7</sup>

Willstätter erwachte aus seinen Gedanken und verließ das Zimmer. Er wandte sich an Elise Schnauffer, seine treue Wirtschafterin, eine energische zarte Frau, die ihn seit vielen Jahren begleitete und mit ihm von Zürich nach Berlin und schließlich nach München gezogen war. «Wir erwarten einen Gast. Professor Wieland wird gegen Abend kommen», sagte er.

Plötzlich klingelte das Telefon erneut und er eilte in sein Arbeitszimmer zurück. Diesmal war es Dr. Rohdewald. Sie beeilte sich, ihn wissen zu lassen, dass sie ihn nicht wegen der Versuchsergebnisse anrufe. «Vor einigen Minuten kam die Polizei ins Chemiesche-Institut. Sie suchten Freiwillige, die im Besitz von PKWs seien, um Juden nach Dachau zu transportieren. Der Fuhrpark der SA verfüge nicht über genügend Wagen», flüsterte sie. «Keiner hat sich gemeldet. Ich rufe Sie an, um Sie zu warnen, denn meiner Meinung nach droht Ihnen Gefahr.»<sup>8</sup>

Willstätter wurde blass. Es stellte sich heraus, dass der lange Arm des Naziregimes ihn in den Wänden seines eigenen Hauses erreicht hatte. Sie gaben sich nicht damit zufrieden, dass er aus eigenem Antrieb aus dem öffentlichen Leben geschieden war und zugestimmt hatte, auf seine Karriere zu verzichten. Er warf einen Blick auf seinen Kalender. 10. November 1938. Zwanzig Jahre waren seit den Waffenstillstandsvereinbarungen vergangen, fünfzehn Jahre seit dem Hitlerputsch. Wahrscheinlich hielt Hitler sich gerade in München auf. Er ging zu Elise, die in der Küche mit der Zubereitung der Speisen für den erwarteten Besuch beschäftigt war, und teilte ihr die Neuigkeiten mit. «Sie dürfen auf keinen Fall das Haus verlassen», entschied sie mit Bestimmtheit, «Sie werden sich im Garten verstecken. Bei der Kälte wird man Sie nicht draußen suchen. Ich werde ihnen sagen, dass Sie nicht zu Hause sind. Dass Sie verreist sind.» Im Gegensatz

zu ihrem Arbeitgeber war die arische Wirtschaftlerin, die oft in die Stadt fuhr, um Einkäufe und Besorgungen zu machen, bestens über die Ereignisse unterrichtet. Die Warnung seiner Assistentin erreichte ihn gerade noch rechtzeitig. Kurze Zeit nach ihrem Gespräch kam die Geheimpolizei, um ihn in das Konzentrationslager in Dachau zu bringen. Zwei Wachen wurden neben der Eingangstür postiert und zwei weitere an der Hintertür, die zum Garten führte. Aber Elise Schnauffer behielt die Kontrolle und diktierte den Ablauf der Suche im Haus. Unter ihren wachsamen Augen durchkämmte die Geheimpolizei das Haus vom Keller bis zum Dachboden samt Toilette, Badezimmer und allen übrigen Räumen. Sie wühlten in Schränken und schauten unter die Betten, aber fanden nichts. Unterdessen verbarg sich Willstätter im Garten hinter den halb erfrorenen Rosenbüschen. Bevor die Polizeileute das Haus verließen, versicherten sie, dass sie in einigen Tagen wiederkämen.<sup>9</sup>

Gegen Abend kam der Gast. Willstätter reichte seinem Kollegen seine eiskalte Hand und betrachtete ihn mit steinernem Gesichtsausdruck. Es fiel ihm schwer, die Rolle des erfreuten Gastgebers zu mimen. Auch Wieland blieb zurückhaltend und sah ihn schweigend an. Die Ereignisse des Tages waren ihm bekannt und er fühlte die moralische Pflicht, seinem ehemaligen Kollegen beizustehen. So saßen die beiden Seite an Seite, ohne ein Wort zu sagen. Elise trat ein, stellte das mit süßen Sachen beladene Tablett auf den Tisch und goss Tee ein. «Sie waren hier, im Haus», sagte der Gastgeber leise, «und ich habe mich versteckt.» Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke, der Gast könnte hier sein, um ihm ein weiteres Elend aufzubürden. «Was ist mit Dr. Rohdewald? Wird sie weiter arbeiten?» «Keine Sorge, solange ich im Amt bin, wird sie weiter arbeiten.»

Willstätter blickte ihn an und verspürte Erleichterung, dass der Mann, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, ihn in der Stunde der Not nicht enttäuschte.

«Zu meinem Bedauern gelang es mir nicht, 1935 die Entlassung von Professor Fajans zu verhindern, nachdem ihm die Staatsbürgerschaft entzogen worden war», setzte Wieland hinzu. «Es lag auch nicht in meiner Macht, die Entlassung von Professor Prandtl zu verhindern, der sich weigerte, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen<sup>10</sup>, oder die Entfernung von Dr. Georg-Maria Schwab, ein Halbjude und junger Wissenschaftler, der am Beginn seiner Karriere stand. Wie Sie wissen, war auch er gezwungen, uns zu verlassen.»<sup>11</sup> Wieland wandte den

Blick zu Willstätter und bemühte sich, weitere schlechte Nachrichten zurückzuhalten. Seiner Meinung nach blieb nur mehr, sich seiner weit verzweigten Verbindungen zu bedienen, um den Prozess der Auswanderung zu erleichtern.

«Ja, ich weiß», sagte Willstätter leise.

«Erich Schmidt hat sich scheiden lassen, um seiner Frau und seinem Sohn die Auswanderung nach England zu ermöglichen, das wissen Sie sicherlich.»<sup>12</sup>

«Auch ich muss auswandern», bemerkte Willstätter niedergeschlagen, «für mich war das die letzte Warnung.»

«Dr. Rohdewald wird weiter arbeiten können, auch nachdem Sie Deutschland verlassen haben. Ich hoffe sehr, dass die Reise nicht lange verzögert wird, aber das veranlasste nicht meinen plötzlichen Besuch bei Ihnen,» gab Wieland mit ruhiger Stimme zurück. «Man übt Druck auf mich aus, Ihre Bronzestatue aus der Eingangshalle zu entfernen. Inzwischen habe ich angewiesen, die Büsten von Adolf von Baeyer<sup>i</sup> und Justus von Liebig<sup>ii</sup> zu entfernen und im Keller zu verstecken.»<sup>13</sup> Er hüllte sich in Schweigen und sagte schließlich, dass er erinnere sich an die Feierstunden, als die Büsten im Vestibül aufgestellt wurden.

Willstätter hielt Lobreden auf Baeyer und Liebig ... aber er verweigerte eine Feier zu Ihrem eigenen Ehren.»<sup>iii</sup><sup>14</sup>

Die beiden tranken schweigend ihren Tee.

---

<sup>i</sup> Baeyers Bronzestatue, eine Arbeit des berühmten Bildhauers Hildebrand, wurde im Oktober 1905 in einer beeindruckenden Zeremonie zu Ehren seines 70. Geburtstages aufgestellt, der fast mit dem Datum zusammenfiel, an dem ihm der Nobelpreis verliehen wurde. Willstätter bezeugte seine Hochachtung, indem er zu der Zeremonie aus seinem Wohnort Zürich anreiste und ihm zu Ehren eine Rede hielt.

<sup>ii</sup> Die Bronzestatue von Liebig wurde anlässlich seines 50. Todestages aufgestellt. Die Skulptur wurde auf Anregung seines Schülers, eines wohlhabenden Industriellen, angefertigt, der für die Arbeit des Bildhauers aufkam. Aufgrund der Inflation der 20er Jahre und der Geldentwertung mußte Willstätter eine beträchtliche Summe aus eigener Tasche hinzufügen. Die Enthüllung fand wie geplant 1925 statt, vor Willstätters Ausscheiden.

<sup>iii</sup> Willstätter stimmte der Anfertigung seines Portraits zu. Die Bronzestatue wurde 1932 in seiner Abwesenheit aufgestellt, anlässlich seines 60. Geburtstages, den er alleine verbrachte. Die Bronzeskulptur, die Wieland verewigte, wurde zum ersten Mal 1952 aufgestellt, nachdem er den Nobelpreis gewonnen hatte.

## Zweites Kapitel

### Weggang aus Deutschland

Mitte September 1938 erhielt Richard Willstätter eine Einladung von Arthur Stoll, der in Arlsheim bei Basel wohnte. Wie er es gewohnt war, reiste er auch dieses Mal ausgestattet mit seinem deutschen Reisepass und dem schweizerischen Einreisevisum.<sup>15</sup> Stoll war einer seiner guten Freunde. Die Verbindung zwischen ihnen wuchs ganz allmählich im Verlauf der gemeinsamen Arbeits- und Schaffensjahre des passionierten Lehrers und des begabten Schülers. Willstätter lernte Stoll zuerst in Zürich kennen, als dieser seine Studien in der Abteilung für Lehrer der Naturwissenschaften begann. Nachdem es dem ausgezeichneten Studenten gelungen war, die erforderlichen Bedingungen für die Kristallisation von Chlorophyll zu finden, lud Willstätter ihn zu einem Gespräch und fragte ihn, ob er den sicheren Pfad des Naturkundelehrers am Gymnasium einschlagen wolle oder aber den beschwerlichen doch spannenden Weg des Wissenschaftlers.<sup>16</sup> Dieses Gespräch besiegelte Stolls Schicksal, und er wandte sich der wissenschaftlichen Karriere zu. Seine Doktorarbeit, die er bei Willstätter ausführte, widmete er der Chemie des Chlorophylls. Er begleitete Willstätter als Assistent an das Kaiser- Wilhelm-Institut in Berlin und arbeitete später mit ihm an der Münchner Universität zusammen, wo ihm eine außerordentliche Professur verliehen wurde, die ihm auch nach seiner Rückkehr in die Schweiz erhalten blieb. Stoll gründete die pharmazeutische Abteilung der Sandoz-Werke in Basel, und seine Forschungen trugen zur Herstellung von Medikamenten auf pflanzlicher Basis für die Behandlung von Herzkranken bei.

Im September 1938, während Willstätters Besuch in der Schweiz, fand in Berchtesgaden ein Gipfeltreffen statt, an dem Hitler und Chamberlain teilnahmen. Im Anschluss daran fanden Gespräche zwischen Chamberlain, Hitler, Daladier und Mussolini statt. Schließlich wurde in München ein Abkommen getroffen, demzufolge die Deutschen das Sudetenland anschließen konnten. Stoll war sich der Gefahr bewusst, die Willstätter in Deutschland drohte und er versuchte, seinen Gast mit der Begründung, dass zur selben Zeit auch weitere bekannte Wissenschaftler ins Ausland emigrierten, zu überzeugen, in Arlsheim

in der Schweiz zu bleiben.<sup>17</sup> Stoll bot seinem ehemaligen Lehrer an, zeitweilig in dem separaten Flügel seines geräumigen Hauses zu wohnen und ein weiteres Zimmer für seine Wirtschafterin frei zu machen, aber Willstätter weigerte sich unter dem Vorwand, dass er nicht bereit sei, als Flüchtling zu leben.

Am 5. Oktober, kurz vor seiner Rückkehr nach Deutschland, hörte Willstätter eine Nachricht im Radio, dass die Schweizer Regierung die Gültigkeit der alten deutschen Pässe annulliert habe und deutsche Staatsbürger verpflichtet waren, sich neue zu verschaffen. In den neuen Pässen der Juden war der Buchstabe «J» rot eingestempelt, eine Maßnahme, die es den deutschen Juden erschweren sollte, in die Schweiz zu emigrieren. Am 11. November entschied sich Willstätter, seinen Freund um Hilfe zu bitten und schickte ihm ein eiliges Telegramm. Stoll antwortete mit einem Telegramm, aber mittlerweile hatten sich die Dinge verändert. Nach den Ereignissen der «Kristallnacht» waren die Juden gezwungen, in langen Schlangen bei der Stadtverwaltung und den Regierungsstellen zu warten, insbesondere am Schalter für Devisen. Die Dinge wurden zusehends komplizierter. Willstätter bestand darauf, dass alles rechtmäßig verlief, «Das Gesetz gilt nicht für Sie» erklärten die Beamten, und als er sich wunderte, wie das sein könne, erhielt er die lakonische Antwort: «Wir haben geheime Anweisungen». Willstätter musste erfahren, dass jeder kleine Angestellte berechtigt war, ihn zu demütigen, ihn hin- und herzuschicken und sich nach Belieben über ihn lustig machen durfte. Darüber hinaus war es Juden laut der neuen Anweisungen nicht erlaubt, bestimmte Regierungsstellen aufzusuchen, sondern sie mussten sich an einen Anwalt arischer Herkunft wenden. «Der Umstand, dass Sie Eigentümer eines großen Privathauses und weiteren Besitzes sind, spricht gegen Sie. Sie müssen so schnell als möglich veräußern!» riet ihm der Anwalt. Und so musste er Eigentumssteuer, Auswanderungs- und sogar «Judensteuer» entrichten. Willstätter befand sich in einer Sackgasse: Die Finanzabteilung hatte sein Bankdepot gesperrt. Bürger nicht-arischer Herkunft waren gezwungen, ihre Depotbestände zu verkaufen, während die Finanzinstitutionen des Reiches ihnen den Verkauf untersagten. Willstätter erbat einen Kredit vom Direktor seiner Bank, der seine finanziellen Angelegenheiten bereits seit Jahren regelte, aber dieser wies ihn wiederholt

zurück. Und so kehrte er von einem weiteren Tag der Demütigungen nach Hause zurück, verzweifelt und am Ende seiner Kräfte.

Im Dezember ging die Angelegenheit von der Kanzlei des Notars in das Büro von Adolf Wagner, dem bayerischen Gauleiter. Innerhalb kurzer Zeit wurde Willstätter zu einem Gespräch geladen, in dessen Verlauf er gebeten wurde, die Besitzübertragung seines Privathauses sowie aller übrigen Vermögenswerte zu unterzeichnen. «Niemand zwingt Sie, auf Ihren Besitz zu verzichten» erklärte der Gauleiter. «Sie sind zu den verlangten Abtretungen nicht gezwungen. Es liegt aber in Ihrem eigenen Interesse. Andernfalls müssten Sie alle Folgen sich selbst zuschreiben ... Von Ihrem Pass könnte keine Rede mehr sein.» Willstätter hatte keine Wahl und wurde so zur Unterschrift genötigt.

Noch ein Mal mit einer kurzfristigen Ankündigung stand Wieland im Willstätters Hause und schlug vor, ihm einige seiner wertvollen Möbel und Antiquitäten abzukaufen.<sup>18</sup>

In jenen Tagen gingen die Zollbeamten von Haus zu Haus, bezeichneten die Gegenstände, die die Emigranten zurücklassen mussten und legten die Steuer für jeden einzelnen Gegenstand fest, der die Landesgrenzen Deutschlands passieren durfte. Willstätter war es nicht erlaubt, Gemälde zu behalten, die aus der Hand von arischen Malern stammten und musste Steuern auf die verbliebenen «nicht-arischen» Bilder entrichten.

Er hatte zu vielen der Gegenstände, mit denen er lebte, eine emotionale Bindung; das grüne Sofa, auf dem seine Frau vor 15 Jahren immer saß und ihren Sohn stillte; der mit roter Seide gepolsterte Sessel, auf dem seine Mutter saß, als Haber seinen 50sten Geburtstag beging und sie ein reges Gespräch mit ihm führte; der lange florentinische Tisch, an dem sich die Fakultätsmitglieder in seiner Dienstwohnung in der Arcisstraße versammelten. Die Regale der großen Bibliothek, die sich zu Beginn über sechs Zimmer erstreckte und später ein weiteres Zimmer füllte, drohten unter dem Gewicht der Bücher, die ihm Inspiration zu neuen Forschungen waren, zusammenzubrechen. Außerdem hatte er zu wenig Zeit, sich mit dem Verzeichnis all seiner Bücher, seiner

wissenschaftlichen Zeitschriften und der Abschlussarbeiten seiner Studenten zu beschäftigen, die er im Lauf der Jahre angesammelt hatte. Er wusste allerdings genau, wo jedes einzelne Stück Platz hatte. Willstätter richtete sich in seinem immer leerer werdenden Haus ein und schaute zu, wie fremde Menschen Gegenstände hinaustrugen, ihn seiner Vergangenheit beraubten - und etwas in seiner Seele erlosch. Er verbrannte eigenhändig einen Teil seiner Artikel und Aufzeichnungen, sogar noch unveröffentlichte Schriften, die vermutlich nie mehr erscheinen würden. Er entschied, die Notizhefte von Arthur Stoll und die gesamte Korrespondenz mit seiner Tochter, seiner Mutter und Fritz Haber zu behalten. Diese sollten ihn begleiten, solange er am Leben war.

Willstätter beabsichtigte, München noch vor Weihnachten zu verlassen, aber die Abreise wurde bis Mitte Januar 1939 verschoben. Und wieder tauchten Hindernisse auf, als man ihm Anfang Februar mit einer Forderung konfrontierte, der er nicht nachkommen konnte: Er sollte den von einem amerikanischen Notar beglaubigten Bescheid seines Bruders über dessen Nachlass vorweisen können, beruhend auf dem Verdacht, dass er einen Teil seines Vermögens in die USA transferiert habe. In diesem Moment ergriff ihn Verzweiflung und er fasste den Beschluss zu der vollkommen unrealistischen Idee, Deutschland ohne Pass, Visum oder Vermögen über den Bodensee, die Grenze zur Schweiz, zu verlassen. An einem stürmischen regnerischen Tag brach Willstätter zu seiner Reise auf. Er lief stundenlang, bis seine Kräfte nachließen und er sich nach einer Herberge umzusehen begann, obwohl alle Schilder «Juden ist der Eintritt strengstens verboten» verkündeten. Als er sich dem Seeufer in dem Versuch näherte, ihn mit einem Boot zu überqueren, wurde er von Polizisten aufgegriffen, die ihn zum Grenzübergang brachten. Der zum Ort berufene Gestapobeamte zeigte Humanität und Bereitschaft, ihm zu helfen, und nach Ablauf von zwei Tagen, während derer die notwendigen Dokumente aus München geschickt wurden, wurde er entlassen.<sup>19</sup>

Heinrich Wieland betrat das Zimmer seiner Sekretärin Christine Rieger und wies sie an, zum nächstmöglichen Zeitpunkt ein Treffen mit dem Rektor zu vereinbaren. Sie tat, wie ihr geheißen und traf eine Verabredung für den nächsten Tag. Danach bat er sie, die Professoren Sommerfeld, Perron und Tietze

anzurufen. «Sagen Sie ihnen, dass ich jeden von ihnen einzeln zu einem Gespräch von einigen Minuten erwarte. Die anderen hoffe ich gleich in der Universität anzutreffen.» Wieland kehrte in sein Zimmer zurück und begann, einen Brief an Leopold Kölbl, den Rektor der Universität, zu formulieren, in dem er ihn bat « ... im Interesse des Ansehens der Wissenschaft und unserer Universität Willstätter bei der Beschaffung der für die Ausreise nötigen Unterlagen behilflich zu sein ...»<sup>20</sup>

Im Zimmer der Sekretärin hatte sich ein schlanker junger Mann eingefunden. «Herr Erlenbach würde gerne ein Treffen mit Ihnen vereinbaren» sagte Frau Rieger und wies auf den großen Terminkalender.

«Erlenbach, Erlenbach» fragte Wieland und erforschte die ihm bekannten Gesichtszüge. «Ihr Vater hat 1927 bei mir promoviert, nicht wahr? Bitte, treten Sie ein. Wie geht es Ihrem Vater?»

«Mein Vater ist gestorben», sagte Erlenbach leise, «einige Tage vor der Kristallnacht. Sie kamen, um ihn nach Dachau abzuholen, aber da war er bereits nicht mehr am Leben.»

«Mein aufrichtiges Beileid» erwiderte Wieland peinlich berührt. «Wie kann ich Ihnen helfen?»

«Können Sie mir irgendeine Arbeit anbieten? Ich habe ein abgeschlossenes Jurastudium mit Referendarzeit.»

«Wenn Sie zwei Semester Chemie studieren, können Sie als Laborant anfangen.» Erlenbachs Gesicht hellte sich auf. «Gehen Sie zur Sekretärin und füllen Sie die Papiere aus. Schreiben Sie sich zum Studium ein. Melden Sie sich wieder bei mir, wenn irgendwelche Schwierigkeiten auftreten sollten.»<sup>21</sup>

Mit dem Brief, den Heinrich Wieland mit den Unterschriften von zehn Professoren eingereicht hatte, fuhr der damalige Rektor der Münchner Universität Professor Kölbl nach Berlin und regelte Willstätters Angelegenheiten im Gespräch mit Bernhard Rust, dem Reichminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.<sup>22</sup>

In den Abendstunden des 4. März 1939 überschritt Richard Willstätter die schweizerische Grenze bei Basel. Die Passkontrolle verlief reibungslos und dann

stand ihm Arthur Stoll mit weit geöffneten Armen gegenüber. Der betagte Forscher hatte Tränen in den Augen, und seine ersten Worte waren: «Ich hörte, daß viele, die in letzter Zeit, nach Überwindung mancher Ängste und Gefahren Deutschland verlassen konnten, jenseits der Grenze vor Freude den Hut schwenkten; ich möchte weinen.»<sup>23</sup>

## **Drittes Kapitel**

### **Autobiographie**

#### **Aufgespeichert in mir ist ein ungeheuer langer Filmstreifen**

Arthur Stolls Familie überschüttete den Flüchtling mit Zuneigung und half ihm, mit der Tatsache fertig zu werden, dass es diesmal kein Zurück gab. Nachdem er sich etwas erholt hatte, begann er, nach einer Bleibe im südlichen Kanton der Schweiz Tessin Ausschau zu halten, wo ein relativ angenehmes Klima herrschte. Im malerischen Ort Muralto oberhalb von Locarno fand er ein geräumiges Haus zur Miete, eine Villa umgeben von einem Garten, der sich über die Berghänge erstreckte und der ihn an den üppig blühenden Garten seines ehemaligen Hauses erinnerte, bevor sein Besitz enteignet wurde. Das zauberhafte Panorama der Berge, die Weinstöcke und Obstbäume an den Abhängen und unten in weiter Ferne das silbrige Wasser des Lago Maggiore, all das gab ihm ein Gefühl vom Paradies auf Erden, ein irrealer Ort inmitten des stürmischen Europa. Elise Schnauffer, die aus München anreiste, um ihm auch in der Schweiz zur Hand zu gehen, trug viel zu dem Gefühl des Wohlbefindens in seinem neuen Haus bei. «Ich bin viel mehr als zufrieden, ich bin beglückt...»<sup>24</sup> schrieb er an Arthur Stoll. Doch schnell sollte das Echo des Krieges die pastorale Ruhe aufstören. Verzweiflungsschreie der Verwandten seiner verstorbenen Frau erreichten ihn. Das ließ ihn nicht gleichgültig und er half ihnen finanziell. Schnell kehrte er zur disziplinierten Arbeit zurück. Dr. Rohdewald schickte ihm Versuchungsergebnisse und schrieb ihm, dass sie ihn bald besuchen würde, um mit ihm gemeinsam ihre letzte, wissenschaftliche Arbeit zu schreiben.

Anfang 1940 unterrichtete ihn seine Tochter Margarete, die ihr Domizil in den USA hatte, über die Geburt ihres ersten Sohnes, den sie im Gedenken an ihren verstorbenen Bruder Ludwig genannt hatte. Starke Gefühle regten sich in Willstätter. Das kleine Kind, das er vielleicht nie in seinem Leben sehen würde, verewigte die Erinnerung an Sophie, seine verstorbene Frau und an seinen Sohnes Ludwig. Während er aus dem Fenster blickte und das Telegramm in seinen Fingern knetete, erschien Sophie vor seinem geistigen Auge, wie sie den Sohn stillte.

Die gute Nachricht über die Geburt des Enkels veranlasste Willstätter, seine Autobiographie zu schreiben. Vor 13 Jahren hatte er das schon einmal versucht, doch nach dem Tode seiner Mutter gab er es wieder auf. Nun aber, mit fortschreitendem Alter, verblasste die Realität, verwischte die großen Zeitabstände, und es tauchten Ereignisse aus der Vergangenheit auf, die er in neuer Intensität durchlebte. Vor ihm lag keine Zukunft mehr und die Gegenwart hatte ihn an den Rand des Lebens gedrängt, die Erinnerungen blieben sein einziges Gut. Er wollte sie seinem Enkel hinterlassen.

So begann er, sich der Aufgabe des Schreibens mit ähnlicher Intensität hinzugeben, die seine wissenschaftlichen Publikationen auszeichnete. Er stand im Morgengrauen auf, saß ohne Unterlass am Schreibtisch und verzichtete auf Treffen mit Bekannten. Die häufigen Schmerzen, die er in der Brust verspürte, verstärkten sein Gefühl, dass es dem Ende entgegen ging und er seine Kräfte verdoppeln musste, um sein Werk vollenden zu können. Willstätter versuchte wesentlichen Linien seines Lebens zu beschreiben, dass er Ärger, Bitterkeit und Unruhe gekannt hatte. Einen besonderen Platz wollte er seinem Lehrer Adolf von Baeyer widmen, dem er seine Karriere verdankte; er wollte über seine guten Freunde Fritz Haber und Ferdinand Sauerbruch schreiben, und über die vielen Schüler, die einen wichtigen Platz in seinem Leben einnahmen.

Er hatte keineswegs die Absicht, ein literarisches Werk zu schreiben, sondern eher ein Buch, das sich mit Chemie beschäftigte, die ja den Großteil seines Lebens ausmachte. In einem Brief an Dr. Stoll schrieb er: «... Aufgespeichert in mir ist ein ungeheuer langer und genauer, bunter Filmstreifen von registriertem Menschlichem, wozu die tiefen Freundschaften mit großen Männern, die mir das Schicksal gewährt hatte, nicht wenig beitrugen. Aber es ist auch im Film des Erinnerns viel weniger Erfreuliches, Toleriertes scharf registriert. Und dagegen war ich im strömenden Reichtum des Lebens, wie es selbst nach wiederholten schweren Verarmungen immer blieb, meist gleichgiltig und viel zu gleichgiltig, während ich jetzt Akteure als Akteure, Puppen als Puppen, Egoisten als Egoisten, Carrieristen als aufgeblähte Emporkömmlinge, Verbrecher als Verbrecher unbekleidet in präzisem Bild vor mir stehen sehe ...»<sup>25</sup>

## **Willstätters Vergangenheit**

«Meine Vorväter waren Juden. 1720 waren sie in Karlsruhe und später auch in badischen Ortschaften ansässig ... Meine Vorfahren mögen in der Kaiserzeit mit römischen Legionen nach Germanien gekommen sein.»<sup>26</sup> Mit diesen Worten eröffnet er seine Autobiographie, als wolle er die jüdischen und die germanischen Wurzeln in eins setzen. Er skizziert den Stammbaum seiner Familie und schildert detailliert die Großväter mütterlicher- und väterlicherseits. Vater und Bruder handelten mit Textilien, und als sie Schwierigkeiten hatten, ihr Auskommen zu finden, wanderten sie in die USA aus. Auch dort hatten sie zu kämpfen, um die Existenz ihrer Familie zu sichern, die in Europa geblieben war, und es gelang ihnen nicht, sie zu sich zu holen. Die Kindheit in Karlsruhe erscheint in seiner Erinnerung in rosigen Tönen.

Nachdem jedoch sein Vater in die USA gegangen war, verzog die Mutter nach Nürnberg, und im Verlauf seiner Schulzeit am örtlichen Gymnasium den Antisemitismus seiner Schulkameraden erleiden musste. Der Umzug kam für ihn der Vertreibung aus dem Paradies gleich. Bereits mit dem 12ten Lebensjahr war er entschlossen, Chemiker zu werden, obgleich er damals von Wesen dieser Wissenschaft nur wenig wusste. Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, schrieb er sich 1890 zum Chemiestudium an der Technischen Hochschule München ein. Seine Mutter, die hoffte, dass ihr Sohn sich zu einem erfolgreichen Kaufmann erwickeln würde, fand wenig Gefallen an seiner beruflichen Wahl.

Die opulente Vielfalt des Studentenlebens beeindruckte ihn nicht so sehr wegen des Lehrstoffs. Das rege kulturelle Leben hatte es ihm angetan, und manchmal besuchte er die Oper oder das Theater, aber das Leben an sich war aufregender als jede Opernaufführung. Die erste Stufe der Chemie, analytische Chemie, erwies sich als trocken und langweilig. Ihn reizten mehr die zoologischen und geologischen Studien. Damals wäre ihm nie in den Sinn gekommen, dass seine Lehrer, die Professoren Richard von Hertwig und Paul von Groth, eines Tages zu seinen treuesten Freunden zählen würden. In der Hoffnung, dass die Studien dort interessanter wären, wechselte er zur Ludwig-Maximilian-Universität in München, aber auch dort musste er eine empfindliche Enttäuschung hinnehmen. Die Praktika, die er als junger Student der organischen Chemie durchführen musste, waren weder interessant noch anregend.

Die aufregenden Erfahrungen stellten sich erst nach dem Examen ein, zu Beginn seiner Doktorarbeit, die er bei Professor Einhorn auf dem Gebiet der Chemie des Cocains ausführte. Cocain gehört zu den Alkaloiden, das sind Inhaltsstoffe der Pflanzenwelt, von denen viele als Gifte und Heilmittel schon früh die Aufmerksamkeit der Chemiker fanden. Zu seinem Glück und zum Ärger von Einhorn übernahm Professor Adolf von Baeyer nach einigen Monaten seine Betreuung. Mit Beendigung der Dissertation 1894 verfertigte Willstätter die Rohfassung seiner ersten wissenschaftlichen Publikation. Baeyer bestand darauf, dass sein eigener Name, Baeyer, bei der Veröffentlichung nicht erscheinen sollte. Nachdem er den Entwurf gelesen hatte, äußerte er seinen Unmut über Willstätters Stil: «Schreiben Sie doch, wie Sie sprechen ... Schreiben Sie niemals eine längere Abhandlung!»<sup>27</sup> Seine diskreten Ratschläge und sein Wohlwollen halfen Willstätter auf seinem Weg.

Ohne Zögern wählte er die akademische Karriere, abermals zum Verdruss seiner Mutter, die darin keinen Sinn sah. In Fortsetzung seiner Cocain-Studien wählte Willstätter die verwandten Tropa-Alkaloide als Thema seiner Habilitationsarbeit. Da auch verwandten Alkaloiden dieser Gruppe hohe physiologische Wirkungen, u. a. als Lokalanaesthetika, zukamen, gelangte Willstätter bald zu geschäftlichen Verbindungen mit der Pharmafirma Merck.

Zwei methodische Ziele bildeten den Ausgangspunkt seiner Arbeit: Er wollte alle Arbeitsphasen nach exaktem Plan akribisch durchführen aber dabei stets ein wachsames Auge für alle unerwarteten Phänomene haben, die mitunter zu spannenden Entdeckungen führen konnten. Dergestalt hielt er zwei Schlüssel zum Erfolg in der Hand: Erstens eine systematische Arbeitsweise und zweitens das Verzauberte, Magische, das manchmal gerade im unerwarteten Moment das Tor zum Erfolg öffnete. Auf Reisen oder mitten in der Nacht, wenn er schweißüberströmt mit einer neuen Idee aufwachte, die keinen Aufschub duldete. Es trieb ihn eilig zurück ins Laboratorium, um die Idee im Versuch zu überprüfen.

Der systematische Abbau der Tropins führte zum Cycloheptatrien-Ring. Anschließend gelang ihm in vielstufigen Reaktionsfolgen die Totalsynthese des

Tropins und verwandter Verbindungen, frühe Beispiele erfolgreicher Naturstoffsynthesen.

Baeyer übte Druck auf ihn aus, sich zu beeilen und die Ergebnisse seiner Synthese von Tropin zu publizieren. Mit dieser Arbeit machte Willstätter auch auf Irrtümer renommierter Chemiker aufmerksam, die als Kapazitäten auf ihrem Gebiet galten. «Il faut être de son temps» – «Man muss mit der Zeit gehen», pflegte Baeyer auf Französisch zu sagen. Der Erfolg eines Chemikers hängt von der Schnelligkeit seiner Veröffentlichung ab, bevor ihm jemand anderes zuvorkommt.

Baeyer verlangte als Direktor des Institutes, dass ihm jede Arbeit vor der Veröffentlichung vorgelegt werde. Nachdem Willstätter ihm die Rohfassung gezeigt hatte, in welcher er die Synthese der Aminosäure Prolin beschrieb, die zur damaligen Zeit noch nicht bekannt war, bat Baeyer ihn eindringlich, diesen Aufsatz zurückzustellen; sein Freund Emil Fischer<sup>iv</sup> hatte dieselbe Aminosäure soeben aus natürlichem Material isoliert. Willstätter war über diesen Aufschub sehr verärgert und trug dies seinem Doktorvater nach. Erst viele Jahre später verstand er, dass Baeyer aus ethischen Erwägungen gehandelt hatte, indem er es vorzog, nicht in das Forschungsgebiet eines anderen Kollegen «einzudringen».

Nach Beendigung seiner Habilitation, die er mit der Auszeichnung *summa cum laude* absolvierte, sollten die guten Zeiten und die Befriedigung durch kreative Arbeit eingeschränkt werden. Von nun an musste Willstätter fünf oder sechs Seminare halten und war befugt, eigene Studenten zu betreuen. «Verwenden Sie keine Zeit auf Ihre Vorlesungen!» riet ihm Baeyer. «Wir Chemiker können keine schönen wissenschaftlichen Alltagsvorlesungen halten, gewiß nicht ohne Schaden für unsere Schüler und unsere Arbeit.»<sup>28</sup>

Jeden Morgen gegen sieben suchte Willstätter das Institut auf. Um neun eilte er in den Hörsaal, und danach traf er sich mit seinen Doktoranden. In der verbleibenden Zeit bemühte er sich, zwischen den Laboratoriumstischen die Blicke zu beantworten, die ihn um Rat oder Hilfe ersuchten. Nach Beendigung

---

<sup>iv</sup> Emil Fischer war der erste, der die Aminosäure Prolin isolierte, während Willstätter der erste war, der sie synthetisierte und sie mit der chemischen Nomenklatur benannte.

der Laborphase nahmen ihn die sich in die Länge ziehenden Sitzungen in Beschlag. In den Abendstunden verspürte er dann jene bleierne Müdigkeit, «die von den Füßen und Beinen zum Kopf aufsteigt». Nun ging er daran, Briefe zu beantworten und sich ohne weiteren Aufschub an die Korrekturen der Abschlussarbeiten und Manuskripte seiner jüngeren Mitarbeiter zu setzen, und erst spät am Abend war er frei, zuhause seine Vorlesungen vorzubereiten. Oder aber die Müdigkeit übermannte ihn und er ging schlafen, stand dann jedoch um fünf Uhr früh wieder auf, um die Vorbereitungen zu Ende zu führen.

### **Ich glaube an den Gott Spinozas**

Im August 1899 sandte Baeyer einen Brief an Willstätter und lud ihn zu einem Besuch in seine Starnberger Villa bei München ein, wo er das Wochenende zu verbringen pflegte. Baeyer betonte, dass er ihm eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Obgleich die beiden sich fast täglich sahen, hatte Baeyer die Angewohnheit, Briefe zu senden, wenn er wichtige Nachrichten mitzuteilen hatte. In diesen Tagen traf Willstätter den Mineralogen von Groth auf dem Flur, der ihn im ersten Semester seines Studiums unterrichtet hatte. Groth streckte ihm die Hand entgegen und sagte: «Jetzt darf man Ihnen ja zum Extraordinarius gratulieren?»<sup>29</sup> Etwas später stellte sich heraus, dass genau zu jener Zeit an der Technischen Universität eine reguläre Professur vakant war. Willstätter saß am Sonntag in Baeyers Haus, aber eine wichtige Nachricht wurde ihm nicht mitgeteilt. Ihm war aber schon bekannt, dass Baeyers Schwiegersohn, Dr. Oskar von Piloty, den begehrten Ruf erhalten hatte, denn « das Kabinett der Damen hatte über Nacht gesiegt.» Aber es könnte auch sein, dass die Entscheidung ganz anderen Erwägungen zu verdanken war, die keineswegs von Baeyer abhingen. In jenen Tagen nämlich saß Baeyer mit Willstätter beisammen und mit Hinweis auf seine Beiträge in den Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft, sagte er zu ihm: «Jetzt haben Sie gewonnenes Spiel», und fuhr fort: «Sie müssen sich aber taufen lassen!» Der Rat war kurz und so fiel auch die Antwort aus. Das hatte er aus dem Mund eines großen Mannes, dem er keinerlei Opportunismus zuschrieb, nicht erwartet und er war tief gekränkt. Willstätter lehnte rigoros jeden Zusammenhang zwischen Konversion zum Christentum und wissenschaftlicher Karriere ab. Er war überzeugt, dass ein Mensch seinen Glauben nicht

entsprechend materieller Vorteile wählen könne. Baeyer gab keine weitere Erklärung, er war kein Mann vieler Worte.

Einige Jahre später saßen sie wieder zusammen, Baeyer schwieg eine Weile und es fiel ihm schwer, das Gespräch zu eröffnen. «Lieber Willstätter, was wollen Sie denn nun werden? Einen Ruf können Sie nicht bekommen und in der Industrie gibt es keine Möglichkeiten für Sie.»<sup>30</sup> Nun verstand Willstätter, dass er Baeyer dankbar sein konnte, dass er die Habilitationsprüfung nicht von der Taufe abhängig gemacht hatte, sondern seiner Arbeit als Assistent zustimmte, obgleich das weit über die üblichen Gepflogenheiten hinausging.

Baeyer kam aus Großberlin, in dem sich seit dem 18. Jahrhundert unter Duldung der Regierung eine Vermischung von Juden und Christen vollzogen hatte. Der Akt der Taufe symbolisierte die Überwindung gesellschaftlicher Schranken, die die Laufbahn für Kandidaten öffentlicher Ämter wie Richter, Regierungsbeamte oder Offiziere verhinderten. Baeyers Vater, Jochanan Jakob Baeyer war der Sohn einer protestantischen Bauernfamilie, der als Hauptmann in der preußischen Armee gedient hatte, während seine Mutter Eugenia aus einer jüdischen Familie stammte. Sein Großvater ließ sich als Student taufen, kämpfte gegen Napoleon und wurde ein bekannter, in der deutschen Gesellschaft assimilierter Publizist.<sup>v</sup> Im Gegensatz zu Baeyer stammte Willstätter aus provinziellen Kreisen, die dem Judentum trotz ihres religiösen Liberalismus eng verbunden waren. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, seine Religion wegen außerreligiöser Beweggründe zu wechseln, erst recht nicht, wenn das Motiv ausschließlich auf persönlichem Vorteil beruhte. Sein Verhältnis zum Glauben glich dem Albert Einsteins, der einst sagte: «Ich glaube an den Gott Spinozas, der sich in der Harmonie und Schönheit der Natur offenbart, aber nicht an einen persönlichen Gott, der sich um das Schicksal des Einzelnen kümmert.»<sup>31</sup>

Willstätters Augenmerk galt der Chemie und Biochemie des Chlorophylls, das den grünen Farbstoff in den Blättern der Pflanzen bildet. Chlorophyll ist der Photosensibilisator, der die licht-induzierte Reduktion des Kohlendioxids mit

---

<sup>v</sup> 1933 wurde beide Söhne Adolf von Baeyers aufgrund ihrer jüdischen Herkunft entlassen – Hans, Orthopäde und Professor an der Heidelberger Universität, und Otto, Professor für Physik an der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin.

Wasser unter Bildung von Kohlenhydraten (Zucker, Stärke) und Sauerstoff ermöglicht.

Das Chlorophyll, mit dem Willstätter 1906 seine Studien begann, kam von der Firma Merck und war stark verunreinigt, u. a. mit Kupfer, das aus den Kupferkesseln der Spinat-Extraktion als Artefakt stammte. Das Blattgrün ist sehr empfindlich, und seine Reinigung erforderte besondere Experimentierkunst, die Willstätter entwickelte. Es gelang ihm, die nativen Chlorophylle a und b (3:1, eng verwandt) als Magnesiumkomplexe zu isolieren. Ende 1906 bekam er Kristalle des Chlorophylls, für den Chemiker ein Indiz hoher Reinheit.<sup>vi</sup> Die weitere Erforschung des Chlorophylls ermöglichte tiefe strukturelle Einblicke und unterstrich dessen Verwandtschaft mit dem roten Blutfarbstoff in Hämoglobin.

### **Die Heirat mit Sophie Leser**

Willstätter pflegte seine Ferien bei Verwandten in Wiesbaden zu verbringen. Im Verlauf dieser Urlaube ritt er viel, eine Sportart, die er sehr mochte. In den Pessachferien des Jahres 1903 konnten seine Verwandten ihn nicht beherbergen sodass er in einem Hotel Quartier nehmen musste. Eines Morgens führte er in der Lobby des Hotels ein anregendes Gespräch mit einem der Gäste, einem Geschichtsprofessor aus Heidelberg. Der Mann, ein Jude namens Leser mit einem langen grauen Bart, war sehr freundlich und bat ihn zum Frühstück an seinen Tisch. So lernte Willstätter seine Tochter kennen, Sophie Leser, die vier Jahre jünger war als er. Sophie war eine gebildete und geschmackvoll gekleidete Frau, die Sozialwissenschaften, Literatur und Kunst studierte. Sie war auch eine gute Tennisspielerin und nahm an Turnieren teil. Bereits während der Ferien fühlte er sehr stark, dass er sie zur Frau nehmen wollte. Anfangs fürchtete er, dass es sich um einen einseitigen Herzenswunsch handelte, doch nach einigen Tagen durfte er erfahren, dass auch sie an ihm Gefallen fand und mit Bedauern die verbleibenden Tage des Urlaubs zählte. An ihrem letzten Tag während des

---

<sup>vi</sup> „Untersuchungen über Chlorophyll“, ein 1913 mit seinem langjährigen Mitarbeiter Arthur Stoll verfasstes Buch, schloss Willstätter Studien ab, ohne dass die Struktur gesichert war. Beiträge von anderer Seite, vor allem von Hans Fischer (TU München) und James B. Conant (Harvard University), führten zur heute gesicherten Chlorophyll-Struktur. Die von R. B. Woodward 1960 beschriebene Totalsynthese lehrte, wie rasch sich die synthetische Methodik entwickelt hat.

Abendessens lud ihr Vater ihn nach Heidelberg ein. Willstätter nahm erfreut an und nach einigen Wochen fand die Verlobung statt. In den verbleibenden zwei Monaten bis zur Hochzeit war er an den Wochenenden oft zu Besuch in Heidelberg und während ihrer ausgedehnten Spaziergänge erzählte er ihr von seiner Arbeit. Er freute sich, dass seine Verlobte Interesse zeigte und nach ihrer Hochzeit begleitete sie ihn ständig zu seinen Hauptvorlesungen in die Universität. Er betrachtete sie mit Stolz und lächelte ihr verstohlen zu. Ihr Erstgeborener, Ludwig, kam im Oktober 1904 zur Welt – kein Jahr war vergangen, seitdem die beiden sich zum ersten Mal getroffen hatten.

## Viertes Kapitel

### Professur in Zürich

An einem Junimorgen 1905 saßen zwei Männer, ein älterer und ein junger, in der letzten Reihe des Hörsaales. Die beiden gehörten nicht zu den regelmäßigen Hörern Willstätters. Direkt nach Ende der Vorlesung verließen sie den Saal, wandten sich an das Büro von Professor Baeyer und betraten wenige Minuten später das Laboratorium. Es war wie ein Märchen. Der ältere von beiden, Dr. Robert Gnehm, war der Schulratspräsident des Direktoriums der höheren Bildungsinstitute in der Schweiz, während sein Neffe in der Zukunft die Funktion des Schweizer Konsuls ohne Geschäftsbereich in München einnehmen sollte. Die beiden waren gekommen, um Willstätter eine Professur im Chemischen Institut der Technischen Hochschule Zürich anzutragen. Die Professur war vakant in Folge der Erkrankung von Professor Eugen Bamberger, der ebenfalls aus München kam.

«Glauben Sie mir, daß es so richtig ist. Ich handle einzig und allein in Ihrem Interesse.»<sup>32</sup> schrieb Baeyer in einem Brief, den er ihm am 24. Juni sandte und Willstätter eindringlich riet, zuzusagen. Nachdem sich Willstätter in Zürich etabliert hatte, erzählte ihm Dr. Gnehm allerdings, dass Baeyer von seiner Berufung abriet und stattdessen seinen Schwiegersohn empfahl. Die endgültige Entscheidung hing jedoch nicht von ihm ab und nachdem die Angelegenheit besiegelt war, schickte Baeyer ihm einen Brief: «Ich empfinde dies so, wie wenn man seine Tochter weggeben muss.»<sup>33</sup> Das war in der Tat sein ursprünglicher Plan.

Sein Wechsel nach Zürich (1905) war mit großen Hoffnungen verbunden. Er mietete eine große Wohnung am Eingang der Stadt. Vor dem Haus erstreckte sich eine große Rasenfläche umgeben von Sträuchern und Obstbäumen. Von seinem Arbeitszimmer aus erblickte er das Panorama der Berge und den See und dieser Anblick vertrieb ihm die Müdigkeit, die sich im Laufe des Tages

angesammelt hatte. In den Schweizer akademischen Kreisen wehte ein liberaler Wind und politische Exilanten aus dem zaristischen Russland wurden als ebenbürtig aufgenommen. Französische, deutsche, italienische und schweizerische Kandidaten wetteiferten um die besten Stellen an der Universität. Allein Niveau und Begabung der Kandidaten dienten als Kriterium für die akademischen Positionen, und daher wurden auch Bewerber nicht-arischer Herkunft angenommen. Die internationale Studentenschaft war hochmotiviert. Zwischen ihnen und dem akademischen Lehrpersonal entstanden freundschaftliche Beziehungen, die in gemeinsamen Festen und Ausflügen ihren Ausdruck fanden und den Gemeinschaftsgeist festigten. Hierarchische Unterschiede gab es nicht, während des Mittagessens konnte sich der Mechaniker, der in Deutschland als niederer Dienstleistender betrachtet wurde, neben Willstätter niederlassen und ein Gespräch mit ihm beginnen.

Dr. Gnehm, der ihm väterlichen Schutz angedeihen ließ, schenkte ihm sein volles Vertrauen. Trotz seiner hohen Position blieb Gnehm bescheiden und verhielt sich respektvoll. Zum Ende des ersten Semesters schlug Willstätter vor, das ihm zur Verfügung stehende Forschungsbudget mittels der Restgelder des vergangenen Jahres zu erhöhen, was auch genehmigt wurde. Die Forschungsthemen begeisterten Willstätters Studenten. Viele Bewerber aus der Schweiz und aus anderen Ländern wandten sich an ihn, mit der Bitte, ihre Arbeiten zu betreuen und seine Publikationen erregten großes Interesse in Chemikerkreisen. Auch die von ihm gepflegten persönlichen Beziehungen trugen zu seiner Beliebtheit bei. Willstätter achtete bei jeder seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen darauf, die Namen seiner jungen Forschungsassistenten zu erwähnen. Ein Verhalten, das sich von den Gepflogenheiten vieler anderer unterschied, die ihre Studenten als billige Arbeitskraft betrachteten. Aus seiner Sicht stellt wissenschaftliche Arbeit nicht eine Ware, die den Händler wechselt. Erst recht schlägt man einem jungen Menschen kein Forschungsthema vor und erwartet Ergebnisse von ihm, ohne dass sein Betreuer in die verschiedenen Stadien des Projekts involviert ist. Die Verantwortung artikuliert sich in angemessener Betreuung und muss auch in der Vorbereitung der zur Publikation vorgesehenen Artikel zum Ausdruck kommen. Willstätter hatte erheblichen Einfluss auf den Karriereverlauf seiner Schüler und konnte

beeindruckende Ergebnisse für sich verbuchen: Viele von ihnen erlangten führende Positionen an deutschen, französischen, polnischen und britischen Universitäten.

Willstätter unterhielt freundschaftliche Beziehungen mit einigen Professoren und auch mit Leuten außerhalb der akademischen Welt. Im letzten Jahr seines Aufenthaltes in Zürich, zu spät nach seinem Dafürhalten, stellte er sich Dr. Ferdinand Sauerbruch vor und schnell entwickelte sich zwischen ihnen eine tiefe Freundschaft. Dr. Sauerbruch war ein kleiner glatzköpfiger Mann und anregender humorvoller Gesprächspartner mit kaum zu bremsender Energie. Seine glänzende Karriere begann als Chirurg in der Schweiz. Seine Klinik wurde von vielen herausragenden Leuten aus aller Welt besucht, auch von der Familie des russischen Zaren, die die Schweiz für medizinische Behandlungen aufzusuchen pflegte. Obgleich Sauerbruch moderate Honorare verlangte, behandelte er die russischen Exilanten des gesamten politischen Spektrums kostenlos. Politik interessierte ihn nicht. Eines Tages traf er auf einer Bank vor dem Krankenhaus zufällig auf einen glatzköpfigen Mann von kleiner Statur, der ein geschwollenes Gesicht hatte. Als er ihn nach seinem Befinden fragte, gab ihm der Mann zur Antwort, dass ein schmerzender Zahn die Schwellung verursacht habe. «Warum gehen Sie dann nicht zum Zahnarzt?» fragte Sauerbruch. «Weil ich kein Geld habe» antwortete er. Sauerbruch zog dem Mann den kranken Zahn. Damals hieß der Mann Uljanow, später nannte er sich Lenin. Ein anderes Mal wurde er von einem Studenten, einem russischen Anarchisten, zu dessen kranker Mutter gebeten. Später, in den Tagen der Revolution in München, rettete ihm dieser Anarchist dann das Leben.<sup>34</sup>

Der Aufenthalt in Zürich kam Willstätter sowohl in privater als auch in beruflicher Hinsicht zugute. Sophie etablierte sich als Dauerhörerin im Vorlesungssaal, obgleich das Niveau der Vorlesungen höher war als in München. Sie hatte ihren Stammsitz auf einer Bank am Rand der vierten Reihe. Er bezog sie in seine Arbeitspläne ein und sie genoss seine Freude über die guten Fortschritte der Studenten. Im Frühjahr 1906 wurde ihre Tochter geboren, und die Eltern nannten sie Margarete, denn am Tag ihrer Geburt begannen die Margeriten zu blühen, die unter dem Fenster ihrer Wohnung wuchsen.

Die beiden Kinder entwickelten sich prächtig. Ludwig, der noch in München geboren wurde, war ein mutiger Junge mit einer beeindruckenden Ausdrucksbegabung. Manchmal erfand er Worte und zeigte bereits im zarten Kindesalter eine Vorliebe für die Natur. Doch die familiäre Idylle fand am 1. Mai 1908 ein jähes Ende. Sophie erkrankte. Der herbeigerufene Hausarzt untersuchte sie in ihrer Wohnung, diagnostizierte eine Blinddarmentzündung und noch am selben Abend wurde sie ins Krankenhaus eingeliefert. Der renommierte behandelnde Chirurg entschied, sie erst am Morgen des nächsten Tages zu operieren, weil es zu jener Zeit nicht üblich war, Operationen in den Nachtstunden auszuführen. Sophie wurde erst 36 Stunden nach der Erstdiagnose operiert, und in der ersten Woche hofften alle, dass sie sich bald erholen würde. Willstätter wich nicht von ihrer Seite und übernachtete in einem winzigen Zimmerchen, das an ihr Zimmer angrenzte. In den frühen Morgenstunden eilte er zu seinen Vorlesungen an die Universität und kehrte sofort danach zurück ins Krankenhaus, um Professor Krönlein aufzulauern. Der aber fertigte ihn mit einem zweideutigen Schulterzucken ab, das ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ. Sophie stand nicht mehr aus dem Krankenbett auf. Nach ihrem Tod begann Ferdinand Sauerbruch, der ein Schüler von Professor Krönlein war, in seiner Klinik auch nachts Operationen vorzunehmen, um ähnlich tragische Fälle für die Zukunft zu verhindern.

Willstätters Tage wurden bitter und schwer erträglich. Wegen seiner kleinen Kinder bemühte er sich, so gut er irgend konnte, ein freundliches Gesicht aufzusetzen. Die dauernde Sorge um die Kinder und die zweifache Aufgabe als Vater und Ersatzmutter fesselten ihn ans Haus. Er war sehr darauf bedacht, mit den Kindern zu spielen, sich am Abend mit ihnen zu unterhalten und las ihnen vor dem Schlafengehen Geschichten aus der griechischen Mythologie vor. Er achtete darauf, in den Nächten nicht außer Haus zu sein. Zehn Jahre lang nahm er keinerlei Urlaub, um die vorlesungsfreie Zeit zum Schreiben seiner Artikel nutzen zu können.

## Fünftes Kapitel

### In Berlin

#### **Das Institut, das nach Kaiser Wilhelm benannt wurde**

Parallel zum raschen wissenschaftlichen und industriellen Fortschritt des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts schlugen namhafte deutsche Wissenschaftler vor, in Deutschland nach internationalen Vorbild renommierte Forschungsinstitute zu gründen, so wie etwa das französische Pasteur-Institut, die britischen Colleges oder das Rockefeller-Institut für Grundlagenforschung in den USA. Kaiser Wilhelm II. brachte seine Bereitschaft zum Ausdruck, als Schutzpatron für ein solches Institut zu wirken und sich für die Aufbringung der erforderlichen Gelder aus der Industrie und bei den Banken zu verwenden. Schnell nahm der Plan Gestalt an und 1910, anlässlich der Feierlichkeiten zum hundertjährigen Bestehen der Berliner Universität, gab der Kaiser offiziell die Gründung der «Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.» bekannt, in deren Rahmen viele Forschungsinstitute errichtet wurden. Der Kaiser stellte den Instituten Baugrund zur Verfügung, der sich im Besitz der königlichen Hohenzollern-Familie in Dahlem, einem Vorort von Berlin, befand. Sie sollten es den besten deutschen Wissenschaftlern ermöglichen, sich ganz auf die Forschung zu konzentrieren und von der Lehre freigestellt zu werden.<sup>35</sup>

Zur Zeremonie der Institutsgründung waren Gäste der meisten europäischen Universitäten sowie die Elite der deutschen Wissenschaftler eingeladen. Willstätter hatte das Vergnügen, mit einer unerwarteten Einladung beehrt zu werden und an der Feierlichkeit teilnehmen zu dürfen. Kaiser Wilhelm II. beehrte die geladenen Gäste mit seiner Anwesenheit, weshalb alle gebeten wurden, sich nach bestem preußischem Protokoll bereits einen Tag vorher zu versammeln, um den Ablauf der Zeremonie zu proben, wenn sie an seiner Majestät dem Kaiser vorbeidefilieren würden. Der angenehme Aspekt dieser Versammlung bestand zweifellos in der günstigen Gelegenheit, mit der Crème de la Crème der internationalen Wissenschaftlerelite direkt zusammenzutreffen.

Der Kaiser unternahm keinerlei Anstrengung, seine Langeweile während des langatmigen offiziellen Festaktes zu verbergen und begann sich erst zu

amüsieren, als er selbst aktiv am Geschehen teilnahm. Wie bei derlei Anlässen üblich, eröffnete der Bürgermeister von Berlin die Feierlichkeiten mit Grußworten, verlas danach die Namen der Ehrenbürger der Stadt und der Träger der Ehrendoktorwürde der Universität Berlin, und erst im Anschluss daran verlieh der Kaiser Professor Emil Fischer den Titel des kaiserlichen Geheimrates. Dann waren die Industriellen und Bankiers an der Reihe, die die Gründung des neuen Institutes so großzügig unterstützt hatten. Ihnen wurden Adelstitel verliehen und Ernennungsurkunden zu Senatoren überreicht. Der Theologe und Historiker Adolf Harnack, der die preußische Staatsbibliothek gegründet hatte und zu den Vertrauten des Kaisers zählte, wurde zum Präsidenten der Gesellschaft ernannt und erhielt das Adelsprädikat «von».<sup>36</sup> Die besten deutschen Wissenschaftler wurden gebeten, sich an der wissenschaftlichen Planung der Einrichtungen zu beteiligen: Emil Fischer, organischer Chemiker (Nobelpreis 1902), Walter Nernst, Physikochemiker (Nobelpreis 1920) und Max Planck, Physiker (Nobelpreis 1918).

Die bedeutenden Entscheidungen jedoch fanden hinter den Kulissen statt. Während der Verleihung der Ehrentitel trat Professor Emil Fischer an Willstätter heran, machte zunächst leichte Konversation und fragte ihn schließlich, ob er bereit wäre, auf seinen Vorschlag einzugehen und zu Gunsten einer Stelle in dem neuen Institut für Chemie in Berlin, dessen Errichtung innerhalb der nächsten zwei Jahre vollzogen werden sollte, auf seine Position an der Universität Zürich zu verzichten. Dieses Angebot schmeichelte Willstätter und war ein Beweis, welches Renommé er innerhalb der deutschen Wissenschaftlerkreise erworben hatte. Was wäre schöner als diese Freude mit Sophie teilen zu können ...! Er antwortete zurückhaltend und erbat Bedenkzeit, denn er fühlte sich Dr. Gnehm, dem Präsidenten des Direktoriums der Universität Zürich, verpflichtet, der sich ihm gegenüber stets konzilient und korrekt verhalten hatte.

Der physikalische Chemiker Fritz Haber, dem ein besonderer Ruf dank der Ammoniaksynthese aus den Elementen Stickstoff und Wasserstoff vorauselte, war aufgrund der Empfehlungen der Gründungsmitglieder als Direktor des Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie vorgesehen. Sein Institut war das erste, das fertig wurde. Die an sich einfache Idee, die Luft als

unerschöpfliche Quelle des Stickstoffs der Luft zu hydrieren, hatten auch andere, ältere Wissenschaftler vor Haber, waren aber mit diesem Versuch gescheitert und hegten ihm gegenüber Missgunst und Feindseligkeit.<sup>37</sup> Walter Nernst versuchte die Gültigkeit der von Haber anfangs veröffentlichten Forschungsdaten in Abrede zu stellen. Zweifellos bereiteten die verächtlichen Reaktionen von akademischer Seite Haber eine bittere Enttäuschung, wohingegen die Industrie gelernt hatte, das in der Ammoniaksynthese verborgene Potential zu schätzen. Die Industrie unterstützte ihn, und finanzierte seine Forschung. Der Ingenieur Carl Bosch (BASF AG) passte die Bedingungen und Katalysatoren der Ammoniak-Synthese den Erfordernissen der industriellen Praxis an. Nachdem der Ammoniaksynthese ein unbestrittener Erfolg zuteil wurde, änderte Nernst seine Meinung über Haber, unterstützte ihn offen und förderte sein Weiterkommen.

Haber war energisch, ehrgeizig und verfügte über einen eisernen Willen. Er war auf vielen Gebieten Autodidakt, hatte aber gelernt, seine wissenschaftlichen Entdeckungen in industrielle Anwendbarkeit umzuwandeln. Außerdem war er als nervöser Mensch bekannt, der zu Wutausbrüchen neigte und leicht in Streit geriet, obgleich er immer bereit war, sich zu versöhnen und nicht zögerte, sein Bedauern kundzutun und sich zu entschuldigen. Seine engen Freunde waren bemüht überflüssige Spannungen zu vermeiden. Haber war eine schnelle analytische Denkweise zu eigen. Er war in der Lage, seinen Zuhörern in zwei zusammenfassenden Sätzen die Essenz eines Problems zu erhellen, für die ein anderer Kollege einen zweistündigen Vortrag benötigt hätte.

Haber wirkte viele Jahre lang als Dozent an der Universität Karlsruhe, aber sein akademischer Status bereitete ihm Pein und Frustration. Seine Beförderung zum Professor, die ihm Handlungsfreiheit und selbständige Forschung gewährt hätte, wurde lange hinausgezögert. Er nahm an, dass seine Beförderung wegen seiner jüdischen Herkunft aufgeschoben wurde, und im Alter von 25 beschloss er zu konvertieren. Sein Vater brach daraufhin den Kontakt zu ihm ab und Fritz Haber, dessen Mutter bereits lange verstorben war, litt sehr darunter.

Die Bitte, das Kaiser-Wilhelm-Institut in der deutschen Hauptstadt zu errichten, verschaffte Haber große Genugtuung. Er ging mit Feuereifer an die neue Aufgabe und verschrieb sich dem Vorhaben, Willstätter zu überzeugen,

nach Berlin umzusiedeln. Zu Beginn ihrer offiziellen Korrespondenz adressierten sie einander überaus höflich und formal als «Hochverehrter werter Herr Kollege», aber allmählich hieß es «Verehrter Herr», und im Verlauf ihres Briefwechsels wurde daraus «Lieber Freund» und schließlich «Lieber Richard» und «Lieber Fritz», was die starke freundschaftliche Bindung zwischen den beiden bezeugt.<sup>38</sup>

Haber gelang es, in seinen Briefen Themen zu erwähnen, die Willstätter ansprachen. In einem seiner ersten Briefe vom 10. April 1910 schrieb er an Willstätter, dass er eine Unterredung mit der großen Koryphäe hatte, dem alten von Baeyer. «Er hat mir viel von der Geschichte der Chemie erzählt und das von dem Gesichtspunkt aus, daß Liebig im Grunde außerordentlich überschätzt wird. ... Vielleicht wird in abermals 30 Jahren ein Nachfolger Baeyers einem jüngeren Fachgenossen erzählen, wie viel größer die Geltung Baeyers sei als sein Verdienst. ... Dazu ist dann gekommen, dass mich v. Baeyers Ablehnung gegen die physikalische Chemie betrübt hat. Das Unverständnis der größten Vertreter einer Wissenschaft ist besonders traurig.»<sup>39</sup> In seinen 70iger Jahren fiel es Baeyer schwer, die Bedeutung der neuen Wissenschaftszweige zu verstehen, aber Willstätter brachte ihm Geduld entgegen, und es tat der Wertschätzung für seinen Lehrer keinen Abbruch.

1911 sollte in Karlsruhe die Naturforscherversammlung stattfinden. Haber war für die Kongressorganisation verantwortlich, lud Willstätter ein, über das Chlorophyll vorzutragen und hoffte, ihn näher kennen zu lernen. «Hochverehrter Herr Kollege!» schrieb er, «Sie haben mir in der letzten Arbeit über das Chlorophyll wieder einen Respekt und ein Gefühl für die Größe der organisch-chemischen Arbeit zurückgegeben und dafür danke ich Ihnen. Gleichzeitig kann ich nicht unterlassen zu sagen, daß kein Fortschritt seit Jahren mit so viel Kraft, Intuition und Überzeugungsvermögen erscheint. [...] Ich bitte Sie, erweisen Sie der Stadt Karlsruhe die Ehre, bei der diesjährigen Naturforscherversammlung darüber zu sprechen, was Sie auf dem Gebiete des Chlorophylls entdeckt haben. Mir aber gestatten Sie schon heute die Bitte, daß Sie bei uns wohnen möchten. Meine Frau und ich würden uns auf das lebhafteste darüber freuen.»<sup>40</sup>

Nachdem Willstätter verlauten ließ, dass er willens war, dem Ruf nach Berlin zu folgen, suchte Emil Fischer ihn in seinem Haus in der Schweiz auf, um die Bedingungen zu verhandeln und versuchte, ihn zu locken: «Sie werden ganz unabhängig sein, niemand wird sich um Sie kümmern und Ihnen dreinreden.»<sup>41</sup> Willstätter verehrte ihn schon immer, aber das ausschlaggebende Moment war, dass er sich selbst als Deutscher fühlte. Im Sommer 1911 wurde der Arbeitsvertrag zwischen ihm und dem Institut unterzeichnet und ein Jahr später zog Willstätter nach Berlin. Die Vakanz in Zürich wurde mit dem deutschen Professor Hermann Staudinger besetzt. Im Oktober 1912 war Willstätter bei der feierlichen Eröffnung des Institutes für physikalische Chemie zugegen, dem Fritz Haber vorstand. Das Institut vergrößerte sich und zwei weitere Chemiker, Otto Hahn und Lise Meitner, die sich mit Radiochemie beschäftigten, wurden akkreditiert. In der Zwischenzeit half Haber Willstätter, ein Grundstück zu kaufen, das an sein eigenes, geräumiges Haus in der Faradaystraße grenzte. Der große üppig blühende Garten, der das Haus umgab, war für die Kinder ideal.

### **Annus Mirabilis - das Wunderjahr der Physik**

Max Planck, eine der Hauptsäulen der modernen Physik zu Beginn des 20. Jahrhunderts und der Begründer der Quantentheorie (Licht wird nicht kontinuierlich, sondern in Energiesprüngen, die er Quanten nannte, emittiert oder empfangen) nahm es auf sich, in Berlin ein Institut für Physik zu etablieren. Planck war der erste, der die Existenz eines jungen Wissenschaftlers wahrnahm, der außerhalb des akademischen Rahmens wirkte – nachdem er einige wichtige Arbeiten veröffentlicht hatte. Der junge, in der Schweiz lebende, Wissenschaftler hieß Albert Einstein. Und Planck wollte ihn unbedingt für das wissenschaftliche Team des zukünftigen Instituts für Physik gewinnen.

Der Stern des 26jährigen Einstein stieg außerhalb des institutionalisierten, traditionellen akademischen Systems der theoretischen Physik mit vier glänzenden Artikeln auf, die 1905 in der angesehenen Fachzeitschrift *Annalen der Physik* veröffentlicht wurden. Diese Artikel waren das Ergebnis seiner nächtlichen Forschungen, die er am Ende seines Arbeitstages als einfacher Angestellter mit niedrigem Gehalt im schweizerischen Patentamt der Stadt Bern durchführte. Ein Laboratorium oder moderne Arbeitsgeräte standen ihm nicht

zur Verfügung. Seine Ausrüstung bestand in Bleistift, Papier und dem Wissensdurst nach wissenschaftlicher Arbeit, mehr hatte er nicht. Einstein verschlang gierig die wissenschaftliche Literatur und verglich Beiträge verschiedener Wissenschaftler. Dank seiner analytischen Denkart war es ihm gegeben, den Dingen auf den Grund zu gehen und zu bahnbrechenden Erkenntnissen zu gelangen, die die herkömmlichen Ansichten über Raum und Zeit revolutionierten: Die Verbindung zwischen der Lichtfrequenz und seiner Energie sowie der Interdependenz zwischen Masse und Energie.

Eines Tages kehrte Einstein von der Arbeit nach Hause, als seine Frau Milewa Maric ihn aufgeregt begrüßte und rief: «Du hast Post von Professor Planck aus Berlin bekommen!» Am nächsten Tag stand sie an der Schwelle der Wohnungstür und sagte begeistert: «Es ist wieder ein Brief gekommen, von Professor Lenard aus Heidelberg!» Und zwei drei Tage später: «Heute kam ein Brief von Stark! Und noch einer von Professor Lorenz aus Holland!» Einstein legte seine Tasche ab, nahm den Brief, riss den Umschlag auf und las ihn, noch bevor er überhaupt den Mantel ausgezogen hatte. Nach dem Abendessen studierte er den Brief sorgfältig. Obgleich er die Absender noch nicht kennen gelernt hatte, führte er seit langem imaginäre Gespräche mit ihnen.

Dieses Jahr 1905 brachte der Physik die Bezeichnung *annus mirabilis* ein, das Wunderjahr. Einer seiner Artikel beschäftigte sich mit der speziellen Relativitätstheorie<sup>vii</sup> und ein weiterer mit dem photoelektrischen Effekt<sup>viii</sup>

---

<sup>vii</sup> Die spezielle Relativitätstheorie beschreibt das Verhalten von Raum und Zeit aus der Sicht von Beobachtern, die sich relativ zueinander bewegen und die damit verbundenen Phänomene. Für eine detailliertere Darstellung siehe Kap.10, S. 92f.

<sup>viii</sup> Unter dem photoelektrischen Effekt versteht man die Emission von Elektronen aus einer Metalloberfläche unter Einfluß von Photonen (Lichtquanten), die eine einfache Verbindung zwischen der eintreffenden Lichtwellenfrequenz und der Energie der freigesetzten Elektronen darstellt.

Wer also war dieses verborgene Genie, das 1905 entdeckt wurde? Einstein erblickte das Licht der Welt am 14. März 1879 in Ulm. Sein Vater handelte mit elektrischen Geräten und kam nur schwer über die Runden. Später verzog er nach München und führte die Firma gemeinsam mit seinem Bruder. Einstein erhielt mit sechs Jahren Geigenunterricht und mit 12 spielte er bereits Sonaten von Mozart und Beethoven. In München besuchte er das renommierte Luitpold-Gymnasium und als sein Vater nach Italien weiterzog, um ein besseres Auskommen zu finden, blieb der junge Albert im Hause von Verwandten in München, um seine Schule zu beenden. Aus eigenem Antrieb lernte er Mathematik und Philosophie und wurde Pazifist. Als er 17 wurde, nahe dem Termin, an dem er zum Armeedienst eingezogen worden wäre, verließ er Deutschland, um die Rekrutierung zu vermeiden, und schickte gleichzeitig einen Brief an die Württembergischen Behörden mit der Bitte, seine deutsche Staatsangehörigkeit aufzuheben. Seiner Bitte wurde stattgegeben und einige Jahre war er staatenlos.

Nach einer kurzen italienischen Episode bei seinen Eltern war seine nächste Station Zürich. Er sandte seine Bewerbung an die Universität, fiel aber durch die Aufnahmeprüfung. Er musste ein Jahr im Gymnasium des Kantons lernen, bevor die Züricher Universität ihn aufnahm. Dort lernte er die Jugoslawin Milewa Maric kennen und verliebte sich in sie. Einsteins Eltern widersetzten sich dieser Verbindung entschieden, und er versank in Depression. Gute Freunde versuchten ihm zu helfen. In der Zwischenzeit ging sein Vater abermals bankrott, und der Arbeit, deren Originalität Max Planck begeisterte. Johannes Stark, der Redakteur des *Jahrbuches der Radioaktivität und Elektronik* wandte sich 1907 mit der Bitte an Einstein, einen Beitrag für sein Jahrbuch zu schreiben und bot ihm eine unterrichtende Stelle an der Aachener Hochschule an. Doch Einstein lehnte dieses Angebot höflich ab, denn zu diesem Zeitpunkt stand er bereits mit der überstiegenen Last seiner zwei Kinder in Verhandlungen. Zweimal fiel sie durch die Prüfungen und hatte es schwer, abgesehen von befristeten Vertretungen, eine feste Stelle zu finden. Aufgrund ihrer angespannten finanziellen Lage war Milewa gezwungen, nach Jugoslawien zurückzukehren und das Paar konnte sich nur selten sehen. 1901 veröffentlichte Einstein seinen ersten wissenschaftlichen Artikel in den *Annalen der Physik*, aber der Artikel fand in der Wissenschaftsgemeinde keinerlei Beachtung. Einstein schickte ihn an Professor Oswald in Leipzig, aber auch der

hielt es nicht für nötig, ihm zu antworten. Inzwischen beendete Einstein seine Dissertation, die er an der Züricher Universität einreichte und in einer erfolgreichen Disputatio verteidigte.

Dann ereilte ihn die Nachricht, dass Milewa schwanger sei. 1902 teilte ihr Vater ihm mit, dass sie eine Tochter mit Namen Lieserl geboren habe. Einstein zog nach Bern und begann, für ein niedriges Gehalt im Patentamt zu arbeiten. Nach einiger Zeit schrieb Milewa an ihn, dass ihre Tochter an Masern erkrankt sei und dass sie nach ihrer Gesundung zur Adoption freigegeben wurde. Einstein litt an Schuldgefühlen, dass er Milewa in der Zeit ihrer Schwangerschaft nicht beigestanden hatte. Die Schwierigkeiten und Misserfolge, die Einsteins Vater erlitt, hatten Auswirkungen auf seine Gesundheit und er wurde bettlägerig. Einstein musste unaufhörlich zwischen Bern und Milano pendeln. Von seinem langen schweren Krankenlager zermürbt, willigte der Vater schließlich in die Heirat ein, und Einstein heiratete Milewa zum Ärger seiner Mutter im Januar 1903. Das Paar verlebte glückliche Jahre in Bern und bekam noch zwei Söhne.

Die 1905 veröffentlichten Artikel bescherten Einstein Anerkennung und Ruhm. 1908 erhielt er eine Teilzeitstelle an der Universität Bern. Zugleich arbeitete er weiter im Patentamt und sein Einkommen vervielfachte sich. 1909 begann er, als außerordentlicher Professor für theoretische Physik an der Universität Zürich zu arbeiten. Nach Ablauf von zwei Jahren wurde er zum ordentlichen Professor der Prager Universität berufen (die damals noch der österreichischen Regierung unterstand) und kehrte 1912 als Ordinarius nach Zürich zurück. Auf einem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Naturwissenschaften, der in Karlsruhe stattfand, lernte Einstein zum ersten Mal Haber kennen. Die beiden verspürten eine große Nähe, obgleich der Altersunterschied von elf Jahren ihnen nicht erlaubte, die formalen Hürden zu überwinden, die zwischen ihnen standen. 1912 verliebte Einstein sich in seine Kusine Elsa, die zwei Jahre älter war als er. Es lag in der Natur der Sache, dass sich seine Gefühle für Milewa abzukühlen begannen. Als Einstein im Sommer 1914 in Dahlem eintraf, ließ Fritz Haber ihm sofort seinen Schutz angedeihen. Er beherbergte die Familie Einstein für einige Wochen in seinem Haus, half ihnen, eine passende Wohnung zu finden und wurde zu einem engagierten Berater des Paares, das durch eine Phase schwerer

persönlicher Probleme ging. Dank der starken Beziehung, die im Verlauf des Sommers 1914 zwischen Einstein und Haber entstand, gelang es ihnen, die abgrundtiefen Unterschiede ihrer Weltanschauung zu überwinden, die sich nach Ausbruch des Krieges aufgetan hatten. In Habers großzügigem Haus lernte Einstein Willstätter kennen.

### **Die Karten werden neu gemischt**

17 junge Forscher zählten zu Willstätters Forscherteam, von denen einige mit ihm 1912 von Zürich nach Berlin gegangen waren und weiterhin an seiner Seite die Chemie des Chlorophylls erforschten. Ein neues Arbeitsgebiet diente als Ouvertüre der Berliner Aktivität: die Erforschung der roten und blauen Farbstoffe von Blumen und Früchten. Es war fast ein feierlicher Moment, als Willstätter eine rote Rose ins Laboratorium brachte, sie in Alkohollösung tauchte und die Lösung sich rot färbte und die Färbung dann stärker wurde, als man Säure hinzufügte. Als man langsam Alkali zugab, nahm die Lösung eine bläuliche Farbe an, die in blau und lila überging. Auch die blaue Kornblume wurde zum ersten Mal gründlich untersucht. Der Farbstoffgehalt in der getrockneten Blume betrug weniger als 1% ihres Trockengewichts, aber in der Blütezeit wurden 13% erreicht. Es überraschte, dass das Rot der Rose, das Scharlachrot der Pelargonien, das Lila der Stiefmütterchen, aber auch die Farben der Kirschen, Pflaumen, Holunderbeeren und von vielen anderen, zur selben chemischen Familie gehörten, den sogenannten Anthocyanen (Blütenblau). Willstätter nahm an, dass die Konzentration der Wasserstoff-Ionen (pH) im Zellsaft die Nuance der roten bis blauen Farbstoffe bestimmt. Erst in den letzten Jahrzehnten wurde der entscheidende Einfluss der Komplexbildung mit Metallen auf die Farbe aufgedeckt.

Die Beschäftigung mit den Blumen führte dazu, Pflanzen in Töpfen und Beeten zu züchten, die allen großem Genuss verschaffte – Willstätter selbst, seinen Kindern und den Studenten. Diese fruchtbare Arbeit nahm mit dem Ausbruch des Weltkrieges ein abruptes Ende.

Als Willstätter in seinen Memoiren an diese Periode gelangte, sah er vor seinem geistigen Auge die Studenten, wie sie im Labor standen und die farbigen Kristalle beobachteten, oder sich über das Mikroskop beugten. Jedes Mal, wenn Kristalle auftauchten, verspürten sie ein Gefühl des Sieges. Jeder einzelne Farbstoff war mit einem der jungen Wissenschaftler verbunden, der ihn isoliert oder seine Struktur analysiert hatte. Aus diesem Grund erwähnte er in seiner Autobiographie ihre Namen und manchmal fügte er auch eine Anmerkung hinzu, die den Studenten näher beschrieb. Er erinnerte sich, wie vor einigen Jahrzehnten sein Lebensrhythmus mit dem der jungen Männer verbunden war, von denen einige nun im Krieg gefallen waren und so ihrer wissenschaftlichen Arbeit ein jähes Ende gesetzt worden war. Die Laboratorien leerten sich, die farbigen Lösungen verdarben, niemand pflückte die holländischen Tulpen. Man packte sie in Körbe und verteilte sie an die Verwundeten in den Krankenhäusern.

Am Ende des Krieges fiel es Willstätter schwer, zu diesen Forschungsthemen zurückzukehren, die ihm wie gepeinigte Körper erschienen, und der Gedanke daran genügte, um großen Schmerz zu verspüren. Auch die erfolgversprechenden Synthese-Arbeiten kamen zum Erliegen. Einige Jahre später fand der englische Wissenschaftler Sir Robert Robinson Interesse an Anthocyanen, und es gelang ihm, die Forschung voranzutreiben und Unvollkommenes zu verbessern, wofür Willstätter ihm seinen Dank aussprach.<sup>42</sup>

## Sechstes Kapitel

### Zur Zeit des Ersten Weltkriegs

#### **Die Ehrenpflicht für den Kampf**

In den Tagen, die dem Ersten Weltkrieg vorausgingen, stand alles im Zeichen angespannten Wartens. Die dunklen Wolken kamen immer näher. Niemand ahnte, welche Verpflichtung auf ihnen lag. Angesichts der äußeren Bedrohung verstärkten sich die inneren Spannungen und die verschiedenen Parteien des rechten und linken Spektrums riefen zum nationalen Konsens auf. In den Augen der Jungen war der Krieg ein aufregendes Abenteuer und sie erwarteten ungeduldig den Termin ihrer Einberufung.

Albert Einstein gehörte zu den wenigen Mitarbeitern des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin, die das drohende Unglück voraussahen. Er machte eine schwere Zeit durch. Seine Ehe mit Milewa war festgefahren und er erbat die Trennung. Milewa stimmte zu und war mit den beiden Söhnen auf dem Weg zurück in die Schweiz. Einstein fühlte sich erleichtert. Er wusste, dass er binnen kurzem frei sein würde, gab sich ganz seiner wissenschaftlichen Arbeit hin und festigte die Verbindung zu seiner Kusine Elsa. Dennoch fiel es ihm schwer, mit der völligen Trennung von seinen Söhnen fertig zu werden, ein Abschied, der möglicherweise für immer war. Am 29. Juli 1914 begleitete er sie zum Bahnhof. Sein Freund Fritz Haber schloss sich ihm an und seine Anwesenheit machte Einstein den Abschied ein wenig leichter.<sup>43</sup> Als der Zug den Bahnsteig verließ, legte Haber ihm den Arm um die Schultern und lud ihn zum Abendessen im Schoß seiner Familie ein.

Am 1. August 1914 erklärte Deutschland (mit begeisterter Zustimmung Österreichs) Russland den Krieg und zwei Tage später auch Frankreich. Deutsche Truppen marschierten in Belgien ein, um die Franzosen vom belgischen Hoheitsgebiet aus anzugreifen. Am Ende dieser langdauernden Phase der Anspannung und Ungewissheit fühlten sich die Massen erleichtert, endlich die Nachricht über den Ausbruch des Krieges zu vernehmen, von dem sie hofften, dass er schnell zu Ende ginge. Kaiser Wilhelm wandte sich mit einer Proklamation an das Volk: «Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein

und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten ... Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit ... So muß dann das Schwert entscheiden ... Darum auf! Zu den Waffen! ... Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er es mit den Vätern war!»<sup>44</sup> Adolf von Harnack, der Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, hatte den Aufruf mitverfasst.

Junge Menschen aller Klassen drängten in die Einberufungsbüros. Die Rekrutierten marschierten durch die Straßen der Hauptstadt und sangen Kampflieder und die Politiker ließen glühende Reden vernehmen. Die Euphorie erfasste alle und die innenpolitischen Spannungen lösten sich in Nichts auf. Die Parteien des gesamten politischen Spektrums vergaßen ihre Meinungsverschiedenheiten, schlossen den vom Kaiser verordneten «Burgfrieden» und vereinigten sich im Krieg für die Heimat. Selbst die Sozialdemokraten stimmten im Reichstag für die Kriegsanleihen. Der einzige in ihren Reihen, der es wagte, seine Opposition zum Ausdruck zu bringen, war Karl Liebknecht. Die entscheidenden Ereignisse der öffentlichen Arena drangen auch ins Privatleben ein. Richard Willstätter und sein Freund Fritz Haber bildeten da keine Ausnahme. Wie die meisten der Wissenschaftler adaptierten auch sie die Redewendung, der zufolge «der Wissenschaftler in Zeiten des Friedens der internationalen Gemeinschaft angehört, in Kriegszeiten aber wie jeder andere Bürger auch zu seiner Heimat gehört».

Alle Laboratorien der Kaiser-Wilhelm-Institute leerten sich, die Werkstätten und Büros waren verwaist, die jungen Arbeiter wurden zu den Fahnen gerufen, gemeinsame Forschungsprojekte kamen zum Erliegen. Ihre Wichtigkeit stand mit einem Mal im Schatten des Krieges. Einige der Schweizer Assistenten und Studenten versuchten nach bestem Vermögen, ihre Forschung aufrechtzuerhalten und die älteren Lehrer fühlten Genugtuung, dass ihre Schüler sie in dieser schweren Stunde nicht im Stich ließen. Die Söhne von Max Planck, Adolf Harnack und Emil Fischer wurden eingezogen. Fritz Haber, der an Gallensteinen litt und am Ersten des Monats zur Behandlung nach Karlsbad reisen sollte, entschied, seine Reise zu verschieben und beeilte sich stattdessen, im Rekrutierungsbüro vorstellig zu werden. Nachdem er aufgrund seines Alters abgelehnt worden war, überfiel ihn Schwermut und Scham, in dieser großen

Stunde nicht gebraucht zu werden. Aber schnell sollte sich herausstellen, dass ihn weit ehrenvollere Aufgaben erwarteten als in einer bewaffneten Einheit an die Front zu gehen.

### **Das Manifest «An die Kulturwelt!»**

Die Professoren des Institutes wollten ihre öffentlich-moralische Unterstützung dieses Krieges zum Ausdruck bringen, der in ihren Augen ein Verteidigungskrieg war. Kurz nach Ausbruch des Krieges 1914 zirkulierte zwischen den Intellektuellen und den deutschen Wissenschaftlern ein Aufruf, der unter dem Namen «An die Kulturwelt!» bekannt wurde und ihre Kollegen jenseits der Grenzen überzeugen sollte, dass Deutschland den Ausbruch des Krieges nicht verschuldet hatte. Die Unterzeichner des Manifests leugneten, dass der deutsche Einmarsch in das neutrale Belgien eine Grenzverletzung darstellte und behaupteten, dass es sich um einen Präventivschlag handelte. Mit anderen Worten, Deutschland sei einem sicheren Angriff der verbündeten feindlichen Armeen zuvorgekommen. Wenn sie es nicht getan hätten, wäre es einer Selbstvernichtung gleichgekommen. Die Unterzeichner wiesen die Verleumdungen über die von der deutschen Armee auf belgischem Boden verübten Kriegsgreuel und Plünderungen zurück. Sie leugneten, dass deutsche Truppen Dumdumgeschosse feuerten, deren Verwendung nach dem Völkerrechtsgesetz von Haag 1907, das auch Deutschland unterzeichnet hatte, verboten war. Die Initiatoren des Manifests schrieben die Verwendung der Dumdumgeschosse den verbündeten Gegnern zu. Sechs Abschnitte des Aufrufes begannen mit den Worten: «Es ist nicht wahr, dass ...» und am Ende des Aufrufes rechtfertigten sie schließlich den deutschen Militarismus: «Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt... Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins ... Wir können die vergifteten Waffen der Lüge unseren Feinden nicht entwinden...»<sup>45</sup> Die Tatsache, dass das Manifest von 93 Intellektuellen unterzeichnet worden war, gab ihm den Namen «das Manifest der 93». Die Initiatoren des Manifestes brachten ihre Kollegen ohne große Schwierigkeiten zum Unterzeichnen des Aufrufs und viele unterschrieben, ohne jemals den vollen Wortlaut gesehen zu haben. Zu den Unterzeichnern gehörten die deutschen Wissenschaftler Paul

Ehrlich, Wilhelm Ostwald, Adolf von Baeyer, Fritz Haber, Adolf von Harnack, Walter Nernst, Max Planck, Emil Fischer, Wilhelm Röntgen, Richard Willstätter und viele Geistliche, Schriftsteller und Künstler.

### **«Das Manifest an die Europäer»**

Dem Aufruf, den die Leiter des Instituts unterzeichnet hatten, fehlte eine bedeutsame Unterschrift: die Albert Einsteins. Seine Reaktion auf die Ereignisse in Europa unterschied sich vollkommen von der seiner Kollegen. Vom ersten Augenblick an behauptete Einstein, die Deutschen haben Russland den Krieg erklärt und trügen die Schuld für den Ausbruch des Krieges, da die deutschen Truppen in das neutrale Belgien einfielen, was seiner Meinung nach eine klare Invasion darstellte. Er war erschüttert angesichts des Wahnsinns der Deutschen, obgleich die meisten seiner verehrten Kollegen in den allgemeinen patriotischen Chor einstimmten und seine Meinung nicht teilten. Einstein war völlig überzeugt, dass die ansteigende Welle des Patriotismus in einem Blutbad enden würde. Bis dahin hatte er an der Politik nicht teilgenommen, stets vermieden, sich einer der Parteien anzuschließen und keinerlei Petitionen unterschrieben. Seit Kriegsausbruch jedoch fühlte er, dass er widersprechen musste. Gleichwohl musste er seine Schritte mit Umsicht abwägen, weil er weiterhin Milewa und die Söhne zu versorgen hatte. In der deutschen Monarchie wurden seine pazifistischen Ansichten als Verrat gewertet, aber dank seiner Schweizer Staatsbürgerschaft und seiner gehobenen Position konnte er sich erlauben, seine Ansichten relativ frei zum Ausdruck zu bringen. An einem bestimmten Punkt entschied er, sich an seinen Freund Georg Friedrich Nicolai zu wenden, der Arzt und Professor für Physiologie an der Berliner Universität war. Die beiden verfassten ein Gegendokument, das sie «Aufruf an die Europäer» nannten.<sup>46</sup> Diese offene Meinungskundgebung enthielt einen direkten Appell an die Einwohner Europas, ihren Einfluss geltend zu machen, «dass die Bedingungen des Friedens nicht die Quelle künftiger Kriege werden ... wenigstens den Versuch zu machen, um zu verhindern, dass Europa infolge seiner mangelhaften Gesamtorganisation dasselbe tragische Geschick erleidet, wie einst Griechenland. Soll auch Europa sich durch Bruderkrieg allmählich erschöpfen und zugrunde

gehen? Denn der heute tobende Kampf wird kaum einen Sieger, sondern wahrscheinlich nur Besiegte zurücklassen.»<sup>47</sup>

Der Wortwahl des «Aufrufs an die Europäer» wurde sorgfältig abgewogen und auf diskrete Weise unter den Wissenschaftlern und Universitätsangehörigen verbreitet. Die große Mehrheit, mit Ausnahme von zweien, verweigerte die Unterschrift mit verschiedensten Ausreden und am Ende wurde der Appell nicht veröffentlicht. Friedrich Nicolai wurde als Militärarzt mit Offiziersgrad einberufen, dann aber zum Gemeinen mit Hospitalwärterpflichten degradiert.<sup>ix</sup> Einstein schickte einen Artikel an das Jahrbuch der Physiker, in dem er erklärte, dass der «Wissenschaft ein internationaler Charakter zu eigen sei», aber Johannes Stark, der Chefredakteur, verweigerte seine Veröffentlichung. In Briefen, die er an seine Schweizer Freunde und an holländische Kollegen schickte, formulierte er mit Bedacht und schreibt: «Unglaubliches hat Europa in seinem Wahn begonnen. In solcher Zeit sieht man, welch trauriger Viehgattung man angehört...»<sup>48</sup> Zur Zeit seines Besuches in der Schweiz teilte er seine Ansichten mit dem französischen pazifistischen Schriftsteller Romain Rolland und gab zu, dass er auf einen Sieg der Alliierten hoffte.<sup>49</sup> Trotz der Diskretion sickerten seine pazifistischen Anschauungen durch und gelangten an die Öffentlichkeit. Die in Berlin ansässige Goethe-Gesellschaft wandte sich an ihn mit der Bitte, einen Aufsatz zu schreiben, in dem er seine Ansicht über den Krieg darlege und Einstein kam der Bitte nach. Er machte Deutschland nicht für den Ausbruch des Krieges verantwortlich, sondern nannte als Kriegsgrund schlicht die aggressive menschliche Natur.<sup>50</sup>

Noch im Jahr 1914 gründeten Einstein und Nicolai, der Mitverfasser des *Manifests an die Europäer*, einen politischen Zirkel, den sie *Bund Neues Vaterland* nannten, dessen erklärtes Ziel in der Erlangung eines baldmöglichsten Friedens bestand. Die Mitglieder des Zirkels, die sich regelmäßig einmal in der Woche trafen, unterhielten dauerhaften Kontakt mit ähnlich gesinnten Organisationen in Holland und in der Schweiz. Ihre Aktivitäten in Berlin fanden aufgrund der

---

<sup>ix</sup> Während seines Militärdienstes im Krankenhaus schrieb Nicolai ein Buch, *Die Biologie des Krieges*, das 1916 in der Schweiz erschien und in dem zum ersten Mal der Aufruf erschien. 100 Ausgaben des Buches wurden nach Deutschland geschmuggelt.

euphorischen Stimmung und der allgemeinen Kriegsbegeisterung unter erschwerten Bedingungen statt. 1916 wurde der *Bund* verboten.

### **Die Wissenschaftler werden zu Kriegszwecken eingezogen**

Die deutschen Wissenschaftler fühlten, dass ihnen als Patrioten zur Zeit des Krieges eine besondere Verantwortung oblag. Walter Nernst zählte zu den Beratern des Verteidigungsministeriums. Fritz Haber und Richard Willstätter wandten sich an Adolf von Harnack, den Direktor des Instituts, und brachten ihre Bereitschaft zum Ausdruck, ihr Wissen und ihre Fähigkeiten in den Dienst der Kriegsanstrengungen zu stellen. Ihr Gesuch wurde an Regierungsstellen weitergeleitet, aber zu ihrer großen Enttäuschung verlief die Sache im Sande. Die Ignoranz gegenüber ihrem Gesuch veränderte Habers Ansichten jedoch nicht. In der Zwischenzeit errang das deutsche Heer Siege über die Russen an der Ostfront, während der Durchmarsch der deutschen Truppen im Westen nach der Invasion Belgiens und Frankreichs aufgehalten wurde.

Haber lief zwischen seinen einflussreichen Freunden hin und her, er wandte sich an Walter Nernst, der Berater des Verteidigungsministeriums war und an Walter Rathenau, der an der Spitze der Elektrizitätswerke stand und Mitglied der Aufsichtsräte der Industriellen war. Rathenau und Haber waren überzeugt, dass das militärische Kommando für einen fortdauernden Krieg nicht geführt wurde, wie es hätte sein sollen. Die Auffassungen der Kriegsführung waren überholt und entstammten dem Krieg von 1871, den Generälen mangelte es an Bewusstsein für die Schwierigkeiten, auf die die Industrie angesichts der mangelnden Rohstoffe stieß. Die englische Seeblockade verhinderte die Lieferung der Rohstoffe zur Herstellung von Sprengstoff, von Gummi aus Ostasien sowie von Metallen und verhinderte die Lebensmittelversorgung, so dass die dringende Notwendigkeit bestand, einen synthetischen Ersatz zu finden. Dies waren Herausforderungen, denen nur Wissenschaftler gewachsen waren. Es wurde ein Koordinationskomitee zwischen der Armee, der Industrie und den Wissenschaftlern gegründet. Haber, der über gute organisatorische Fähigkeiten verfügte, war der Leiter der chemischen Abteilung und verwandte all seine Energie auf die Kriegsanstrengungen. Er stellte das gesamte Institut für physikalische Chemie und Elektrochemie in den Dienst der militärischen

Forschung und begann, die besten Chemiker und Physiker aus allen deutschen Universitäten zu rekrutieren. Im Laufe der Zeit arbeiteten dort in den Bereichen Forschung, Entwicklung und Produktionsüberwachung unter strengster Geheimhaltung 150 Physiker und Chemiker sowie 1,300 Soldaten und Zivilisten. Einer der ersten Aufträge, die Haber erteilt wurden, bestand darin, einen Zusatz zu Treibstoffen zu entwickeln, der angesichts des erwarteten Kampfes in Russland während der Winterzeit das Einfrieren in den Motoren verhindern würde. Nachdem er die Verwendung von Xylol als Gefrierschutzmittel vorgeschlagen hatte, gelang es ihm schnell, das Problem zu lösen.

Die Wissenschaftler des Instituts betätigten sich auf vielen verschiedenen Gebieten, doch die Produktion von Nitraten zur Sprengstoffherstellung bildete das wichtigste Thema. Haber löste das Problem, indem er Ammoniak zu Nitraten oxidierte. Dank des industrialisierten Syntheseprozesses von Ammoniak aus Wasserstoff und Stickstoff, den Haber und Bosch entwickelt hatten, gab es Ammoniak in Hülle und Fülle. Außerdem arbeiteten die Wissenschaftler des Institutes unablässig an der Verbesserung der Zerstörungskraft von Granaten und Artilleriegeschütz. Haber überwachte den Arbeitsverlauf im Laboratorium persönlich und war auch bei Feldversuchen dabei. Überall hatte er seine Hand im Spiel und achtete sorgfältig darauf, sowohl die Forschung in Dahlem zu überwachen als auch durch regelmäßige Besuche auf den Truppenübungsplätzen eine ständige Kontrolle über die industriellen Konzerne auszuüben. Aber die Zusammenarbeit mit dem Militär fiel Haber schwer. Die steifen deutschen Militärs begegneten ihm mit Verachtung, da er keinen militärischen Rang besaß. Dieses Problem erledigte sich, als ihm von Kaiser Wilhelm II. der Rang eines Hauptmanns verliehen wurde und er fortan freien Zugang zu den Militärlagern und den vordersten Frontlinien hatte.

Gegen Ende des Jahres 1914 bestätigte der Kaiser die Wahl von Haber und Willstätter zu Mitgliedern der *Preußischen Akademie der Wissenschaften* – ein Grad, der mit dem unkündbaren jährlichen Einkommen von 600 Talern verbunden war. Während Haber an den Versammlungen der Akademie aus Zeitmangel nicht teilnahm, zeigte Willstätter großes Interesse und fand Anregungen in den Zusammenkünften, nachdem das wissenschaftliche Leben in

Dahlem zum Erliegen gekommen war. Die Sitzungen der Akademie fanden in dem prächtigen Gebäude der Preußischen Staatsbibliothek in der Allee Unter den Linden statt und verschafften ihm Gelegenheit, die herausragendsten Persönlichkeiten der Berliner Wissenschaftskreise kennen zu lernen. In diesem Rahmen hielten die Akademie-Mitglieder auch kurze Vorträge. Willstätters angestammter Platz war neben Albert Einstein, der nur kurze Zeit davor als Mitglied akzeptiert worden war. Einstein pflegte seine Geige mitzubringen und gelegentlich unterhielt er die Kollegen mit seinem Spiel. Am Ende der Sitzung gingen alle in einen Bierkeller, in dem ein Raum für sie reserviert war. Oft kam die Frage auf, warum die Deutschen so verhasst seien in der Welt. Jeder gab vorsichtig seine Ansicht über den Krieg kund.

Einstein war das einzige der Institutsmitglieder, der an den Aktivitäten zur Unterstützung der Kriegsanstrengungen nicht beteiligt war. Stattdessen war er weiterhin bemüht, die allgemeine Relativitätstheorie zu entwickeln. Seine anstrengende Arbeit erleichterte ihm etwas die Seelenqual, die er angesichts der Rekrutierung seiner Kollegen zur Kriegsmaschinerie empfand. Der Krieg erlaubte ihm nicht, die Richtigkeit seiner Forschungsergebnisse zu beweisen, nach denen der Verlauf der Lichtstrahlen der Sterne im Schwerkraftfeld der schweren Himmelskörper abgelenkt werde. Im August 1914 wurde eine Sonnenfinsternis auf der Krim in Russland erwartet und die Wissenschaftler wollten die Sonnenfinsternis fotografieren, um so die Abweichung der Lichtstrahlen zu messen und zu prüfen, ob der so gemessene Wert dem geschätzten Wert entspreche. Als es dem deutschen Astronom Erwin Freundlich gelungen war, ein angemessenes Budget zu gewinnen, ging er als Einsatzleiter mit einem wissenschaftlichen Forscherteam auf die Reise, fand sich aber auf russischem Territorium wieder, das nun feindliches Gebiet war. Zunächst wurden die Wissenschaftler inhaftiert, konnten aber zu ihrem großen Glück im Rahmen eines Gefangenenaustausches mit russischen Offizieren, die in Kriegsgefangenschaft geraten waren, befreit werden.<sup>51</sup>

Am 15. Januar 1915 hörte man im Institut einen gewaltigen Knall, als zwei junge Physiker, Otto Sackur und Gerhard Just, an der Herstellung von Sprengstoff arbeiteten. Sackur kam ums Leben, und Just musste der rechte Arm amputiert werden. Haber, der nur wenige Minuten zuvor bei ihnen weilte, überlebte dank

seiner Sekretärin, die ihn eilig in sein Bureau gerufen hatte. Er erlitt ein starkes Trauma – war er doch derjenige gewesen, der Sackur ans Institut berufen hatte, den er und seine Frau Clara noch von Studienzeiten aus Breslau kannten.

### **Gas als Waffe**

Der Vorstoß der deutschen Truppen an der Westfront kam in den Wintermonaten 1914 und 1915 zum Erliegen. Die Streitkräfte der Alliierten lagen tief in den Schützengräben und zogen es vor, Zusammenstöße an der Front zu vermeiden. Die Soldaten auf beiden Seiten der Verschanzung waren gezwungen, sich in die Gräben zurückzuziehen, denn die ungünstigen Witterungsverhältnisse hätten ihre Gesundheit ruiniert. Viele litten schon an Diarrhoe, Kältebrand und Entzündungen. Inzwischen verfolgte Haber die Idee der chemischen Kriegsführung<sup>x</sup> und des Einsatzes von Gas. Er gab an, dass die neuen Mittel der Kriegsführung, die der Feind nicht kennt, die Soldaten die neuen Mittel der Kriegsführung, die der Feind nicht kennt, die Soldaten künftig dazu zwingen würden, die Gräben zu verlassen und zu kämpfen und der Kampf so zu Gunsten Deutschlands entschieden würde. Aber er vermutete auch, dass ihre Effektivität begrenzt sei, wenn die Kämpfe fort dauern sollten, weil sich auch der Feind mit ähnlichen Mitteln der Kriegsführung ausstatten könnte. Im Generalstab der Offiziere herrschte keine Einigkeit. Einige von ihnen schlossen sich Haber an, andere sprachen sich gegen seinen Vorschlag aus. Haber schlug vor, Chlor einzusetzen, das sich im flüssigen Aggregatzustand befindet, wenn es unter Druck in rostfreien Stahlbehältern gelagert wird. Im Moment des Austritts aus den Behältern verwandelt sich das zuvor flüssige Chlor in eine Wolke, die sich relativ langsam verbreitet und jeden lebenden Organismus, Mensch und Tier in ihrem Dunstkreis erstickt.<sup>xi</sup>

---

<sup>x</sup> Im 5. Jahrhundert vor der Zeitrechnung im Krieg zwischen Athen und Sparta wurde zum ersten Mal eine chemische Waffe in Form von erhitztem Schwefel eingesetzt, der giftige Dämpfe freisetzte. Die Sarazenen bedienten sich dieser Waffe in ihrem Kampf gegen die Kreuzfahrer. Im amerikanischen Bürgerkrieg wurden Artilleriegeschütze eingesetzt, die Phosphor und Schwefel enthielten. 1845 töteten die Franzosen in Marokko tausende Kabylen durch den Einsatz von Schwefeldämpfen.

<sup>xi</sup> Chlor wird giftig bei einer Konzentration von 0.2mg pro Liter. Diese Konzentration führt zum Erstickungstod, weil Wasser in die Lungen gerät.

durchführte, war Willstätter mit der Entwicklung von Filtern für Gasmasken beschäftigt, die die Wirkung des Chlors neutralisieren sollten. Es gelang ihm, die Aufgabe zu erfüllen und 30000 deutsche Soldaten wurden mit Gasmasken ausgerüstet, die mit diesen besonderen Filtern versehen waren. Für diese Leistung wurde ihm von Kaiser Wilhelm II das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen.

Um den geeigneten Frontabschnitt auszuwählen, an dem die Winde in die gewünschte Richtung bliesen, wurden für diese Entwicklung auch Meteorologen herangezogen. Da im größten Teil Frankreichs Westwind wehte, der den deutschen Streitkräften entgegenschlug, entschied man, das Chlor am nördlichen Abschnitt der Front einzusetzen, nahe der in Belgien gelegenen Stadt Ypern. Die Einnahme dieses Abschnittes würde den Deutschen ermöglichen, bis Calais vorzudringen und sich vor der Küste Englands zu positionieren. Am 5. April 1915 wurden 5000 Behälter aufgestellt, die 180000 kg Chlor enthielten. Sie wurden an der Frontlinie über eine Länge von fünf Kilometern verteilt. Gleichzeitig rüstete man die deutschen Soldaten mit Gasmasken aus. Haber wich nicht von der Frontlinie. Tag und Nacht blieb er dort und wartete auf die geeigneten Wetterbedingungen, die den Angriff ermöglichen sollten. Am 14. April desertierte ein mutiger deutscher Soldat über die feindliche Linie. Nachdem er in französische Gefangenschaft geraten war, gab er dem Ermittlungsbeamten einen detaillierten Bericht über den bevorstehenden deutschen Angriff. Der Bericht wurde an die höchsten Stellen weitergeleitet, aber niemand schenkte seiner Aussage Glauben, vermutlich, weil Deutschland zu den Staaten zählte, die die internationale Haager Konvention von 1899 und 1907 unterschrieben hatte, die den Einsatz von Gasen ausdrücklich untersagte.

Wegen der schlechten Witterungsverhältnisse wurde der Angriff dreimal aufgeschoben. Schließlich am 23. April 1915 um 17.30 Uhr (nach belgischer Zeit) wurden die Chlorbehälter geöffnet und schwere gelblichgrüne Wolkenschwaden Feindeslinien zu durchdringen. Während Haber seine Chlor-Versuche begannen sich Richtung Ypern zu bewegen. Zu Anfang traf das Giftgas die französischen und algerischen Einheiten. Französische und kanadische Soldaten kletterten aus den Schützengräben und flüchteten in die entgegengesetzte Richtung, weg von der Gaswolke. Die Zahl der Verletzten belief sich auf 5,000 Mann und ein Drittel von ihnen kam ums Leben.<sup>52</sup> Haber ging davon aus, dass die

Deutschen einen entscheidenden Sieg davongetragen hatten, aber dem war nicht so, denn innerhalb weniger Monate standen den alliierten Streitkräften ähnliche Kriegsmittel zur Verfügung und von da an begannen die feindlichen Armeen sowohl Chlor als auch Phosgen und Senfgas zu verwenden, die im Vergleich zum Chlorgas die achtfache Wirkung entfachten.

Haber ahnte nicht, dass in weiteren 16 Jahren der britische Chemiker Sir William Pope, der die neuen Gase für die Engländer entwickelte, ihm Asyl und Forschungsmöglichkeiten in England anbieten würde. In der Zwischenzeit fuhren die Wissenschaftler des deutschen Instituts fort, weitere Mittel zur chemischen Kriegsführung zu entwickeln. Versuche mit Phosgen und Senfgas wurden durchgeführt sowie giftige Verbindungen auf der Grundlage von Arsen entwickelt, die das deutsche Heer bei der Schlacht um Verdun einsetzte.

### **Der Selbstmord von Clara Haber**

Am 28. April 1915 setzten die Deutschen erneut Chlorgas ein, dieses Mal in relativ geringen Umfang. Anfang Mai beabsichtigte Haber, seine Vorbereitungen für den Giftgasangriff an der Ostfront abzuschließen. Auf seinem Weg gen Osten, von Erschöpfung gezeichnet, besuchte er Berlin und musste erfahren, dass seine Frau außer sich vor Zorn war. Clara Haber war eine gebildete ehrgeizige Frau, der es schwer fiel, mit der Tatsache fertig zu werden, dass ihr Mann zu den Initiatoren der chemischen Kriegsführung zählte. Als sie Fritz zum ersten Mal traf, studierte sie Chemie und war die erste Frau, die an der Universität Breslau einen Dokortitel erwarb. Sie begann zu unterrichten – der einzige Bereich, der Frauen offen stand – aber als die Geburt ihres Sohnes Hermann näher rückte, musste sie ihre Ambitionen zurückstellen. Es ist zweifelhaft, ob das Leben mit Fritz die Leere in ihrem Leben ausfüllen konnte. Ihr Mann, der in seine Arbeit versunken war, kam oft erschöpft und nervös nach Hause. Clara fand sich mit der neuen Lebensweise ab. Als jedoch seine Arbeit ihn dazu führte, Kriegsmittel zu entwickeln, die dazu bestimmt waren, Menschenleben auszulöschen, fiel sie in eine tiefe moralische Krise. Als Chemikerin wusste sie genau, dass Chlorgasopfer einen qualvollen Tod sterben, doch in dem erbitterten Streit, der zwischen ihr und ihrem Mann ausgebrochen war, unterlag sie. Clara sah sich nicht imstande, an seiner Seite weiterzuleben und hatte nicht gelernt, ihrem Protest politischen

Ausdruck zu verleihen. So lud sie, als Haber auf dem Weg an die Ostfront zu Hause vorbeikam, nachts seinen Revolver und nach einem ersten Probeschuss, richtete sie die Waffe auf ihr Herz. Ihr vierzehnjähriger Sohn hörte den Schuss, trat in ihr Zimmer und verharrte hilflos an ihrer Seite, als sie ihr Leben aushauchte.

Am nächsten Tag ließ Haber den verwaisten Sohn zu Hause zurück und machte sich planmäßig auf den Weg an die Ostfront nach Galizien. « ... [Ich] habe keine Zeit rechts und links zu sehen, nachzudenken und mich in mein Empfinden zu versenken. Nur das Gefühl der Angst lebt in mir, dass ich es nicht aushalte und die Riesenlast nicht trage. Was wissen die vom Kriege, die im geregelten Dienst mit begrenzter Verantwortung tapfer und treu ihr Leben wagen. Die Verantwortung ist das Fürchterliche ...», so schrieb Haber als Antwort auf ein Beileidstelegramm an einen seiner Chemikerfreunde, « ... Aber dann sitzt man wieder beim Generalkommando, an das Telefon gekettet und hört im Herzen die Worte, die die arme Frau dann und da gesprochen hat und sieht zwischen Befehlen und Telegrammen in der Vision der Abspannung ihren Kopf auftauchen und leidet.»<sup>53</sup> Haber bemühte sich nach bestem Vermögen, die schweren Schuldgefühle, die der Selbstmord seiner Frau in ihm ausgelöst hatte, in den Versuch umzuwandeln, seinen einzigen Sohn mit Liebe und Aufmerksamkeit zu überschütten. Während er an der Front weilte, kümmerten sich seine Stiefschwester und Claras Schwester um den Jungen. Aber Habers gesundheitliche Lage verschlechterte sich zusehends. Neben den Gallensteinen ergab die Untersuchung der Hypophyse eine Fehlfunktion, deren Symptome auf Diabetes hinwiesen.

Der fortdauernde Krieg warf in den Medien die Frage auf, was eigentlich das Ziel dieses Krieges sei. Im März 1915 wurde eine Petition verfasst, die die Absicht von Besetzungen enthüllte und an den Reichskanzler geschickt wurde. Diesmal versuchten die Befürworter der Petition nicht zu behaupten, dass Deutschland dieser Krieg aufgezwungen wurde und dass sie keinerlei Forderungen hätten. Stattdessen formulierten sie ihre Forderungen in klaren, eindeutigen Worten: « ... Mit der französischen Gefahr wollen wir ... ein für alle Mal aufräumen ... Einen Teil der nordfranzösischen Kanalküste müssen wir

möglichst erobern ... Zur Vermeidung elsass-lothringischer Zustände sind die machtgebenden Unternehmungen und Besitzungen aus deutschfeindlichen in deutsche Hände zu überführen ... Belgien müssen wir ... fest in der Hand behalten ... Als Grenzwall und Grundlage zur Wahrung unseres Volkswachstums fordern wir Siedlungsland von Russland. Es soll Russlands Kriegsentschädigung an uns bilden ...»<sup>54</sup> Die Freunde des *Bundes Neues Vaterland*, dem Einstein angehörte, gelangten in den Besitz einer Kopie der Petition und veröffentlichten ihren Wortlaut im Ausland, ein Vorgehen, das den Zorn des Militärs erregte.

### **Die Freundschaft zwischen Einstein und dem Paar Max und Hedwig Born**

Einstein flüchtete in die Arbeit, sowohl vor der nationalistischen Atmosphäre im Institut als auch vor seinen persönlichen Problemen. Seine Kollegen begegneten ihm mit Toleranz, obgleich sie ihre Abneigung gegenüber seinen Anschauungen nicht verbargen. Max Planck gelang es, die ideelle Polarisierung zu umgehen und die Türen zu seinem Bureau standen Einstein jederzeit offen. Ihre verschiedene gesellschaftliche Herkunft und der Altersunterschied von mehr als 20 Jahren stand zwischen ihnen und im gegenseitigen Einverständnis blieben sie beim formellen «Sie». Eine freundschaftliche warme Verbindung entstand zwischen Einstein und dem Ehepaar Born. Gegen Ende des Jahres 1914 wurde Max Born zum Professor der Berliner Universität ernannt. Er verweigerte Fritz Haber die Zusammenarbeit bei der Entwicklung der Giftgase,<sup>55</sup> hatte aber in der Armee gedient und an der Verbesserung der Kommunikation zwischen Piloten und dem Bodenpersonal gearbeitet. Einstein besuchte das Ehepaar Born gelegentlich zu Hause und nachdem er sein Jackett abgelegt hatte, krepelte er die Hemdsärmel nach oben, legte die Geige an und beeindruckte Heidi, Max Borns Frau, mit seinem sanften gefühlvollen Spiel.<sup>56</sup> Nach der musikalischen Einlage pflegten sie Gespräche über physikalische Probleme zu führen.

Durch seinen Freund Romain Rolland, der sich in der Schweiz aufhielt, wurde Einstein bekannt, dass der deutsche Chemiker Staudinger, der Willstätters Nachfolge an der Universität Zürich angetreten hatte, ebenfalls Pazifist war und in dem Einsatz der Giftgase ein moralisches Vergehen sah, das auf der ganzen Welt den Hass gegenüber den Deutschen schüren würde. Staudinger versuchte, das Schweizer Rote Kreuz, den römischen Papst und den spanischen König für

ein Vorgehen gegen den Gaseinsatz zu gewinnen. Mit dem Kriegseintritt der USA 1917 gelangte Staudinger zu der Erkenntnis, dass der Kampf für Deutschland verloren war. Seine Erkenntnisse beruhten auf statistischen Daten über die Kohleproduktion, über Energie-, Eisen- und Metallvorkommen, die er über alle in den Krieg involvierten Staaten unablässig sammelte. Er sandte diese Daten auch an die Oberste Heeresleitung der deutschen Truppen und an Haber.<sup>57</sup> Letzterer reagierte wütend und brach jede Verbindung zu Staudinger ab. Ein weiterer Chemiker, der sich der Entwicklung von Giftgasen verweigerte, war der Chemiker Professor Adolf Windaus aus Göttingen.

In der Zwischenzeit verschlechterte sich Einsteins gesundheitlicher Zustand rapide. Sein Hausarzt, Dr. Plesch, schrieb das seinem Lebenswandel zu. Er behauptete, «Wie sein Geist keine Grenzen kennt, so folgt sein Körper keinen festen Regeln » und warnte ihn, dass er bis ans Ende seiner Tage an Magenproblemen leiden würde.<sup>58</sup> Als Einstein ans Krankenbett gefesselt war, besuchte Hedwig Born ihn von Zeit zu Zeit. Eines Tages, als er sich schlecht fühlte, fragte sie ihn, ob er den Tod nicht fürchte. «Nein» erwiderte er ohne Zögern, «Ich fühle mich solidarisch mit allem Lebenden, daß es mir einerlei ist, wo der einzelne anfängt und aufhört.»<sup>59</sup>

1916 veröffentlichte Einstein in den *Annalen der Physik* seine Arbeit «Die Grundlage der allgemeinen Relativitätstheorie» und sandte eine Kopie des Artikels an seinen Freund Willem de Sitter der Professor für Astronomie an der Universität Leiden im neutralen Holland war. De Sitter erkannte sofort die Bedeutung der allgemeinen Relativitätstheorie und sandte die Kopie weiter an Sir Arthur Eddington, Professor für Astronomie an der Universität Cambridge, der zugleich der Sekretär der britischen astronomischen Gesellschaft war. Eddington war von Einsteins Arbeit völlig eingenommen und begann sofort zu überlegen, was er zum Beweis der allgemeinen Relativitätstheorie aus astronomischer Sicht beitragen könnte. Aus seiner Sicht überschatteten die donnernden Kanonen und die nationalen Interessen die wissenschaftliche Bedeutung von Einsteins Arbeit.<sup>60</sup> Die Gültigkeit der Theorie ließ sich im Versuch nur zur Zeit einer Sonnenfinsternis nachweisen, die es ermöglichen würde, die Ablenkung der Lichtstrahlen im Gravitationsfeld der Sonne zu messen. Die

nächste Sonnenfinsternis sollte sich aber erst 1919 ereignen. Einstein kam es nicht in den Sinn, dass seine Welt, «Einsteins Welt», wie seine Theorie künftig genannt wurde, ihm im Kreise der britischen Wissenschaftler feste Unterstützung verschaffen sollte.

### **Ein Unglück jagt das nächste**

Zur Zeit des Selbstmords von Clara Haber ereilte Willstätter ein schweres Unglück. Eines Tages im April stellte er fest, dass sein zehneinhalbjähriger Sohn Ludwig sehr müde und durstig war. Ironie des Schicksals, dass 24 Stunden vorher eine Bekannte sein Haus besuchte und sich über das erfreuliche, gute Aussehen seiner Kinder sehr beeindruckt zeigte. Willstätter rief einen Arzt, der erst am nächsten Tag kam und den Jungen untersuchte. «Sie sehen Gespenster am hellen Tage» beeilte er sich, ihn zu beruhigen, der Junge sei im Wachstum, es fehle ihm gar nichts.<sup>61</sup> Willstätter nahm jedoch selbst eine Urinuntersuchung seines Sohnes vor, entdeckte einen hohen Zuckerspiegel und rief alarmiert den Arzt. Als dieser kam, war der Junge bereits bewusstlos, wurde eilig ins Krankenhaus eingeliefert und starb noch in derselben Nacht. So wurde die kleine Dahlemer Gemeinde von weiteren Schicksalsschlägen heimgesucht: Karl Planck, der Erstgeborene von Max Planck, fiel in der Schlacht um Verdun. Der jüngste Sohn geriet in russische Gefangenschaft, und zwei weitere Töchter starben bei der Geburt ihren Kinder. Es waren Tage, in denen das Leben eines Menschen keinen Wert hatte, Tausende junger Männer fielen an der flandrischen Front und an den übrigen Frontlinien. Auch dieses Mal verhielt Willstätter sich wie damals in Zürich, nach dem Tod seiner Frau. Er stürzte sich in seine verantwortungsvolle Arbeit – die Entwicklung der Gasmasken für das deutsche Heer – im Versuch, den Schmerz zu betäuben.

Ungefähr zu dieser Zeit, als sein Sohn verstarb, rief ihn ein Journalist von einer der Tageszeitungen an und teilte ihm die Entscheidung der schwedischen Akademie mit, ihm für seine Errungenschaften auf dem Gebiet des Chlorophylls und der Farbpigmente der Pflanzen den Nobelpreis 1915 zu verleihen. Er verspürte keinerlei Freude in seinem Herzen. Wenn er diese Nachricht mit Sophie hätte teilen können ... Vom alten Baeyer kam ein Glückwunsch: «Lieber Willstätter, herzlichen Glückwunsch zum wohlverdienten Nobel Preis ...»<sup>62</sup>

Willstätter setzte mit dem Schreiben aus und versank in seinen Erinnerungen. Die nicht heilenden Verletzungen überschatteten sein Leben. Sein Freund Haber heiratete zweieinhalb Jahre nach Claras Selbstmord zum zweiten Mal. Seine zweite Frau Charlotte, geborene Nathan, war 20 Jahre jünger als er, etwa im Alter seines Sohnes Hermann. Willstätter willigte ein, Trauzeuge bei der bescheidenen Zeremonie zu sein, die in der Dahlemer Kirche stattfand. Fritz erschien in Uniform und Charlotte trug einen breitkrempigen Kalabreser-Hut, der ihre feinen Gesichtszüge betonte. Das Paar sah glücklich aus und bekam später zwei Kinder.

## Siebttes Kapitel

### Professur in München

#### Die Rückkehr zur Universität

Zwei Monate später erreichten Willstätter hartnäckige Gerüchte, die von Seiten der preußischen Akademie durchsickerten, denen zufolge die Universität München interessiert sei, ihn als Nachfolger von Adolf von Baeyer zu gewinnen, der im Alter von 80 Jahren vor seiner Emeritierung stand. Willstätter war verwirrt, denn das Thema kam während eines Gespräches auf und bisher war kein offizielles Schreiben an ihn gelangt. Es stellte sich heraus, dass alle Fakultätsmitglieder der Naturwissenschaften und des Senats der Münchner Universität seine Kandidatur unterstützen. Daneben blühten weitere Gerüchte, denn auch die Universität Göttingen war an ihm interessiert. Nach deutscher akademischer Tradition war es üblich, den «scheidenden Patriarchen» zu ehren und einen Nachfolger nach seinem Wunsch zu benennen. Willstätter sandte von Baeyer einen vorsichtig formulierten Brief, um sicherzugehen, ob das wirklich seinem Wunsch entspreche. Der antwortete per Telegramm: «Antrag von mir einstimmig von Fakultät und Senat unterstützt, würde glücklich sein, wenn Erfolgt ein guter. Hier besteht bester Wille. Baeyer.»<sup>63</sup>

Rührte seine Entscheidung, nach München zurückzugehen, aus seiner Loyalität gegenüber seinem Lehrer und dem Willen, seinem Wunsch nachzukommen? Wollte er Abstand gewinnen von seinem Dahlemer Haus, wo ihn alles an den Verlust seines Sohnes erinnerte? Fühlte er eine versteckte Sehnsucht, an den Ort seiner Herkunft zurückzukehren? (Zur dieser Zeit wohnte seine Mutter in München). Oder könnte es der Ehrgeiz sein, seine Stärke mit Elan und Schaffenskraft auszuprobieren, um die Chemie Fakultät in ein internationales wissenschaftliches Zentrum zu verwandeln wie in den glänzenden Tagen eines Justus von Liebig? Diese Fragen stellten sich seine Bekannten und blieben ohne Antwort.

Vom Moment an, als Adolf von Harnack, der Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, von Willstätters Absicht erfuhr, sich von Dahlem zu verabschieden, beeilte er sich, ihm eine Erhöhung seines Gehalts und seines Forschungsbudgets

anzubieten, damit es ihm gelänge, Willstätter zum Bleiben zu überreden. An einer der Wände in Willstätters Bureau hing ein Portrait von Justus Liebig, der die chemischen Laboratorien in Bayern vor der Ära von Baeyer geleitet hatte. «Wissen Sie denn, daß ich ein Enkel von Liebig bin?» fragte von Harnack und deutete auf das Bild. «Ich weiß es, Exzellenz, und ich will ein anderer Enkel von Liebig werden.» Harnack verstand und lachte. «Wenn Sie das meinen, dann ist nichts zu machen.»<sup>64</sup>

In der Zwischenzeit kamen der alte Professor von Groth, sein Lehrer für Mineralogie während seines ersten Studiensemesters und Eugen von Knilling, der bayerische Erziehungsminister nach Berlin, um Verhandlungen bezüglich seiner Arbeitsbedingungen zu führen. Willstätter begrüßte die beiden freudig. Obgleich er keine besonderen Ansprüche hinsichtlich seines Gehaltes stellte, bat er sich Bedingungen aus, die dem Fortkommen des Instituts und seiner Erweiterung dienten. Er verlangte von ihnen, ihm ein Budget zum Bau von Laboratorien und Vorlesungssälen zu gewähren, ein neues Institut für physikalische Chemie zu errichten sowie die Stelle von Dr. Stoll, der seine Bereitschaft zum Ausdruck gebracht hatte, mit ihm zusammenzuarbeiten, in eine ordentliche Professur umzuwandeln. Noch vor seinem Weggang aus Dahlem traf sich Willstätter mit dem Architekten, der für das Bauvorhaben engagiert worden war.

Nachdem von Baeyer seine Dienstwohnung geräumt hatte, die sich im Universitätsviertel in der Arcisstraße befand und nach Abschluss der notwendigen Renovierungsmaßnahmen, zog Willstätter im März 1916 nach München. Zahlreiche Schweizer Studenten und Assistenten schlossen sich ihm an und mit ihrer Hilfe führte er seine Forschungen über die Farbstoffe in den roten Beeten weiter, die sie eigenhändig in Dahlem gezogen hatten. Die Forschung war noch nicht abgeschlossen, als die Studenten zum Armeedienst in die Schweiz berufen wurden. Professor Stoll arbeitete an seiner Seite bis 1917 und war dann auch gezwungen, in die Schweiz zurückzukehren.

Mit seiner Rückkehr nach München erfreute sich Willstätter an den vertrauten Gerüchen der Bierbrauereien und am Föhn, einem warmen trockener Fallwind, der von den Spitzen der Alpen in die Fenster seines Hauses wehte. Er fühlte sich

nicht einsam in den Nächten. Margarete, seine 10jährige Tochter, schlummerte im Zimmer nebenan und sein Hund lag schlafend an seiner Seite auf dem Teppich. Jedes Mal, wenn er von seinen Reisen zurückkehrte, sprang ihm der Hund entgegen und seine Aufgeregtheit berührte ihn. Mitunter, wenn er zusammen mit Dr. Stoll bis in die späten Abendstunden an einem Artikel saß, erhob sich der Hund um Mitternacht von seinem Schlafplatz und lief zur Tür. Als er dann alt und müde war, breiteten die Hausbewohner eine Decke auf dem Rasen aus, legten ihn dort hin und verharrten an seiner Seite, bis er starb.

Als Haber Witwer wurde, empfand er Willstätters Fehlen sehr stark. «So lange bist Du fort! Nun bist Du mit dem Kinde, wie ich hoffe, wieder in häuslicher Ordnung. Ich bin allein hier und seit Du fort bist, fühle ich Einsamkeit. Und manchmal packt es mich, nach München zu Dir zu fahren. Es lohnt nicht, von mir zu reden. Ich tue das Gewohnte und bin ermüdet. Von Dir hoffe ich herzlich, daß der neue Wirkungskreis Dich belebt und erfrischt ... »<sup>65</sup> Und tatsächlich packte Haber in den schwersten Stunden seinen Koffer und fuhr seinen Freund zu besuchen.

München hatte sich sehr verändert. Die hohe Arbeitslosigkeit, die Mühen, Nahrungsmittel zu beschaffen und die Inflation hinterließen in der Stadt ihre Spuren. Auf den Straßen sah man nur wenige Männer und die einst florierenden Geschäfte waren geschlossen, das bekannte Zeichen für Bankrott. Die Tische, die früher auf den Bürgersteigen standen und Passanten auf ein Glas Bier und ein heißes Würstchen einluden, waren aus dem Stadtbild verschwunden. Viele ehemalige Schulen dienten nun als Lazarette oder Kasernen, das Kulturleben war zum Stillstand gekommen, die Theater geschlossen und die Künstlergruppe «Der Blaue Reiter», die in München wirkte, existierte nicht mehr, seit der 27jährige August Macke 1914 an der Front gefallen war und Franz Marc sein Leben im März 1916 bei der Schlacht um Verdun ließ. Die Maler Wassily Kandinsky und Alexej von Jawlensky, beide russischer Herkunft, wie auch Gabriele Münter emigrierten bei Kriegsausbruch nach Schweden. Selbst das Läuten der Kirchenglocken war leiser und schwächer geworden. Auf ausdrücklichen Beschluss der Berliner Zentralregierung waren 35 Prozent der Glocken beschlagnahmt und der militärischen Industrie zur Verwendung übergeben

worden. Nahrungsmittel waren knapp, weil Bayern die meisten seiner Produkte an das Militär lieferte. Viele machten die Zentralregierung für die Verschlechterung der Lage in Bayern verantwortlich und nicht wenige suchten die Schuld bei den Juden. Am Hauptbahnhof und am Marienplatz liefen Frauengruppen umher, die Schmähaufrufe gegen den Krieg verteilten, in denen die Frauen angehalten wurden, in den Waffenfabriken nicht die Plätze der Männer einzunehmen, keine Uniformen zu nähen und sich nicht zum freiwilligen Dienst in den Lazaretten zu melden. Sie waren die ersten Kriegsgegnerinnen.

Auch an der Universität herrschte eine düstere Atmosphäre. Die Vernachlässigung der Chemie-Abteilung war sichtbar. In den letzten Jahren seiner Amtszeit fiel es dem alten Baeyer schwer, das Institut mit starker Hand zu leiten, und das Fehlen eines jungen dynamischen Leiters machte sich deutlich bemerkbar. Willstätter stand ein treu ergebener Mann zur Seite, der Baeyers große Tage miterlebt hatte, aber durch sein fortgeschrittenes Alter in seiner Einsatzfähigkeit begrenzt war. Obwohl er bereits in Pension war, rief man ihn zurück, denn Lautenbacher, der neue Verwaltungschef, war zur Armee eingezogen worden. Studenten, Assistenten und Projektleiter waren zu den Waffen gerufen worden und ausschließlich Frauen füllten nun die Laboratorien. Auch Dozenten und junge Professoren wurden an die Front geschickt. Männer, die einige Jahre jünger waren als Willstätter, wurden zur Kriegsindustrie abkommandiert oder gingen nach Dahlem in die von Haber geleiteten Laboratorien. Die meisten der akademischen Fakultätsmitglieder waren alte Professoren, von denen einige noch Willstätters Lehrer waren. Er fühlte sich wohl in ihrem Kreise und sie schenkten ihm ihr Vertrauen, denn schließlich hatten sie ihn als Baeyers Nachfolger nominiert.

Professor von Groth vertraute ihm an, dass der König, als sich von Groth als Vertreter des Senats an König Ludwig III. wandte, um Willstätters Berufung unterzeichnen zu lassen, folgende Bemerkung gemacht habe: «Das ist aber das letzte Mal, daß ich Ihnen einen Juden unterschreibe.»<sup>66</sup> Seine Worte erinnerten Willstätter an ein Thema, das er lieber vergessen wollte. Professor von Groth schlug ihn als Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften vor, ein Vorschlag, der einstimmig angenommen wurde. Die Zusammenkünfte der Akademie boten ihm Gelegenheit, die Wissenschaftler der anderen Fakultäten

kennen zu lernen. Der Physiker Arnold Sommerfeld stand Willstätter sowohl im Geiste als auch vom Alter her am nächsten. Es war die erfolgreichste Periode in Sommerfelds Leben. Er vertiefte die Quantenlehre von Planck und beschäftigte sich mit Modellen von Atomen, die nur ein Elektron enthielten. Er zählte auch zu den Bewunderern von Einsteins Relativitätstheorie, wohingegen viele Mitglieder der Akademie und der deutschen Physiker Einstein keine Sympathie entgegenbrachten, weil er in ihren Augen ein schwarzes Schaf war: «Er ist ein Pazifist!» «Er hat nicht unterschrieben!» «Er hat sich nicht für den deutschen Sieg ausgesprochen!» pflegten sie zu nörgeln.

Willstätter musste mit der Inflation zurechtkommen, die am Budget jedes einzeln nagte. Er gab sich ganz seiner Arbeit hin. Das Schaffen linderte sein Leid ein wenig, aber die Stärke und Lebensfreude, die ihn einst charakterisierten, waren dahin. Der Krieg, die persönlichen Tragödien, die ihn in den Jahren von 1908 bis 1915 ereilten und die große Einsamkeit belasteten ihn. Er zwang sich, weiterzumachen und sich mit Gebieten zu beschäftigen, die nicht direkt mit seiner Arbeit zusammenhingen. Trotz der schweren Bedingungen war er entschlossen, die chemische Abteilung in Ehren wiederzuerrichten. Seiner Ansicht nach bestand die wichtigste und dringendste Aufgabe in der Notwendigkeit, die naturwissenschaftliche Abteilung mit ausgezeichneten Wissenschaftlern aus den Fachrichtungen der physikalischen und organischen Chemie zu bestellen. Er wusste, dass dies die notwendige Voraussetzung für die Errichtung einer angesehenen chemischen Abteilung war und deswegen musste er die finanzielle Unterstützung der Industriellen gewinnen. Doch die Schwierigkeiten ließen nicht lange auf sich warten. Ähnlich wie Baeyer waren die Industriellen, die er traf, einer veralteten Weltanschauung verhaftet. Carl Duisburg, einer der Industriellen, sagte ihm: «Substanzen müssen wir jetzt exportieren, keine Theorien!»<sup>67</sup> und Willstätter erwiderte: «Ohne die theoretische Basis der physikalischen Chemie wäre die industrielle Herstellung von Ammoniak nach dem Prinzip Haber-Bosch niemals Realität geworden.»

An der Universität Karlsruhe war Dr. Kasimir Fajans beschäftigt, ein junger glänzender Physikochemiker, der eine Zeitlang in Rutherfords berühmten Laboratorien in Cambridge verbracht hatte und dem das Verdienst einiger

wichtiger Entdeckungen auf dem Gebiet der radioaktiven Strahlung der Elemente zukam. Willstätter lernte ihn in der Schweiz kennen und arbeitete dort etwa ein Jahr mit ihm zusammen. Fajans war ein polnischer Jude aus Warschau mit russischer Staatsangehörigkeit. Seit Ausbruch des Krieges war ihm die Lehre untersagt, und er musste sich ausschließlich auf die Forschung beschränken. Aus diesem Grund entschied sich Willstätter, die bürokratischen Hindernisse zu umgehen und bot ihm an, ihn auf Rechnung seines persönlichen Forschungsbudgets zu beschäftigen, ohne für ihn eine feste Anstellung zu beantragen. Fajans nahm das Angebot erfreut an, denn in Karlsruhe, wo er mit seiner Frau Salomea, einer Ärztin lebte, herrschte eine feindselige Atmosphäre. Weiterhin benötigte Willstätter einen versierten Wissenschaftler für die Bestimmung von Atomkonstanten und es gelang ihm schnell, Professor Otto Hönigschmid aus Prag für die Stelle zu gewinnen. Und so errichtete Willstätter in seiner entschieden doch ruhigen Art, ohne seine Stimme zu erheben und der schweren Bedingungen zum Trotz eine beispielhafte chemische Abteilung. Er wandte das Geld seines Nobelpreises dafür auf, das ihm in harter Währung ausbezahlt worden war und daher während der galoppierenden Inflation nicht an Wert eingebüßt hatte. Darüber hinaus stand ihm der jüdische Industrielle Leopold Koppel helfend zur Seite, der das wissenschaftliche Gedeihen in Deutschland großzügig unterstützte.

In den ersten Münchner Jahren blieben Willstätter noch seine Schweizer Schüler treu, die von Berlin als private Assistenten mitkamen, so weit ihre militärische Dienstpflicht es zuließ. Sie arbeiteten in seinem Privatlabor. Einer von ihnen führte aussichtsreiche Untersuchungen über Anthocyane weiter. Arthur Stoll, der ihn auch nach München begleitete, führte die Arbeit über die planzliche Photosynthese fort. Ein Kapitel dieser Arbeitsreihe bildete eine Brücke zwischen der 1911 in Zürich begonnen Arbeit zu einem neuen Gebiet, das im ganzen kommenden Lebensabschnitt seine Kraft und Hilfskräfte beanspruchte. Er untersuchte Enzyme oder Fermente, die Katalysatoren (Reaktionsbeschleuniger) der Lebenswelt sind, zunächst die Katalase und Peroxidase, d. s. Enzyme, die das schwere Zellgift Wasserstoffperoxid zerstören.

Später wurden weitere abbauende Enzyme einbezogen. Willstätter und seine Mitarbeiter entwickelten Trennmethode, und es gelang ihm vieltausendfache Anreicherungen zu bekommen, aber nie eine Reindarstellung, die zur Kristallisation von Reinstoffen führen konnte. Willstätter nahm an, dass Enzyme kleine Moleküle sind, und die immer begleitenden Proteine Artefakte sind.<sup>xii</sup>

### **Gesellschaftliche Auswirkungen des Krieges**

Willstätter war so vollständig von seiner Tätigkeit absorbiert und verschwendete keinen einzigen Gedanken an die untergründigen Strömungen, die in der deutschen Gesellschaft allmählich zu brodeln begannen. Ganz im Gegensatz zu seinem Kollegen Karl Alexander von Müller, der als Dozent für Zeitgeschichte an der Münchner Universität wirkte und die Veränderungen erkannte, die sich vor seinen Augen abspielten. Müller besuchte die öffentlichen Plätze und beobachtete, was vor sich ging, um den Lauf der Zeitgeschichte in realer Zeit zu dokumentieren. Die Münchner Schriftsteller – Heinrich Mann, Rainer Maria Rilke und Oskar Maria Graf – identifizierten sich mit den Bewohnern ihrer Stadt, den Arbeitslosen und Arbeitern, die sich schwer taten, die notwendigsten Lebensmittel zu erlangen, während sie gegen die Berliner Zentralregierung und gegen den andauernden Krieg protestierten.

Im April 1917 fand die Teilung der SPD, der sozialdemokratischen Partei Deutschlands statt. Der Parteiflügel, der die sofortige Beendigung des Krieges forderte, formte später den separaten Flügel der unabhängigen sozialdemokratischen Partei, die USPD, an deren Spitze Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht standen. Im Mai hielten sie eine Konferenz in München ab und von diesem Tag an galt die Stadt als eine Hochburg der «Unabhängigen» unter dem Vorsitz von Kurt Eisner. Eisner war ein kleingewachsener Mann mit einer krummen Nase, schütterem wildem weißen Haar und einem langen Bart. Er galt als Intellektueller und als Fremdling in Bayern, weil er aus Berlin kam. Dazu kam,

---

<sup>xii</sup> Es gelang James B. Sumner in 1926 die Kristalle der Urease zu isolieren, ein Enzym, das Harnstoff hydrolysiert. Dessen Röntgenstruktur hat die Proteinchemie bahnbrechend gekennzeichnet. Heute sind hunderte von Enzymen in reiner Form bekannt, und man erkennt in der Retrospektive, dass Willstätters Auswahl der Studienobjekte nicht glücklich war.

dass er auch noch Jude war. Eisner gab auch die sozialdemokratische Zeitung *Die Münchner Post* heraus, und seine schludrige äußere Erscheinung passte nicht zu der erwünschten Figur eines charismatischen Führers. 1914 opponierte Eisner gegen die Hilfe, die Deutschland dem österreichisch-ungarischen Kaiserreich offeriert hatte. Obgleich er die ersten Kriegsphasen unterstützt hatte, begrüßten viele seiner Freunde am Ende des Jahres seine Kriegsgegnerschaft und führten an, dass Deutschland den Krieg begonnen habe. Im Verlauf seines ersten öffentlichen Auftritts im Dezember 1916 teilte er seinem zusammengeschrumpften Publikum mit, dass der Krieg nur zu einem Ende kommen könne, wenn sich das Regierungssystem grundlegend ändern würde. Eisner favorisierte keine regionale Teilung in Nord und Süd – was im Sinne vieler Bayern gewesen wäre – obgleich er den preußischen Militarismus verurteilte. Seine Popularität vergrößerte sich zusehends. Die Schriftsteller Rainer Maria Rilke, Oskar Maria Graf und Heinrich Mann begannen, regelmäßig auf den öffentlichen Versammlungsplätzen zu erscheinen, um seine Reden zu hören. Willstätter überblättert die Artikel in der Tagespresse, die die aktuelle parteipolitische Lage erörtern und zeigte keinerlei Interesse an den Spaltungen, die sich in der Parteienlandschaft und im Besonderen in den Linksparteien ereigneten.

Unter dem Einfluss der SPD und der USPD verabschiedete der Reichstag im Juli 1917 eine Friedensresolution, um den Krieg durch einen Verständigungsfrieden und Gebietsverzicht zu beenden. Die Resolution wurde in München, das nahe an der südlichen Front lag, positiv aufgenommen. Die Österreicher hingegen stießen dabei auf Schwierigkeiten, denn die hohen Militärs kümmerten sich überhaupt nicht um die Resolution. Im Januar 1918 fand in Berlin ein Generalstreik der Rüstungsarbeiter statt und von ihrem Beispiel inspiriert riefen die Arbeiter der Krupp-Werke und anderer Industrien am 31. Januar den Streik aus. Tausende gingen in München auf die Straße. Männer und Frauen marschierten zusammen in die Innenstadt und skandierten revolutionäre Parolen. Die Polizei reagierte sofort und verhaftete die Anführer, unter ihnen Kurt Eisner und den Dramatiker Ernst Toller. Reformen wurden versprochen, um den Streik zu einem Ende zu bringen.

---

Im Verlauf der acht Monate, in denen Eisner seine Haftzeit in der Münchner Justizvollzugsanstalt Stadelheim absaß, verstärkten sich die rechten Kräfte. Die pangermanische Liga unter der Führung von Julius Lehmann vergrößerte ihren öffentlichen Wirkungsradius, als sie den «totalen Krieg» durch den Einsatz von Unterseebooten, Flugzeugen und Gas verlangte und neue Gebiete als Lebensraum für das deutsche Volk forderte, die man nach ihrer Eroberung von der ansässigen Bevölkerung entleeren müsse. Die Mitglieder der Liga ließen scharfe Äußerungen gegen Juden und die «jüdische Weltverschwörung» vernehmen. In München schlossen sich weitere Gruppen mit ähnlichen Programmen der pangermanischen Liga an. Am 2. September 1917 wurde in Berlin die Deutsche Vaterlandspartei (DVP) gegründet, die für Annexionen und einen kompromisslosen Siegfrieden eintrat. Einer ihrer bekanntesten Repräsentanten war der Satiriker Ludwig Thoma, dessen Schriften in der weitverbreiteten Zeitschrift *Simplicissimus* veröffentlicht wurden. Zur selben Zeit gründete sich eine Vereinigung mit dem Namen «Thule-Gesellschaft», dieses Mal inmitten der gesellschaftlichen Elite, zu deren Mitgliedern Professoren der Universität München, Bankiers, Industrielle, Brauereibesitzer und hohe Polizeibeamte gehörten. Die Gesellschaft, deren Ziel die Schaffung einer neuen germanischen Rasse war, gab die Zeitung *Der Münchner Beobachter* heraus. Während der Versammlungen, die im noblen Hotel Vier Jahreszeiten stattfanden, hängten die Mitglieder der Gesellschaft ein Schild mit eingravierten Parolen auf: «Denkt immer daran, daß ihr Deutsche seid! Bewahrt die Reinheit eures Bluts!» Als Symbol der Rassenreinheit wählten sie eine Swastika mit Strahlenkranz. Einem ihrer Anhänger, Anton Drechsler, der nicht zur sozialen Oberschicht zählte, kam eine besondere Bedeutung zu. Seine Aufgabe bestand darin, zwischen ihnen und der Arbeiterschaft zu vermitteln und diese mittels des Slogans «Sieg und Annexionen sind zugunsten der Arbeiter» zu gewinnen.

Im April 1918 eröffnete General Erich Ludendorff die große Frühjahrsoffensive, in deren Verlauf es ihm unter schweren Verlusten gelang, die verbündeten Streitkräfte zurückzudrängen. Aber Ludendorff schätzte die Lage falsch ein: Nachdem tausende deutscher Soldaten sich ergeben hatten, standen dem General keine neuen Reservetruppen zur Verfügung und die langen Frontlinien konnten nicht mit Nachschub versorgt werden. Während in

Deutschland die Kriegsziele im Mittelpunkt hitziger politischer Debatten standen, sank an der Front mit jedem weiteren Tag die Bereitschaft zum Kampf. Im Sommer desselben Jahres antworteten die verbündeten Streitkräfte mit einer Gegenoffensive. Die vorrückenden Panzer lösten Panik unter den Deutschen aus und selbst deutsche Offiziere begannen, sich von ihren Positionen zurückzuziehen. «Panzer sind angerückt, da ist nichts zu machen», berichtete Ludendorff Hindenburg. Die Kampfmoral der Soldaten war vollends gebrochen. Tausende kamen ums Leben und Tausende ergaben sich. Hindenburg und Ludendorff hielten die wahre Lage an der Front vor dem Kaiser geheim. So kam es, dass sich in vielen Städten Deutschlands Aufrufe fanden, in denen verkündet wurde: «Den Krieg an der Ostfront haben wir gewonnen und nun werden wir auch im Westen siegen!» Tatsächlich aber desertieren Soldaten von den vordersten Frontlinien. Ludendorff begründete seine falschen Berichte mit folgenden Worten: «Wenn ich ihnen [den Politikern] die Wahrheit gesagt hätte, hätten sie vollends den Kopf verloren.»<sup>68</sup> Am Ende war es schließlich Ludendorff selbst, der den Kopf verlor, gemütskrank wurde, an Schlafstörungen litt und zuviel trank. Die Ärzte rieten ihm zu völliger Ruhe mit viel Mineralwasser und leichter Lektüre.

Die ausgebrochene Influenza-Epidemie ging an der Zivilbevölkerung nicht folgenlos vorbei und forderte viele Opfer. Willstätter verharrte hilflos am Bett seiner Tochter, der 17jährigen Margarete, die an Influenza, Lungenentzündung und hohem Fieber erkrankt war. Sie war die einzige vertraute Seele, die ihm geblieben war. In seiner großen Verzweiflung wandte er sich an seinen Freund Dr. Sauerbruch. Der beschäftigte Chirurg kam innerhalb weniger Stunden und stellte fest, dass die Lage des jungen Mädchens kritisch war. Er besuchte die Kranke eine Woche lang täglich und blieb bis in die späten Nachtstunden an ihrer Seite, in der Hand ein Glas Wein. Nach Ablauf von sieben Tagen entschied er, sie zur Operation ins Krankenhaus einzuweisen. Sauerbruch verstand, dass es Willstätter schwer war, sich von seiner Tochter zu trennen und als auch er an der Influenza schwer erkrankte, beschloss der Arzt, ihn im Zimmer neben seiner Tochter unterzubringen. Nach einigen Tagen suchte er ihn auf, zog ihn aus dem Bett, wies ihn an, sich anzukleiden, schob ihn in sein Auto und fuhr mit ihm ans Isarufer. Die beiden machten einen zweieinhalbstündigen Spaziergang, und von

diesem Tag an trat ein deutliches Abklingen der Influenzasymptome ein, sowohl bei ihm als auch bei seiner Tochter, und es bestand kein Grund zur Operation.

Im August 1918 gab Willstätter dem inständigen Bitten seines Freundes Fritz Haber nach und fuhr mit in einen kurzen Urlaub nach Wildbad. Zu den beiden gesellte sich der Bankier Leopold Koppel, der so großzügig das Kaiser-Wilhelm-Institut und auch die Münchner Universität unterstützt hatte. Während seines Aufenthaltes in Wildbad hielt Haber weiterhin Kontakt mit Offizieren in Berlin, mit denen er unablässig über den Gasangriff verhandelte, der 1919 ausgeführt werden sollte. Am 9. August erhielt Haber ein Telegramm von der Obersten Heeresleitung. Es stellte sich heraus, dass die Franzosen die deutschen Linien bei Amiens und St. Quentin durchbrochen hatten. Koppel war der einzige, der dem Inhalt der Nachricht Glauben schenkte.

## Achtes Kapitel

### Die Revolution

#### **Der Aufruhr unter Soldaten und Arbeitern**

Die Offensive der verbündeten Streitkräfte, die im August und September 1918 stattfand, fügte dem deutschen Heer schwere Verluste zu. Im September durchbrachen die alliierten Streitkräfte die bulgarische Frontlinie und schlugen die Türken, die deutschen Verbündeten. Ludendorff, der Chef der Obersten deutschen Heeresleitung, spürte, dass ein Zusammenbruch zur Revolution führen würde. Die Bedrohung, die ihn angesichts der innenpolitischen Gefahr einer kommenden Revolution übermannte, überstieg die Angst vor dem Feind, der die Grenzen bedrängte und am 28. September forderte er, eilig ein Waffenstillstandsgesuch an die Entente zu richten, als einzigen Ausweg, um das zu retten, was vom Heer noch übrig war. Obwohl diese Nachricht den Kaiser völlig überraschte, stimmte er dem Waffenstillstandsgesuch zu, in der Hoffnung, dass ihm das helfe, an der Macht zu bleiben.

Ludendorff weigerte sich, die Verantwortung für die Niederlage zu übernehmen und von dem Moment an, als er den Waffenstillstand erbat, begann er die Dolchstoßlegende zu verbreiten. Eine Verschwörungstheorie, nach der die in der Heimat verbliebene Linke und die Pazifisten die militärische Niederlage Deutschlands zu verantworten hatten, welche die ganze Zeit verschiedenste Aufrufe verfasst hatten, in dem Versuch, die Moral der Armee zu unterlaufen und ihr so einen «Dolchstoß von hinten» versetzt haben.

In den großen Städten toste es. Alle hofften auf ein Ende des Elends, das ihnen seit Kriegsbeginn auferlegt worden war und die Friedensbewegungen begannen, die Sympathie der Öffentlichkeit zu genießen. Die bayerische Regierung war zu Verzicht bereit und besonders zum Verzicht auf die Macht. Am 14. Oktober wurden die politischen Gefangenen entlassen, die am Ende des Januar-Streiks inhaftiert worden waren, unter ihnen auch Kurt Eisner, der zu den Führern der unabhängigen Sozialdemokraten gehörte. Er beeilte sich, seine Kandidatur zum bayerischen Parlament vorzuschlagen. Der allgemeinen Einschätzung nach hatte Eisner keine Chance, seinen Rivalen Erhard Auer, den bayerischen Kandidaten

der Sozialdemokraten, zu schlagen. Eisner führte einen beeindruckenden Wahlkampf, der auf die Botschaft fokussiert war, dass es nur Wahlen zum Reichstag geben werde, wenn eine Revolution stattfände. Der einzige Weg, der dem Massenmord ein Ende bereiten würde, bestünde darin, den deutschen Kaiser und den bayerischen König abzusetzen.<sup>69</sup> Eisners Anhängerschaft wuchs stetig.

Im Versuch, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen, erklärte sich die bayerische Regierung zu weiteren Verzichten bereit. Ein Vertreter der Regierung erklärte, dass mit Beginn des 2. November der König nicht länger berechtigt sei, Minister zu entlassen und dass die Erste Kammer kein Vetorecht gegenüber den Entscheidungen des Landtags habe – dem regionalen bayerischen Parlament – der nach dem Verhältniswahlrecht gewählt werde.

Jeden Morgen blätterte Willstätter besorgt die Zeitung durch und fürchtete, dass die vorgeschlagenen Änderungen in einem Tohuwabohu enden werden. Dann ging er zur Arbeit, entschlossen, seine Routine zu bewahren und in der Hoffnung, dass es in seiner Macht stehe, die schnell ausbrechende brodelnde Lava an der Schwelle aufzuhalten – zumindest solange das Chemie Institut noch unter seiner Leitung stand.

Auf den Straßen liefen Massen kriegsmüder Soldaten umher. Jeder mit seinem eigenen Alptraum, der ständigen Todesangst, der Bitterkeit über die verlorenen Jahre im Schlamm der Schützengräben und bei eisiger Kälte. Jahre des Leids und Elends, die zu nichts geführt hatten. Hunderttausende mussten ihr Leben lassen, Hunderttausende waren verwundet oder seelisch zerrüttet. Der Kaiser, der König und die hochrangigen Offiziere galten in den Augen der Masse als Feinde und als die direkten Verantwortlichen, die dieses Leid über sie gebracht hatten. Nun, da sie der Autorität der Offiziere nicht länger unterstanden, begannen viele Soldaten, ihre Frustration an ihnen auszulassen und wenn sie ihnen nur irgend über den Weg liefen, rissen sie den ehemaligen Vorgesetzten die Rangabzeichen und die Ehrensymbole von den Uniformen ab. Professor Willstätter und sein Kollege Karl Alexander von Müller betrachteten diese Gestalten als Mob, als ungehobeltes Pack. Sie ahnten nicht, dass jetzt die Zeit der Massen gekommen war, die der Zeit ihren Stempel aufdrücken sollten.

## **Die erste Phase der Revolution**

Am 5. November 1918 verweigerten die im Kieler Hafen stationierten Matrosen den Flottenbefehl zum Auslaufen gegen die britische Royal Navy, der einem Selbstmordkommando gleich gekommen wäre. Dies war der Auftakt zu einer Welle von Aufständen, die in ganz Deutschland losbrachen. Am 7. November riefen die SPD und die USPD in München zu einer Massenkundgebung auf der Theresienwiese auf, deren Ziel in der gemeinsamen Forderung bestand, den Krieg sofort zu beenden. Soldaten, Arbeiter der Krupp-Werke und der Rüstungsindustrie, Bauern, Frauen und auch ein Teil der Leibgarde des Königs kamen zu der Kundgebung, um Eisners Rede zu hören. Der SPD Vorsitzende Auer verließ den Versammlungsort, nachdem er seine Rede gehalten hatte und seine Parteifreunde folgten ihm. Als Eisner seine Rede beendet hatte, bewegten sich die Kundgebungsteilnehmer in einem Demonstrationzug zu den Gefängnissen, um die Inhaftierten zu befreien und marschierten weiter zu den Schulen und Garnisonen, in denen Waffen gelagert wurden. «Die ganze Stadt schien zu marschieren», erinnert sich der Schriftsteller Oskar Maria Graf an den Marsch der Massen.<sup>70</sup>

Die Polizisten waren verschwunden, als hätte es sie nie gegeben und in der Zwischenzeit stürmten die Massen das Matthäuserbräu und proklamierten dort die Gründung von Soldaten-, Matrosen- und Arbeiterräten. Aus Eisners Sicht sollten neben dem Bürgertum, das durch die politischen Parteien im Parlament vertreten war, auch die gewählten Räte an der künftigen Regierung teilhaben. Am selben Abend wurden bunte Plakate und Spruchbänder aufgehängt, die verkündeten: «Nieder mit der Dynastie! Es lebe der Frieden!» Die Menschenmassen marschierten weiter zum Landtagsgebäude, wo Kurt Eisner in derselben Nacht die Geburt der bayerischen Republik Bayern verkündete. So begann der Umsturz, ohne dass auch nur ein Schuss gefallen wäre.

Ebenfalls am 7. November machte sich der greise König Ludwig III. zu seinem täglichen Spaziergang in den Englischen Garten auf. Ein Polizist lief ihm nach und riet ihm, sofort umzukehren und sich so bald als möglich aus dem Palast zu entfernen. Seine Leibgarde und die Polizei waren von der Bildfläche

verschwunden. Dem König und seiner Familie gelang es, die Stadt unversehrt in drei Kutschen zu verlassen. Thronfolger Prinz Rupprecht desertierte von seiner Einheit und entkam mit einem Auto, auf dessen Dach eine rote Fahne wehte. Der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, floh mit einer roten Banderole, die an seinen Epauletten angenäht war. Am 8. November wurden rote Fahnen an den Türmen der Frauenkirche aufgehängt und Thomas Mann vermerkte in seinem Tagebuch: «München, wie Bayern, regiert von jüdischen Literaten.»<sup>71</sup>

Einen Tag später als in München begann auch in Berlin die Revolution. Die Massen marschierten in Begleitung der Kieler Matrosen, schwenkten rote Fahnen und wandten sich mit Parolen zum kaiserlichen Palast: «Friede, Brot, Freiheit!» Prinz Max von Baden ließ verlautbaren, dass der Kaiser abgedankt habe und die Regierungsgewalt in die Hände der SPD-Führer Philipp Scheidemann und Friedrich Ebert gelegt habe. Kaiser Wilhelm II. floh nach Holland und auch in Berlin fiel im Verlauf des Umsturzes kein einziger Schuss. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die Führer der unabhängigen Sozialdemokraten, riefen zur Errichtung einer Republik nach sowjetischem Vorbild auf und im Dezember gründeten die beiden den Spartakusbund – eine weit radikalere Organisation als die USPD. Die Veränderungen verliefen noch immer ohne jedes Blutvergießen. Am 11. November wurde das Waffenstillstandsabkommen von Compiègne, nördlich von Paris, unterschrieben.

In München schlug Eisner Auer eine Koalitionsregierung vor. Er überließ der SPD die meisten der wichtigen Ministerien und übernahm selbst die Regierungsführung und das Außenministerium der neuen bayerischen Republik. Umstritten blieb zwischen Eisner und Auer nach wie vor die Rolle der Räte. Auer wollte baldmöglichst Landtagswahlen abhalten, ein Parlament einberufen, aus dem sich das Regierungskabinett bilden sollte und war darauf bedacht, eine weitere Tätigkeit der Räte eindämmen. Die derzeitige Revolutionsregierung verpflichtete sich, im Gegensatz zur sowjetischen Herrschaft in Russland, Privateigentum nicht anzutasten. Die «Diktatur des Proletariats» war kein Thema. Der gegenwärtige Innenminister Auer legte größte Priorität auf das Versprechen, den tausenden in die Stadt strömenden Soldaten ein Dach über

dem Kopf und Lebensunterhalt zu verschaffen und schenkte der Absicherung der neuen Regierung keine Beachtung. Unterdessen schuf die SPD unabhängig von der Koalition mit Eisner, aber gemeinsam mit den Parteien des rechten Spektrums bewaffnete Einheiten, die «republikanischen Schutztruppen». Die Rechte begann mit rassistischer Propaganda, die sich in folgender Losung ausdrückte: «Eisner ist ein galizischer Jude.» Eisners Reaktion lautete: «Mögen sie auf mich schimpfen, soviel sie wollen, das rührt mich nicht. Mein ganzes Leben liegt offen vor aller Welt. » In den Nächten marschierten bewaffnete Banden vor den Fenstern seines Hauses auf und brüllten: «Wir wollen einen Bayern!»<sup>72</sup> Die radikale Linke war angesichts seiner Zurückhaltung enttäuscht.

Entlassene Soldaten und ehemalige Kriegsgefangene kehrten in die Universität zurück. Der Bau der großen Vorlesungssäle war noch immer nicht abgeschlossen, viele Studenten mussten in den alten Vorlesungsräumen stehen, versperrten daher den Durchgang und erschwerten dem Dozenten, sich zwischen Labortisch und Tafel zu bewegen. Diese Studenten, deren Studium durch den Krieg unterbrochen wurde, zeigten große Entschlossenheit. Willstätter bemühte sich, das Problem der Raumnot zu lösen, indem er Vorlesungen und Übungen zwei oder drei Mal abhielt und Stunden anorganischer und organischer Chemie in einem Kurs vereinigte. Die Last der Arbeit hatte sich verdoppelt, aber der Lehrkörper hatte sich nicht vergrößert. Das Studienjahr war in drei Teile unterteilt. Die Ferien wurden gestrichen. Und obgleich das Studienjahr 1919 das schwächste im Verlauf seiner dreißigjährigen Unterrichtstätigkeit war, erinnerte Willstätter es als ein Jahr, dass ihm große Befriedigung verschafft hatte. Zwischen Studenten und Dozenten herrschte vollkommene Harmonie, die von der Revolution unberührt blieb.

### **Die Veränderungen aus der Sicht von Haber und Einstein**

Fritz Haber schickte melancholische Briefe an seinen in München lebenden Freund. Ende Januar erwähnte er, dass er nach seiner Entlassung aus dem Armeedienst feststellen musste, dass sein Institut in Dahlem zerstört war. Es fiel ihm schwer, das wahre Ausmaß der Zerstörung zu ermessen, und er war auf die Hilfe von Planck, Franck und Freundlich angewiesen. Von wissenschaftlicher Arbeit konnte keine Rede sein. Haber erkrankte an einer Innenohrentzündung,

die das Gefühl der Hilflosigkeit noch verstärkte. Sein Sohn Hermann war aus der Armee entlassen worden und zu seinen Studien zurückgekehrt. Es stellte sich heraus, dass er ein Linker geworden war, offenbar unter dem Einfluss seiner Mutter, die sich das Leben genommen hatte. Habers Gemütsruhe war von alltäglichen Sorgen belastet – Heizkohle, Geld, Arbeits- und Transportschwierigkeiten – die wie die vier apokalyptischen Reiter übers Land fuhren.<sup>xiii</sup> Dennoch dürfe er sich, wie er schrieb, nicht beklagen, denn auch Willstätter sei sicher gezwungen, sich mit seinen Sorgen abzufinden: «Aber wozu Dir das schildern, der Du in Eurem Eisner das Vorbild des Unverstandes und der dummen Dreistigkeit vor Augen hast.»<sup>73</sup> Habers Brief bezeugt den beängstigenden Wandel seines Geistes. Seiner Meinung nach waren Deutschlands Untergang und sein eigener Untergang ein und dasselbe.

Eine Linkswendung vollzog sich auch in der Familie des Theologen Adolf von Harnack, dem Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Vertrauten des Kaisers. Sein Sohn Ernst, der im Krieg als Offizier gedient hatte, schloss sich nach seiner Rückkehr von der Front der SPD an. . Aber dieser Zeitgeist der jungen Generation zerstörte nicht die intensiven familiären Bande, vielmehr verschaffte er den Söhnen einen bestimmten Einfluss auf die Eltern. Adolf von Harnack war voll und ganz bereit, der Weimarer Republik zu dienen.

Albert Einstein dagegen begrüßte die Revolution. «Das Grosse ist geschehen! Ich hatte jeglichen Zusammenbruch der Ordnung befürchtet. Aber bis jetzt ist die Bewegung wahrhaft imposant verlaufen, das größte äußerste Erlebnis, was denkbar war. Und was das Drolligste ist: die Menschen finden sich merkwürdig leicht darein. Dass ich das erleben durfte! Keine Pleite ist so groß, dass man sie nicht gerne in Kauf nähme um so einer herrlichen Kompensation willen. Bei uns ist der Militarismus und der Geheimratsdusel gründlich beseitigt.»<sup>74</sup>

Aber nachdem die revolutionären Studenten den Rektor der Berliner Universität aus dem Amt getrieben und ihn wie auch andere Professoren verhaftet hatten, bekam Einstein es mit der Angst zu tun angesichts der Bedrohung, die in dieser Radikalisierung schlummerte und beschloss, die

---

<sup>xiii</sup> Die vier Reiter erscheinen in der Johannes Apokalypse des Neuen Testaments und symbolisieren die Kraft der Zerstörung – Krieg, Hunger, Epidemie und Tod.

Studenten zur Mäßigung anzuhalten. Er bat seine Freunde Max Born und Max Wertheimer, den bekannten Psychologen, ihn zum Reichstag zu begleiten, wo sich die Studentenräte versammelten. Die drei wurden wohlwollend aufgenommen, und Einstein erklimmte das Podium. Zu Beginn seiner Worte ließ er die Studenten verstehen, dass er auf ihrer Seite stand: «Unser aller Ziel ist die Demokratie des Volkes, d. i. die Herrschaft des Volkes. Sie ist nur möglich, wenn der einzelne zwei Dinge heilig hält, nämlich den Glauben an das gesunde Urteil und den gesunden Willen des Volkes und die willige Unterordnung unter den durch Abstimmung und Wahl bekundeten Volkswillen, auch wenn dieser Volkswille mit dem eigenen persönlichen Willen im Widerspruch ist. ... Die alte Klassenherrschaft ist beseitigt. Sie fiel durch die eigenen Sünden und durch die befreiende Tat der Soldaten. Der von diesen rasch gewählte Soldatenrat im Verein mit dem Arbeiterrat muss vorläufig als Organ des Volkswillens aufgefasst werden. Wir sind diesen Behörden also in dieser kritischen Stunde unbedingten Gehorsam schuldig und müssen sie mit allen Kräften unterstützen.» Danach warnte er seine Zuhörer mit eindringlichen Worten: «Andererseits müssen alle wahren Demokraten darüber wachen, dass die alte Klassen-Tyrannie von rechts nicht durch eine Klassen-Tyrannie von links ersetzt werde. Lasset Euch nicht durch Rachegefühle zu der verhängnisvollen Meinung verleiten, dass eine vorläufige Diktatur des Proletariats nötig sei, um Freiheit in die Köpfe der Volksgenossen hineinzuhämmern. Gewalt erzeugt nur Erbitterung, Hass und Reaktion.»<sup>75</sup>

Die Studenten hatten die Freilassung des Rektors an die Billigung Friedrich Eberts geknüpft, der Chef der neuen Berliner Zentralregierung war. Inzwischen, während Einstein und seine Freunde im Reichstag weilten, gelangte die Kunde von der in München ausgebrochenen Revolution nach Berlin. Die Studenten brachen in Freudenschreie und Begeisterungstaumel aus und auch die drei Wissenschaftler wurden von der Euphorie angesteckt und wähten sich sicher in dem Glauben, den jungen Leuten eine Lektion in Sachen Demokratie erteilt zu haben. Später erreichten sie Eberts Amtssitz, der sie mit einem warmen Handschlag begrüßte. «Sie werden verstehen, daß diese Sache nicht wichtig genug ist, daß ich mich selbst darum kümmere, wenn ich Ihnen sage, daß ich eben aus Versailles die Bedingungen für den Waffenstillstand erhalten habe. Es

sind schreckliche Bedingungen. Doch ich werde Ihnen ein Papier geben, das Ihnen helfen wird.»<sup>76</sup>

Der Rektor und die Professoren wurden freigelassen. Am Ende des Treffens mit Ebert hatten Einstein und seine Begleiter verstanden, dass die Bedingungen des Waffenstillstands den Keim des nächsten Krieges in sich trugen.

Die pazifistische Organisation «Bund Neues Vaterland» erneuerte ihre Aktivitäten auf legalem Weg. Die große festliche Kundgebung, die am Eingang des Reichstagsgebäudes stattfand, zu Füßen der Statue Bismarcks, symbolisierte die offizielle Erneuerung ihrer Aktivitäten. Einstein, der an dieser Kundgebung als aktives Vorstandsmitglied teilnahm, unterzeichnete den Aufruf, der an die Staatsoberhäupter der Friedenskonferenz in Versailles gesandt wurde und die Bitte enthielt, einen fairen Friedensvertrag auszuhandeln, der nicht die Gefahr eines weiteren Krieges in sich trüge.

Der Machtwechsel und der langersehnte Waffenstillstand lösten nicht das alltägliche Elend. Die deutsche Wirtschaft sank auf ein nie zuvor gekanntes Niveau, die britische Seeblockade blieb bestehen, führte zur Kohleknappheit und die Bevölkerung litt an Hunger und Kälte. Die Massen an Soldaten, die Nahrungsmittel und Unterschlupf suchten, strömten weiterhin durch die Straßen. Die SPD zog es vor, die Macht mit den bürgerlichen Kreisen zu teilen, während die radikalen Kreise eine Verstaatlichung der Banken und Großunternehmen forderten. Unterdessen vereinigte sich die Rechte und ihre Kräfte erstarkten. Julius Lehmann, der Führer der pangermanischen Liga, der auch Mitglied der Thule-Gesellschaft war (die für eine neue deutsche Rasse eintrat) gründete eine paramilitärische Geheimorganisation mit dem Namen «Kampfbund», dessen Mitglieder Waffen horteten. Anton Drechsler, Rudolf Hess und Hans Frank, die im Naziregime hochrangige Positionen einnehmen sollten, schlossen sich dem Kampfbund an. Anfang Januar gründeten zwei Mitglieder der Thule-Gesellschaft eine neue Partei, die Deutsche Arbeiterpartei (DAP), die eine intensive scharfe und rechtslastige Propaganda im Arbeiterlager entfaltete.

Angesichts der überbordenden Probleme war Kurt Eisner hilflos. Er musste schwere Kritik von links und rechts einstecken. Er gab den radikalen Kräften nicht nach, die eine Sozialisierung der Industrie forderten und konzentrierte sich

stattdessen auf die Außenpolitik. Am dritten Tag seiner Amtszeit als bayerischer Ministerpräsident schickte er ein Telegramm an die amerikanische Regierung mit der Bitte, angemessene Friedensbedingungen zu stellen, doch Präsident Wilson hielt es nicht für nötig, auf sein Schreiben zu reagieren.

Professor Karl Alexander von Müller flanierte gerne über den Marienplatz und den Stachus, die in München sowohl für rechte als auch für linke Kreise als Wahlkampf Bühnen dienten. Plakate bedeckten die Häuserwände und lautstarke Parolen drangen aus Autos mit Lautsprechern, die auf dem Platz hin und her fuhren. Auf vielen Häusern wurden rote Fahnen gehisst, als Opposition zur bayerischen Volkspartei, die früher als Zentrumspartei gegolten hatte und nun, im Versuch alle Stimmen der Rechten auf sich zu vereinigen, ihre Propaganda auf die katholischen Kreise konzentrierte. Auf einem ihrer Wahlplakate war ein nackter Mann abgebildet, der einen Gladiatorenhelm trug und die Frauenkirche umarmte. Der begleitende Text lautete: «Christliches Volk! Darf Spartakus deine Kirchen niederreißen? Gebt Antwort am Wahntag!»<sup>77</sup>

Die Wahlen fanden am 12. Januar 1919 statt. 86 Prozent der Wahlberechtigten nahmen ihr Wahlrecht wahr und zum ersten Mal hatten auch die Frauen das Recht zu wählen. Die Vertreter der rechten Bayerischen Volkspartei (BVP), die dafür Sorge trugen, die Mönche und Nonnen zu den Wahlurnen zu fahren, erhielten 35 Prozent der Stimmen und erreichten 66 von 130 Sitzen. Die SPD kam mit 33 Prozent auf 61 Sitzen, während die USPD mit nur drei Sitzen eine vernichtende Niederlage erlitt. Drei Tage nach dem Termin der in Bayern abgehaltenen Landtagswahlen wurden in Berlin die kommunistischen Führer Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht<sup>xiv</sup> von Soldaten des Freikorps ermordet.

Am 21. Februar 1919, am Tag der Neukonstituierung des Bayerischen Landtags, beabsichtigte Eisner, aufgrund der Wahlniederlage seinen Rücktritt zu erklären. In den Morgenstunden, nachdem er seine Rücktrittsrede geschrieben hatte, verabschiedete er sich von den Mitarbeitern des Außenministeriums und ging in Begleitung zweier Mitarbeiter und seiner Leibwächter zum Landtagsgebäude. Sein Sekretär hatte ihm geraten, einen anderen als den

---

<sup>xiv</sup> Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht kritisierten die unterstützende Haltung der SPD für den Krieg. 1917 verließen sie die Partei und gründeten den Spartakusbund, aus dem die deutsche kommunistische Partei hervorging.

üblichen Weg zu wählen, aber Eisner schlug das mit der Bemerkung aus: «Man kann einem Mordanschlag auf die Dauer nicht ausweichen, und man kann mich nur einmal totschießen»<sup>78</sup>, und bestand darauf, seinen gewohnten Weg zu gehen. An der Straßenecke lauerte ihnen ein junger Leutnant aus einer aristokratischen Familie auf, Anton Graf von Arco auf Valley, der während des Krieges im Königlich-Bayerischen Infanterie-Leibregiment gedient hatte. Bei seiner Rückkehr nach München rissen ihm radikale Soldaten seine Rangabzeichen ab und der gedemütigte Offizier sann auf Rache. Nachdem er versucht hatte, der Thule-Gesellschaft beizutreten und sein Antrag wegen seiner jüdischen Mutter abgelehnt worden war, entschied er, Eisner zu ermorden. «Er ist ein Jude, kein Deutscher»<sup>79</sup>, pflegte er über Eisner zu sagen. Als Eisner an ihm vorbeiging, lief Graf Arco hinter ihm her und erschoss ihn mit zwei Schüssen in den Kopf und in den Rücken. Eisner brach zusammen und Graf Arco floh. Einer von Eisners Leibwächtern schoss ihm ins Bein. Der Attentäter fiel hin und der Leibwächter schoss weitere vier Male auf ihn.

Der zweite Leibwächter eilte zum Landtag zurück und berichtete von der Ermordung des Ministerpräsidenten. Seine Frau, die auch im Landtag war, um die Rücktrittsrede ihres Gatten zu hören, fiel in Ohnmacht, als sie die Nachricht vernahm. Einer der Anwesenden schrie: «Eisners Tod muss gerächt werden! Weg mit Auer!» «Der Mörder ist ein Handlanger Auers!» Und ein anderer schrie, dass der Attentäter ein Handlanger der Bayerischen Volkspartei sei. Schließlich wurde beschlossen, die Debatten für eine Stunde auszusetzen und danach hielt Auer eine Abschiedsrede auf seinen verstorbenen politischen Rivalen, in der er ihn als untadeligen Idealisten bezeichnete. Nach seiner Rede kehrte Auer an seinen Platz zurück. Niemand beachtete den Mann, der den Sitzungssaal betreten hatte, einen Revolver aus seiner Manteltasche zog und erst auf Auer, dann in die Reihen der Bayerischen Volkspartei schoss und einige verletzte. Der Wächter am Eingang des Gebäudes versuchte den Attentäter zu überwältigen und wurde ebenfalls erschossen.

## **Der rote Rat**

Anton Graf von Arco auf Valley war es nicht in den Sinn gekommen, dass die Kugeln, die Eisner getroffen hatten, die Polarisierung nur verstärkten und radikaleren Kräften an die Macht verhalfen. Ironie des Schicksals, dass der Anschlag auf sein Leben Eisner gerade dann in einen Märtyrer verwandelte, als viele seinen Rücktritt verlangten und ihm den Tod wünschten. Darüber hinaus waren viele der Ober- und Mittelschicht über seine Entfernung durchaus zufrieden. Thomas Mann, der Attentate nicht guthieß, behauptete, dass die Klassenkameraden seines Sohnes Klaus «bei der Nachricht applaudiert und getanzt [haben]»<sup>80</sup>, wie auch viele andere, die ihre Freude nicht verbargen. Am 26. Februar fand Eisners Staatsbegräbnis unter großer Teilnahme der Bevölkerung statt. Hunderttausend Arbeiter geleiteten ihn auf seinem letzten Weg und sein Sarg wurde von der Theresienwiese in die Innenstadt und von dort zum Ostfriedhof getragen. Seine Freunde Gustav Landauer und Heinrich Mann nannten ihn in ihren Trauerreden einen visionären Mann, der es vermocht hatte, das Proletariat zu befreien und seine Reihen zu vereinen.

Der Chirurg Ferdinand Sauerbruch, ein guter Freund Willstätters, merkt in seiner Autobiographie an, dass er von Politik nicht viel verstand und sich zur Revolution wie auf das Symptom einer gesellschaftlichen Krise bezogen habe: «Aber ich glaube, und das muß ich um der Gerechtigkeit willen hier sagen, daß wenig schwere Verbrechen von den Revolutionären begangen wurden.»<sup>81</sup> Dr. Sauerbruchs berufliche Ethik offenbarte sich in folgendem Grundsatz: «Ein Arzt, wenn er seine Pflicht tut und den leidenden Menschen hilft, mußte sich freihalten von unmittelbarer politischer Tätigkeit.» Gegen seinen Willen war Sauerbruch nach Eisners Tod gezwungen, an dem Tumult der Ereignisse teilzunehmen. Der Attentäter Anton Graf von Arco auf Valley war schwer verletzt in seine Klinik eingeliefert worden. Der passionierte Arzt behandelte ihn und rettete sein Leben, als man in seiner Klinik anrief und wenig später Vertreter der Linken erschienen und die Auslieferung des Verletzten forderten. Sauerbruch weigerte sich entschieden. «Er war mein Patient geworden, stand unter meinem ärztlichen Schutz, und irgendwie fühlte ich mich beinahe väterlich verpflichtet, für diesen jungen tapferen Menschen in seiner verzweifelten Lage zu sorgen»<sup>82</sup>, schrieb er in seiner Autobiographie. Inzwischen gelangten weitere Verletzte in

seine Klinik, die im Verlauf der Ereignisse im Abgeordnetenhaus verletzt worden waren. Einer davon war Auer, der schwerverletzt war und operiert werden musste. Als er sich etwas erholt hatte, schickte Auer dem Attentäter Blumen.

«Entweder Arco oder du». Das waren die Worte des Ultimatums, das Sauerbruch gestellt wurde, nachdem er mit blutverschmiertem Kittel den Operationssaal verließ. Er wurde in eine nahe gelegene Schule verbracht, in der eines der Klassenzimmer als Revolutionsgericht diente. Die Richter waren Soldaten, die ihn zum Tode durch Erschießen verurteilten. Das Urteil sollte um Mitternacht vollstreckt werden und bis dahin wurde er im Keller gefangen gehalten. Mit Einbruch der Dunkelheit hörte Sauerbruch Schritte. Der schwere Eisenriegel wurde aufgeschoben und zwei Soldaten in Begleitung eines jungen Mannes in Zivilkleidung betraten den Keller. Dieser starrte ihn an und schrie dann aufgeregt mit russischem Akzent: «Sauerbrucha!» Anfangs erkannte der Chirurg ihn nicht. Es war der russische Student, den er in der Schweiz getroffen hatte. Der Russe aber schrie weiter: «Du gutes Sauerbrucha, du gut in Zürich zu armes nihilistisches Student! Du mir sagen: du armes Luder, in Hörsaal unten sitzen, daß du gut sehen kannst, du anderes, faules, reiches Luder nach oben!» Und weiter: «Du gutes Sauerbrucha! Ich in Zürich zu dir kommen und sagen, arme alte kranke Mutter, jetzt ganz krank. Nix Geld. Überhaupt gar kein Geld! Du gutes Sauerbrucha kommen und Mutter gesund machen! 11 Uhr ich dich holen!» Sauerbruch war sicher, dass der Russe sein Versprechen halten würde, aber je weiter die Zeit vorrückte, begann er, sich mit seinem Tod abzufinden, der ihn bald ereilen sollte. Um zwanzig nach elf hörte er Schritte. Die Tür ging auf und drei Soldaten traten herein, auch «sein» Russe und der Soldat, der das Urteil verhängt hatte. «Sein» Russe brachte ihn vom Keller in ein Auto, das er in der Nähe geparkt hatte und sagte: «Ich dich in Klinik fahren; du da bleiben, bis alles vorüber.» Der Wagen passierte die dunklen Straßen und sein Retter wies ihn an, nahe der Klinik auszusteigen. «Ich dir gutes wünschen im Leben»<sup>83</sup>, sagte er und fuhr davon. Dies war zweifellos die wertvollste Vergütung, die Sauerbruch je erfahren hatte.

Nach dem Attentat auf Eisner versammelte sich eine neues revolutionäres Gremium, das sich «Zentralrat» nannte, dessen elf Mitglieder dem linken SPD-

Flügel, der USPD und den Kommunisten angehörten. Unter dem Druck der SPD berief der Zentralrat die Vertreter aller Räte ein, um die Frage zu entscheiden, ob sich die Regierung durch die Konstitution der Räte (die die Soldaten, Arbeiter und Bauern vertreten würde) etablieren sollte oder durch die parlamentarische Exekutive (die die politischen Parteien vertreten würde). Die Mehrheit der bayerischen Räteaktivisten fühlte sich dem Prinzip der parlamentarischen Demokratie verpflichtet und stimmte einer Regierungsbildung aus den Abgeordneten des Parlaments zu. Der Landtag berief ein neues Kabinett mit Johannes Hoffmann als Ministerpräsident, der ursprünglich dem linken Flügel der SPD angehört hatte, sich später aber zur Mitte orientierte. «Jede Revolution hat zwei Feinde, einer von rechts und einer von links», so lautete Hoffmanns bekannte Redewendung und er wies an, die USPD, die kommunistische Partei und die Bayerische Volkspartei aus dem Kabinett auszuschließen. Wieder erneuerten Tausende auf der Theresienwiese die Forderung nach der Errichtung eines Räteregimes.

Die neue Regierung unter dem Vorsitz von Hoffmann geriet schnell in eine hilflose Lage angesichts des Umstandes, dass die Arbeiter wie auch viele der Soldaten sich weigerten, ihre Herrschaft abzugeben. Außerdem verstärkte sich zusehends die Feindlichkeit gegenüber der bayerischen Regierung, weil die Zentralregierung in Berlin gemäß der von ihr verabschiedeten Verfassung dem Freistaat Bayern das Recht auf eine eigene Armee, das Recht auf eine autonome diplomatische Vertretung sowie Post- und Telegrafendienste als auch das Recht auf ein unabhängiges Transport- und Steuersystem abgesprochen hatte. Auf diesem Hintergrund verstärkte sich in den rechten Kreisen die Neigung, zum Reich auf Distanz zu gehen und als der Kampf innerhalb der linken Flügel zunahm, fuhr die Rechte fort, ihre Position zu konsolidieren.

### **Lässt man mir ein paar Wochen Zeit**

Hoffmann fürchtete die linken Kreise sehr, die Unterstützung aus Ungarn erhielten, wo Bela Kun eine Revolution angezettelt und eine sowjetische Republik errichtete hatte, die sich 133 Tage halten konnte. Als Hoffmann nach Berlin reiste, um sich über seine weiteren politischen Schritte zu beraten, drohte

die radikale Linke, einen Generalstreik auszurufen. Die Garnisonstruppen verweigerten der Regierung die Unterstützung und viele mutmaßten, dass die Soldaten, sollte der Streik ausbrechen, sich auf die Seite der Streikenden schlagen würden. Am 4. April 1919 nutzen die anarchistischen Intellektuellen Erich Mühsam und Gustav Landauer die Gunst der Stunde. Während Hoffmanns Abwesenheit riefen die beiden in den frühen Morgenstunden des 7. April in den Gemächern der Königin im Wittelsbacher Palais die «Bayerische Räterepublik» aus, die allerdings nur eine Woche Bestand hatte. «Läßt man mir ein paar Wochen Zeit, so hoffe ich, etwas zu leisten; aber leicht möglich, daß es nur ein paar Tage sind, und dann war es ein Traum ...»<sup>84</sup>, schrieb Landauer, der genau wie Eisner Jude war, an einen Freund. Von Landauers Standpunkt aus musste seine jüdische Herkunft keineswegs gegen seine patriotische Haltung sprechen und nachdem er das Amt des «Beauftragten für Volksaufklärung, Unterricht, Wissenschaft und Künste» erhalten hatte, verkündete er Bildung für alle, die Trennung von Kirche und Staat sowie seine Absicht, das Eigentum der Kirche nicht zu verstaatlichen und ihr freie Handlungsfähigkeit zu gewähren. Der dritte Führer, der in ihrer Regierung amtierte, war Ernst Toller, ein Dramatiker, der eine gewaltlose Revolution befürwortete. Unterdessen hatten sich drei weitere bayerische Städte der Räterepublik angeschlossen – Regensburg, Augsburg und Rosenheim – aber wie Landauer es vorhergesehen hatte, brach die Räterepublik innerhalb von sieben Tagen zusammen. Hoffmann wagte nicht, nach München zurückzukehren und zog, im Versuch die Räteregierung zu unterlaufen, für einige Zeit nach Bamberg. Anfangs weigerte er sich, sich der Reichswehr aus Berlin zu bedienen, aus Angst, das könne den Hass auf die Preußen schüren und begann stattdessen, Soldaten für eine unabhängige Miliz zu rekrutieren, indem er seine ausgezeichneten Kontakte zu den rechten republikanischen Schutztruppen nutzte, die am Münchner Hauptbahnhof einen Sicherheitsdienst unterhielten. Darüber hinaus wurde eine Lebensmittelblockade über die bayerische Hauptstadt verhängt, während zugleich die Thule-Gesellschaft begann, Kämpfer aus den eigenen Reihen zu rekrutieren.

## **Die Gegenoffensive**

In den Hallen der Universität begannen sich Freiwillige für den Kampf gegen die Roten zu organisieren. Lautenbacher, der verantwortliche Verwalter der Chemie-Laboratorien, kehrte als Oberstleutnant, hochdekoriert mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse und Ehrenabzeichen vom Königshaus der Hohenzollern von der Front zurück, begann ein Waffenarsenal aufzubauen und rekrutierte Studenten sowie Forschungsassistenten für eine Freikorpstruppe. Das Wägezimmer und die Laboratorien der Chemie-Abteilung verwandelten sich in ein Waffenlager. Die meisten der älteren Fakultätsmitglieder suchten die Universität nicht mehr auf. Dr. Sauerbruch und sein Ärzteteam blieben im Krankenhaus und waren bereit, bei Bedarf Hilfe zu leisten, während Willstätter sich in seinem Haus in der Arcisstraße verschanzte.

Am 13. April 1919, dem Tag des «Palmsonntagsputsch» griffen die Hoffmann unterstehenden republikanischen Schutztruppen das Wittelsbacher Palais an und verhafteten einige der Anführer der Räterepublik. Ihr Angriff machte den anarchistischen Intellektuellen Schwabings den Garaus und brachte stattdessen die Kommunisten auf die politische Bühne. Die loyalen Soldaten der kommunistischen Partei marschierten Richtung Innenstadt und dieses Mal pffiffen Kugeln über den Marienplatz. Der andauernde Schusswechsel am Hauptbahnhof zwang Hoffmanns Schutztruppen zum Rückzug. Erst dann nahmen im Verlauf der kurzen Revolution drei jüdische Kommunisten russischen Ursprungs eine entscheidende Rolle ein: Eugen Leviné, Max Levien und Towien Axelrod. Sie hatten die Diktatur des Proletariats ausgerufen und die «Rote Armee» der Münchner Räterepublik gegründet, die entlassene Soldaten sowie russische und italienische Kriegsgefangene rekrutierte. Die Bevölkerung und die Soldaten litten aufgrund der Lebensmittelknappheit Hunger. Soldaten begannen die Häuser der alteingesessenen Bewohner zu plündern und beschlagnahmten Eigentum und Nahrungsmittel, ein Handeln, das den Hass ihnen gegenüber schürte und in ganz Deutschland verbreiteten sich Horrorgeschichten über ihre Untaten. Hoffmann begann Freiwillige zu rekrutieren – entlassene junge Soldaten, die darauf brannten, Kampferfahrung zu sammeln. In ihrem ersten Kampf am Stadteingang von Dachau wurden seine Truppen von der Roten Armee geschlagen, die von Ernst Toller angeführt wurde.

Nun blieb Hoffmann kein anderer Ausweg als General Noske um Hilfe zu bitten, der als Kriegsminister der Berliner Regierung amtierte. Noske sagte sofort die Entsendung von 20000 Mann zu, darunter etliche 1000 Preußen. Obgleich die Führer der Revolution wussten, dass die Rote Armee bald geschlagen sein würde, forderten viele der Arbeiter und Soldaten, den Kampf fortzusetzen.

Am 30. April fielen die Eingänge Starnbergs und Dachaus in die Hände der Weißen Truppen. Das Freikorps tötete acht unbewaffnete Soldaten der Roten Armee. Aus Rache ließ der Anführer der Roten Armee die Geiseln ermorden, die im Luitpold-Gymnasium gefangen gehalten wurden, unter denen sich auch sieben Mitglieder der Thule-Gesellschaft befanden. Zwei von ihnen wurden verdächtig, an der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts mitgewirkt zu haben. Im Verlauf dieser Ereignisse wurde auch ein jüdischer Maler ermordet, der beschuldigt worden war, Revolutionsplakate zerrissen zu haben. Der Mord an den Geiseln erregte sowohl den Zorn der nicht-kommunistischen Rätemitglieder als auch vieler Soldaten der Roten Armee und erschütterte ihre Macht. Kämpfe fanden jedoch nur vereinzelt statt.

Freikorpstruppen der Universität rückten unter Lautenbachers Befehl jede Nacht zum Kampf gegen die Rotarmisten aus und wirkten an den Kämpfen am Hauptbahnhof nahe der Donnersberger Brücke mit. Die Waffeneinlagerung im Chemiegebäude führte zu einem Feuergefecht vom Dach des Kristallpalastes aus, der sich im nahe gelegenen Alten Botanischen Garten befand. Der Kugelhagel ließ die Fensterscheiben von Willstätters Wohnung zerbersten, Handgranaten wurden in den Garten geschleudert und ab und an fand er auch in den Laboratorien leere Patronenhülsen. Aber trotz der Kämpfe, die in der unmittelbaren Umgebung stattfanden, blieb Willstätter in seiner Dienstwohnung der Universität, bemühte sich um eine gelassene Miene und versuchte, seine Familie zu beruhigen. Elisa, seine Wirtschafterin, servierte den Kämpfern, die sich in der Gegend des Justizplatzes am Karlsplatz versammelten, heißen Tee.<sup>85</sup>

Am 1. Mai 1919 fiel München in die Hände der Weißen Truppen. «Die Münchner kommunistische Episode ist vorbei»<sup>86</sup>, schrieb Thomas Mann in seinem Tagebuch. Nun begann der weiße Terror. Rudolf Egelhofer, ein Matrose aus München, der den Matrosenaufstand in Kiel angeführt hatte und der

Oberkommandant der Roten Armee war, wurde in Stadelheim erschossen; Gustav Landauer wurde im Haus von Eisners Witwe gefangen gehalten; Eugen Leviné wurde festgenommen, vor Gericht gestellt und erschossen; dem jungen Dramatiker Ernst Toller gelang es, sich für einige Wochen zu verstecken, wurde dann aber gefasst und ebenfalls vor Gericht gestellt. Nur dank der Einmischung Thomas Manns kam er mit einer fünfjährigen Haftstrafe davon; Erich Mühsam wurde zu 13 Jahren Gefängnis verurteilt. Der weiße Terror, der lange Zeit anhielt, zog auch russische Kriegsgefangene in Mitleidenschaft, die mit der Revolution nichts zu tun hatten, wie auch Mitglieder einer katholischen Organisation, die verdächtigt wurden, den Roten anzugehören. Gleichzeitig wurde weiterhin nach Soldaten der Roten Armee gesucht und nachdem man sie aufgespürt hatte, wurden sie an improvisierte Feldtribunale ausgeliefert und exekutiert.

Der Schriftsteller Oskar Maria Graf schrieb: «Jetzt waren auf einmal wieder die verkrochenen Bürger da und liefen emsig mit umgehängtem Gewehr und weißblauer Bürgerwehr-Armbinde hinter den Truppen her. Wahrhaft gierig suchten sie mit den Augen herum, deuteten dahin und dorthin, rannten einem Menschen nach, schlugen plärrend auf ihn ein, spuckten, stießen wie wild geworden und schleppten den Halbtotgeprügelten zu den Soldaten.»<sup>87</sup>

Mit dem Abklingen der Kämpfe kehrten die Studenten und die Hochschullehrer zu ihrer Arbeit zurück, obgleich es ihnen schwer fiel, in ihr gewohntes Leben zurückzufinden. Der Verwaltungschef setzte seine nächtlichen militärischen Beschäftigungen fort und unter den Hochschullehrern entbrannten heftige Diskussionen über die Revolution. Viele von ihnen ärgerten sich über die Beteiligung der Juden an der Revolutionsbewegung. Als Willstätter ihre Worte hörte, war er verlegen und beschämt.

Ein Sommerabend im Jahr 1941 neigte sich über Muralto. Der Sonnenuntergang tauchte den unteren Rand der Berge in kräftige Orangetöne. Willstätter hob den Kopf über die Blätter, aber die Abendröte sah er nicht. Unbehagen erfüllte ihn. «Wir tragen Schuld, die deutschen Bürger ...» flüsterte er zu sich selbst, «Wir tragen Schuld, die deutschen Bürger. Die langen Jahre seit 1871 ließen wir verstreichen, ohne den Bismarckschen Staat weiter zu entwickeln, ohne die

Konstitution zu verbessern, ohne das Gebäude des Deutschen Reiches von den Überbleibseln der letzten Jahrhunderte zu säubern , ohne die Bedeutung des Reichstags zu erhöhen, ohne Politiker zu erzeugen und zu erziehen, ohne an der Politik den rechten und vollen Anteil zu nehmen.»<sup>88</sup> Auch am Ende seiner Tage entzog sich Willstätter, der Flüchtling, dem man die Staatsbürgerschaft genommen hatte, nicht seiner Verantwortung.

## Neuntes Kapitel

### Hitlers erste politische Schritte

#### Der Gefreite Hitler kommt nach München

Der Mann, der Professor Willstätters Leben zerstören und die Auslöschung Millionen seiner Generation verursachen sollte, machte seine ersten politischen Schritte auf dem Höhepunkt der Revolution und auf dem Hintergrund des Tohuwabohu, das nach der deutschen Niederlage in der bayerischen Hauptstadt herrschte. Für die Zukunft zog Hitler es vor, die Erinnerung an jene ins Dunkel getauchten Tage zu verlieren, indem er sie in seinem Buch *Mein Kampf* ignorierte. In den ersten Tagen des Waffenstillstands notierte Hauptmann Karl Mayr, Hitlers Kommandant in München seinen Eindruck: «Als ich ihn kennenlernte, wirkte er wie ein streunender Hund auf der Suche nach einem Herrchen.»<sup>89</sup> Zur Zeit des Waffenstillstands befand sich Hitler im Lazarett Pasewalk bei Stettin. Dorthin wurde er wegen partieller Blindheit eingewiesen, wobei nicht klar war, ob das vom Giftgas herrührte, dem er ausgesetzt war oder eher einen psychosomatischen Hintergrund hatte.<sup>90</sup> Viele Soldaten mussten nach ihrer Entlassung aus der Armee mit völliger Erblindung rechnen, aber in Hitlers Fall ließ dieser Vorfall einige Fragen offen. Der junge Hitler, der weder ein Zuhause noch Familie hatte, befürchtete, aus der Armee entlassen zu werden, die doch seinen Lebensinhalt ausmachte.

Der Gefreite Hitler, dekoriert mit dem Eisernen Kreuz, gelangte am 21. Februar 1918 nach München und ließ sich der 7. Kompanie des ersten einstweiligen Regiments zuteilen, das zur 2. Abteilung der Infanterie gehörte. Die Revolution war auf ihrem Höhepunkt, und seine Kompanie wie auch die Abteilung wurden auf den Treueid zur neuen Republik eingeschworen, zu deren vorläufiger Regierung die meisten der Sozialdemokraten und Unabhängigen gehörten. Das Leben in den Garnisonen unterschied sich vollkommen von dem, was er gewöhnt war. Die strenge Disziplin hatte nachgelassen und die Soldaten der Abteilung gründeten in ihren verschiedenen Einheiten eigene Soldatenräte. Diese Räte regelten in Zusammenarbeit mit den Offizieren und zur Zufriedenheit der meisten Soldaten das Leben in den Kasernen. In den Garnisonen verblieben

hauptsächlich Soldaten, die es vorzogen, innerhalb des militärischen Rahmens zu bleiben und die bereit waren, an militärischen Aktionen teilzunehmen, um sich weiterhin auf Kosten des Staates unterhalten zu lassen. Gemeinsam mit seinem Freund Ernst Schmidt meldete Hitler sich freiwillig zum Wachdienst für Kriegsgefangene außerhalb Münchens, um den Termin seiner Entlassung aus der Armee hinauszögern und weil es ihm schwer fiel, sich an das neue System zu gewöhnen. Nach einigen Wochen wurden die Kriegsgefangenen freigelassen und Ende Januar kehrten die beiden in die Garnison zurück und warteten auf die Nachricht über den Termin ihrer Entlassung. Zwischen dem 20. Februar und dem 8. März 1919 wurde Hitler als Wachsoldat am Hauptbahnhof eingesetzt und außerdem gegen gesonderte Bezahlung zur Überprüfung der alten Gasmasken abkommandiert, was ihm ein Auskommen sicherte. Im Verlauf der nächsten Monate wurden die meisten seiner Freunde aus der Armee entlassen, auch sein Freund Schmidt, doch ihm gelang es, seine Entlassung ein weiteres Jahr aufzuschieben. Es stellt sich die Frage: Wurde Hitler eine weitere Aufgabe zugeteilt, die es ihm ermöglichte, in der Armee zu bleiben? Was tat Hitler in den Tagen der Revolution?

Viele der Biographen Hitlers beließen die Zeit zwischen November 1918 und Mai 1919 völlig im Dunkeln<sup>91</sup>, während Hitler selbst sie falsch wiedergab. In *Mein Kampf* bezeichnete er die Soldaten, die an der Revolution teilnahmen, als «Novemberverbrecher», während spätere Forschungen erhellten, dass er als einer ihrer getreuen Soldaten selbst an der Revolution teilgenommen hatte.

Die Historiker Ernst Deuerlein und Anton Joachimsthaler untersuchten die Geschichte der 2. Abteilung des Infanterieregiments, dem Hitler zugeordnet war. Nachdem sie die genauen Protokolltagebücher eingesehen hatten, gelang es ihnen, den Beginn von Hitlers politischer Karriere zu erhellen. Aus ihren Untersuchungen geht hervor, dass Hitler als Agent im Auftrag der Propagandaabteilung der SPD diente, die in der Garnison gegründet worden war.<sup>92</sup> Einer der Führer der Revolution, der Dramatiker Ernst Toller, zitierte die Worte eines Freundes aus der Gefängniszelle: «In den ersten Monaten der Republik stieß ich in der Garnison auf Hitler ... seinen Worten nach war er Sozialdemokrat ...»<sup>93</sup> Daher lassen sich die zwei Fragen wiederholen: Was tat

Hitler Anfang April, vor der zweiten Phase der Revolution – der Ausrufung der Räterepublik, als die Garnisonstruppen das Parlament nicht weiter schützten und stattdessen den Räten treu blieben – und der gewählte Ministerpräsident Hoffmann gezwungen war, nach Bamberg zu fliehen? Die zweite Frage bezieht sich auf Hitlers Tun, nachdem die Rote Armee gegründet worden war. Aus den Unterlagen geht hervor, dass am 15. April 1919 in der Garnison Wahlen abgehalten wurden, in deren Verlauf Vertreter der Kompanieräte, des Regiments und der Abteilung gewählt wurden. Hitler zählte mit drei anderen zu den Kandidaten der Regimentsräte. Er repräsentierte die unteren Ränge und wurde in geheimer Wahl mit einer Mehrheit von 19 Stimmen gewählt.<sup>94</sup>

General Noske reagierte schnell auf Hoffmanns Hilferuf, kam mit der Armee in die Nähe von München und drängte gegen die Stadt, um die Roten zu stürzen. In der Kaserne des Regiments, in dem Hitler diente, hatte sich der Soldatenrat versammelt, um die Frage zu entscheiden, wem er sich anschließen sollte. Nach Einschätzung des Rates war der Kampf gegen die erstarkte Armee ein aussichtsloses Unterfangen und der Vorschlag einer der Unteroffiziere, neutral zu bleiben, wurde angenommen. München wurde in der Nacht vom 1. zum 2. Mai eingenommen. Einige Tage nach Zerschlagung der Revolution trat die Entlassungskommission zusammen und am 9. Mai 1919 wurde berichtet, dass Hitler eines ihrer Mitglieder war und die unteren Ränge vertrat. Alle Soldaten hatten den Befehl erhalten, vor ihrer Entlassung vor der Kommission zu erscheinen.<sup>95</sup> Den Mitgliedern der Entlassungskommission oblag es, auf einem Entlassungsformular anzugeben, ob der Soldat Kommunist, Spartakist oder Anarchist war und ob er im Dienst der Roten Armee gekämpft hatte. Hitler wurde demnach gebeten, seine Kameraden zu denunzieren und sie an die improvisierten Militärgerichte auszuliefern, die die Todesstrafe verhängen konnten. Später beabsichtigte auch Hitler, vor dem Gericht zu erscheinen und eine Aussage zu machen.

## **Agent und Propagandamann**

Im Mai 1919 wurde Leutnant Karl Mayr <sup>xv</sup> beauftragt, einen speziellen Nachrichtendienst einzurichten, die Abteilung Ib/P, die innerhalb der bayerischen Armeeeinheiten operierte. Mayr, der zu den Gegnern von Hoffmanns Republik gehörte, war Antisemit.<sup>96</sup> Leutnant Mayrs Agenten erhielten den Befehl, die Moral der Militäreinheiten zu beobachten, eifrig und energisch jegliche subversive Aktion zu unterbinden und alle politischen Parteien des rechten und linken Spektrums einschließlich der Selbstwehrorganisationen zu überwachen. Da nach Kriegsende etwa fünfzig dieser Organisationen in München entstanden waren, beschloss Mayr, politische Spitzel in sie einzuschleusen. Am Ende dieser Jahre beschrieb Leutnant Mayr seinen Eindruck des Geheimagenten Hitler: Er sei damals bereit gewesen, «sich jedem anzuschließen, der ihm etwas Gutes tat.» Er hätte sich «bei einem jüdischen oder französischen Arbeitgeber genauso bereitwillig verdingt wie bei einem arischen.»<sup>97</sup> Weil die Spitzel sich auch mit Propaganda beschäftigen sollten, schickte Mayr sie zu einer fünftägigen Fortbildung, in deren Verlauf sie Vorträge über Geschichte, Wirtschaft und Politik von erstklassigen Experten hörten, deren politische Einstellungen sich mit denen Leutnant Mayrs deckten. So gab es zum Beispiel einen Vortrag über Wirtschaft, den der Geschäftsmann Gottfried Feder hielt und in dem die angehenden Agenten den Unterschied lernten zwischen Kapital, das sich durch «Schaffenskraft» vermehrte und dem Kapital, das durch Wucherei und Zinsen wuchs – die Art, die vermeintlich den Juden zu ihrem Reichtum verhalf. Professor Alexander von Müller, hielt zwei Vorträge, von denen einer der deutschen Geschichte seit der Reformation und den wechselseitigen Beziehungen zwischen Armee und Staat gewidmet war, während der zweite von der politischen Geschichte der Kriege handelte. Eines Tages betrat von Müller zufällig eines der Zimmer, in dem eine hitzige Debatte unter den Studenten stattfand. Sie saßen fasziniert und aufgeregt und lauschten einem Soldaten, der in einer Uniform, die ihm viel zu groß war, in ihrer Mitte stand und mit gutturaler Stimme leidenschaftlich auf sie einsprach, so von Müller und er schreibt weiter: «Ich hatte das sonderbare Gefühl, als ob ihre Erregung

sein Werk wäre und zugleich wieder ihm selbst die Stimme gäbe.» Der Soldat hatte ein «bleiches mageres Gesicht unter einer unsoldatisch hereinhängenden Haarsträhne, mit kurzgeschnittenem Schnurrbart und auffällig großen, hellblauen fanatisch kalt aufglänzenden Augen.» In der nächsten Vorlesung wandte sich von Müller mit Fragen an seine Zuhörer in der Hoffnung, dass der Mann seine Hand heben und eine Frage stellen würde, aber er schwieg.<sup>98</sup> Viele Jahre später meinte Müller dazu: «Ich ahnte nicht, daß ich hier, zum ersten Mal dem blutigen Schicksalsmann begegnet war, der bald ein ganzes Volk, fast zwei Jahrzehnte lang, mit seiner besessenen Rede wie im Fieberrauch betäuben und, über Opfer und Heldentaten, über Anspannungen, Verbrechen und Greuel ohne Ende, in einen Zusammenbruch reißen sollte, neben dem alles, was wir jetzt an Umsturz und Zerstörung erlebt hatten, als ein beinahe harmloses Vorspiel versank.»<sup>99</sup> Als Pädagoge von ausgezeichnetem Ruf lenkte von Müller Leutnant Mayrs Aufmerksamkeit auf die rhetorischen Fähigkeiten seines Zöglings.

Die kurze Fortbildung verhalf Hitler also, seine politischen Einstellungen zu festigen, seine antijüdischen Neigungen zu verstärken und zu seinem Selbstwertgefühl sowie zu seinen rednerischen Fähigkeiten beizutragen. Gegen Ende der Fortbildung wurde er von Leutnant Mayr beauftragt, Soldaten, die aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt waren und vor ihrer Entlassung aus der Armee standen, in Kursen über politische Propaganda zu unterrichten. «Keine Aufgabe hätte mich glücklicher machen können als diese, denn nun vermochte ich noch vor meiner Entlassung in der Institution nützliche Dienste zu leisten, (die mir unendlich am Herzen gelegen hatte: im Heere. ... Ich durfte auch von Erfolg sprechen: Viele Hunderte, ja wohl Tausende von Kameraden habe ich im Verlaufe meiner Vorträge wieder zu ihrem Volk und Vaterland zurückgeführt. Ich "nationalisierte" die Truppe ...»<sup>100</sup>

---

<sup>xv</sup> Leutnant Karl Mayr wurde 1920 aus der Armee entlassen. In den 20er Jahren gab er seine nationalistischen Interessen auf, schloss sich der SPD an und wurde ein eingeschwoener Gegner seiner ehemaligen Zöglinge. Mayr kam im Konzentrationslager Buchenwald ums Leben.

Haltung gegenüber Juden, die er für die deutsche Niederlage verantwortlich machte.

### **Der Beginn von Hitlers politischer Karriere**

Unmittelbar nach der Revolution begannen die Getreuen der neuen Regierung ihre ganze Aufmerksamkeit auf politische Organisationen zu richten, die auf dem bayerischen Staatsgebiet operierten. Leutnant Mayr ernannte Hitler zum Spitzel und befahl ihm, unter den Mitgliedern der deutschen Arbeiterpartei, der DAP, zu spionieren, die am 5. Januar 1919 gegründet wurde. Diese Partei teilte ihre Ideologie mit der nationalen elitären Thule-Gesellschaft und konzentrierte sich mit aller Kraft auf das nationale Bewusstsein der Arbeiter. Hitler wurde angewiesen, an den regelmäßigen Versammlungen der kleinen Partei teilzunehmen und Bericht zu erstatten, was sich dort tat. Aber der ehrgeizige Hitler begnügte sich nicht mit der Rolle des schweigenden Beisitzers und den üblichen Berichten, sondern benutzte seine niedrige Position als Sprungbrett für die eigene politische Karriere. Das erste Mal besuchte er die Organisation, als der angesehene Professor Baumann einen Vortrag zugunsten des bayerischen Separatismus hielt. Hitler ergriff das Wort und beeindruckte seine Zuhörer mit seinen Argumenten wider eine Loslösung Bayerns vom Reich. Noch am selben Abend schlug ihm der Parteisekretär Anton Drechsler vor, sich ihren Reihen anzuschließen. Hitler hielt seine erste Rede bei der Parteiversammlung vor einem Publikum von 111 Leuten. Beim nächsten Mal waren es bereits 300 Zuhörer, die an seinen Lippen hingen und nach weiteren sechs Monaten strömten mehrere tausend Zuhörer in den Saal. Dies war die erste Massenkundgebung, an der er als Redner teilnahm. Er bezog weiterhin sein Militärgelohn und widmete gleichzeitig seine gesamte Freizeit der alltäglichen Leutnant Mayr stand mit ihm in den nächsten eintönigen Parteiarbeit. Er hatte seine Bestimmung gefunden: Berufspolitiker. Im 15 Monaten in engem Kontakt und rühmte sich des Titels «des Mannes, der Hitlers politische Karriere in Gang brachte». Auf diese Weise verfestigte Hitler im Januar 1920 wurde der Name der DAP in NSDAP umbenannt. Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Jahr 1919 die meisten seiner politischen Überzeugungen einschließlich seiner

## Zehntes Kapitel

### Nach dem Krieg

#### Der Tod von Emil Fischer

Der Inhalt des Versailler Vertrages wurde veröffentlicht, als die Spannung der Revolutionstage noch nicht ganz gewichen war und noch immer nicht alle Studenten und Mitarbeiter von der Front zurückgekehrt waren. Willstätter war aufgebracht, als er die Paragraphen des Vertrages las. Die Bedingungen waren schmachvoll. Deutschland büßte all seine Kolonien und 13 Prozent seines Gebietes ein: Die preußischen Ostgebiete gingen an Polen und die Westgebiete entlang des Rheins sollten für 15 Jahre unter der Kontrolle der verbündeten Streitkräfte verbleiben. Die Größe der deutschen Armee wurde auf 100000 Soldaten beschränkt, Offiziere eingeschlossen. Die Oberste Heeresleitung wurde dazu verpflichtet, sich aufzulösen, die Offiziersakademien wurden geschlossen und Deutschland wurde verpflichtet, Reparationen für die verursachten Schäden zu zahlen und musste Kriegsverbrecher an ein internationales Gericht ausliefern. Zu Willstätters großer Verwunderung erschien auch der Name seines Freundes Haber auf der Liste der Personen, die als «Kriegsverbrecher» eingestuft wurden. Entmutigt schrieb Willstätter an seinen Freund Arthur Stoll in der Schweiz, dass nun, nachdem die Friedensbedingungen dem Volk bekannt gemacht worden waren, tiefe Niedergeschlagenheit, ja Verzweiflung herrsche.<sup>101</sup> Dieser kurze Satz spiegelt die Geisteshaltung vieler wider. Die Friedensbedingungen des Versailler Vertrages brachten alle in Rage. Willstätters Kollegen erregten sich über die zentrale sozialdemokratische Regierung, die den Bedingungen zugestimmt hatte und Bayern in Form von Milchvieh und Holz einen Teil der Reparationszahlungen auferlegte.

Am 19. Juli 1919 erreichte Willstätter ein trauriger Brief von Haber: «Gestern haben wir Emil Fischer begraben. Aus Deinem Telegramm erfuhr ich zu meiner Betrübnis, daß Du nicht kommen konntest. Harnack hat die Grabrede gehalten, wie immer höchst formvollendet, aber ohne die Wärme, auf die man eigentlich gehofft hatte. Er hat die Größe des Gelehrten, die Fröhlichkeit und Willenstärke des Mannes und die Liebenswürdigkeit und Gewandtheit seines

Auftretens glücklich dargestellt. Aus der Tiefe seiner Seele aber hat er nur einen verborgenen Zug von Religiosität herausgeholt, den ich für apokryph halte.»<sup>102</sup> Als der kranke Fischer erfuhr, dass seine Söhne nicht von der Front und aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehren würden, entschied er, Hand an sich zu legen. Die Tat war minutiös geplant und nur im Nachhinein verstand Haber, dass Fischers Frage nach den wirksamsten Mitteln zum Selbstmord nicht nur so dahin gesagt war. «Cyanid», antwortete er dem Freund völlig arglos und es kam ihm überhaupt nicht in den Sinn, dass sein Freund beabsichtigte, sich das Leben zu nehmen. Nach Fischers Selbstmord mit Cyanid überkamen Haber Gewissensbisse. Bei einer anderen Gelegenheit äußerte Fischer ihm gegenüber den Wunsch, Willstätter zu seinem Nachfolger zu bestellen. Auch hier hatte er Fischers Absicht nicht verstanden. Nun fühlte er sich verpflichtet, seinem Wunsch nachzukommen.

«Was soll nun werden? Was die Fakultät tun wird, ahne ich nicht. Niemand hat mit mir gesprochen, aber ich kann nicht anders annehmen, als daß alle Welt sich auf Dich, als den Berufensten, einigen wird, um ihm die Fischer'sche Nachfolge anzubieten. Meine Bitte geht dahin, daß Du nicht nein sagst, wenn dieser Antrag an dich kommt, ohne mich vorher gehört zu haben. ... Jetzt ist die Selbstverwaltung das einzige Mittel und Kraft der Autorität. Der Staat ist zum Schatten verblasst. Wenn uns die großen Leute in den einzelnen Fächern nicht helfen, indem sie herkommen und hier wirken, so leidet das Ganze. ... Indem ich diesen Brief diktiere, haftet mein Auge auf den blühenden roten Rosen, mit denen die Laube in deinem Garten überwachsen ist, und ich kann den Gedanken nicht fassen, daß deine Trennung von hier, die ich immer als eine vorübergehende angesehen habe, eine bleibende sein soll.»<sup>103</sup> Der Brief enthielt ein unverhülltes Flehen zusammen mit Habers Hinweis in der notwendigen Angelegenheit, aus Deutschland wegzugehen. Die Generäle Ludendorff, Hindenburg, Kapp und viele andere hatten sich bereits in das neutrale Schweden abgesetzt.

Willstätter las den Brief noch einmal und es fiel ihm nicht schwer, sich die Gemütsverfassung seines Freundes vorzustellen. Das chemische Institut war Fischers, Plancks und Habers Augapfel gewesen und nach Fischers Selbstmord

war Haber gegen seinen Willen gezwungen, das Institut zu verlassen. Dennoch wusste Willstätter, dass er nicht helfen konnte. In dieser schweren Stunde würde er die Münchner Universität nicht verlassen! Er musste das Werk beenden, das er begonnen hatte.

Im Oktober 1919 sandte Haber ihm einen weiteren Brief aus der Schweiz, in dem er ihn eindringlich bat, nach Berlin zu kommen: «Für mich tritt alles vor der Frage zurück, ob Du nach Berlin kommst oder nicht. Aber ich halte es für Unrecht, meinen Standpunkt zu betonen, und ich muß dich sprechen darüber. ... Soviel ist klar, daß in den drei Gesichtspunkten Unterrichtsverwaltung, Chemische Gesellschaft, Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft der Zustand in Berlin vor die Hunde geht, wenn du fernbleibst. ... Nein! Kommst du nicht, so lasse ich die Dinge gehen, wie sie wollen und ziehe mich bei der ersten möglichen Gelegenheit von Berlin zurück.»<sup>104</sup> Der damals amtierende Kultusminister der Weimarer Republik wandte sich ebenfalls an Willstätter und bat ihn, die Leitung des Instituts zu übernehmen. Auch die Bitte des Ministers lehnte er ab.

### **Die Fortsetzung der Entwicklung chemischer Waffen**

Gegen Ende 1919 einigten sich die verbündeten Streitkräfte auf eine gekürzte «Schwarze Liste», die die Namen derer enthielt, die als Kriegsverbrecher galten. Habers Name wurde von der Liste gestrichen und er konnte nach Deutschland zurückkehren. Im Verlauf der Reise nach Berlin mit seiner zweiten Frau Charlotte, machte Haber in München halt und war einige Tage zu Gast bei seinem Freund. Seine Anwesenheit hatte stets einen günstigen Einfluss auf Willstätters geplagtes Nervenkostüm. Er kannte sein Schweigen, seinen bohrenden Blick und sein Lächeln, das die Spannung zu durchbrechen vermochte und ihm Gelassenheit verschaffte.

Mit seiner Rückkehr nach Berlin wurde Haber gebeten, sich an der Sonderkommission zum Abbau der chemischen Waffen zu beteiligen, die von den Alliierten einberufen worden war. Zu den 40 Mitgliedern der militärischen Prüfungskommission zählten Engländer, Franzosen, Belgier, Italiener und Amerikaner und den Vorsitz führte der Physikochemiker und General Sir Harold Hartley. Es stellte sich heraus, dass Hartley für zwei Semester Willstätters

Student in München gewesen war. Während des Krieges war er damit betraut, Schutzmasken für die Soldaten der verbündeten Streitkräfte zu entwickeln. Er hatte vergeblich versucht, einen bestimmten chemischen Bestandteil zu identifizieren, den Willstätter den Gasmasken der deutschen Soldaten hinzugefügt hatte. Die Deutschen befürchteten, dass die Kommissionsmitglieder beim Abbau der chemischen Waffen Industriespionage treiben würden und daher wurden sie stets von deutschen Chemikern begleitet. Die Kommissionsmitglieder sahen Haber als einen Mann mit energischer Persönlichkeit, der zur Kooperation bereit war. Auch Duisburg, ein Industrieller der chemischen Industrie, gewann ihre Wertschätzung und allmählich entwickelten sich zwischen beiden Seiten, den Siegern und den Besiegten, freundschaftliche Beziehungen, wie es unter Wissenschaftlern mit gemeinsamen Interessen üblich ist. Indessen erneuerten sich die Forschungsabteilungen des Kaiser-Wilhelm-Instituts. Im Pharmazieinstitut wurden Giftgasversuche an Zecken und Flöhen vorgenommen.

Noch während die Kontrolleure die Vorräte der chemischen Waffen auf deutschem Boden erforschten, wurden heimliche Militärpakte zwischen Deutschland und Spanien und zwischen Deutschland und Russland über die Errichtung gemeinsamer Fabriken abgeschlossen. Hugo Stollzenberg eine der Schlüsselfiguren der chemisch-militärischen Industrie, gründete in Hamburg eine Strohfirma für Import Export, mit deren Hilfe Frachtgut auf dem Seeweg ins Ausland geschafft wurde. Der Finanzier des Projektes auf spanischer Seite war Julio Kocherthaler, ein Verwandter Habers, Bankier und Inhaber von Fabriken zur Metallveredelung. Im Verlauf von fünf Jahren, zwischen 1922 bis 1927, produzierten die Spanier Granaten, die Giftgase enthielten und wandten sie bei der Unterdrückung der Kabylen-Aufstände unter der Leitung des Rebellenführers Abd el Krim el Khatabi in Marokko an.<sup>105</sup>

Carl von Ossietzky, der Herausgeber der liberalen Wochenschrift *Die Weltbühne* entlarvte in einer Artikelserie die geheimen Vorbereitungen zur Wiederbewaffnung der deutschen Reichswehr und wurde wegen Landesverrats vor Gericht gestellt. Sein Prozess fand 1931 statt und er wurde zu 18 Monaten Gefängnis verurteilt. Am Ende wurde seine Strafe im Dezember 1932 durch die Weihnachtsamnestie für politische Häftlinge gemildert, aber bei seiner

Entlassung weigerte er sich, den Rat von Freunden zu befolgen und ins Ausland zu emigrieren.

Den Versuchen, das Kaiser-Wilhelm-Institut unter den schweren Bedingungen der Inflation und der fortgesetzten Blockaden zu sanieren, war kaum Erfolg beschieden. Haber ärgerte sich über die organisatorische Arbeit und mit Max Planck, Ernst von Harnack und dem Preussischen Kultusminister Friedrich Schmidt-Ott gründete er am 30. Oktober 1920 die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft (NG), ein Verband, der sich um finanzielle Unterstützung für wissenschaftliche Institutionen bemühte. Der Kultusminister der Weimarer Republik finanzierte sie großzügig, aber die nominale Währung erfuhr eine rasante Abwertung. Haber gründete zur Unterstützung der deutschen Forschung eine Kommission für deutsch-japanische Zusammenarbeit und konnte die Hilfe seines Freundes Willstätter gewinnen, der dieses Mal nicht wagte, seine Bitte abzulehnen.

### **Der Versuch, aus den Tiefen des Meeres Gold zu gewinnen**

Auf dem Meeresboden und seinen Wassern finden sich Gold in breiter Streuung, aber geringer Konzentration. Im Frühjahr 1920 ersann Haber die Idee, das Gold aus den Wassern der Ozeane zu extrahieren, um Deutschland zu helfen, sich aus der schweren wirtschaftlichen Krise zu retten. Er arbeitete unermüdlich und wie ein Besessener, um die maßgeblichen Stellen in den Regierungsbüros für sein Projekt zu gewinnen. Es gelang ihm, ein offenes Ohr bei der Firmenleitung der Degussa-Werke zu finden, die mit Edelmetallen handelten, sowie bei einer der großen Banken, die beide bereit waren, die notwendigen Gelder zur Verfügung zu stellen. Um nicht den Verdacht der Alliierten zu erregen, verliefen die Planungen unter strengster Geheimhaltung, weit weg von Berlin. Die Laboratorien für die Versuche wurden im Bauch von Passagierschiffen eingerichtet, die zwischen Hamburg und New York und zwischen Hamburg und Rio de Janeiro kreuzten. Die Reisenden – die meisten von ihnen waren Emigranten – hatten nicht die leiseste Ahnung. Wenn das Schiff am Bestimmungshafen einlief, stellten sich die Forscher, zu denen auch Haber gehörte, den an Deck kommenden Grenzbeamten als Teil des Schiffskommandos

vor. Willstätter, der über die Einzelheiten des Projektes informiert war, verfolgte dessen Fortschritt genau und wünschte seinem Freund gutes Gelingen bei dem Vorhaben, das Deutschland retten sollte.<sup>106</sup>

### **Einstein verspürt Nähe zu Deutschland**

Die Versailler Verträge enttäuschten auch Einstein. Die Politik der Rache und Demütigung, die die Alliierten verfolgten, war nicht nach seinem Geschmack. Er hatte auf einen Friedensvertrag gehofft, der den Aufbau eines neuen demokratischen Deutschland auf der Basis der Zusammenarbeit ermöglicht hätte. Stattdessen sah er Gerangel und Gezänk, in deren Folge die Menschen Hunger litten. Deswegen begann er, sich von der Siegermentalität zu distanzieren und identifizierte sich mit den Deutschen.

Einstein reiste in die Schweiz, um den formalen Scheidungsprozess von Milewa zu beginnen. Die Begegnung zwischen den beiden war spannungreich. Es stellte sich heraus, dass sein jüngster Sohn an Schizophrenie erkrankt war und in eine psychiatrische Klinik eingewiesen worden war. Während er beschäftigt war, mit seinen komplizierten persönlichen Problemen fertig zu werden, erreichte ihn der Brief eines Freundes, des holländischen Physikers Paul Ehrenfest, mit einem lukrativen finanziellen Angebot: eine Anstellung an der Universität Leiden. Einstein lehnte ab, weil er entschieden hatte, das Vertrauen von Max Planck nicht aus wirtschaftlichen Beweggründen zu hintergehen. Seit langen bezeugte Planck ihm gegenüber Zuneigung und Rücksicht. Er hielt zu Einstein trotz dessen entgegengesetzter politischer Anschauungen und war immer geneigt, seinen Worten Gehör zu schenken, ungeachtet, ob es sich um eine persönliche oder eine wissenschaftliche Angelegenheit handelte. Am 23 September 1919 teilte Einstein seinem holländischen Freund schnell mit: «Ich habe ihm [Planck] daraufhin versprochen, Berlin nicht den Rücken zu kehren, bevor nicht Verhältnisse eintreten, die ihm einen solchen Schritt als natürlich und richtig erscheinen lassen. ... Es wäre doppelt hässlich von mir, wenn ich gerade in diesem Augenblick der Erfüllung meiner politischen Hoffnungen, vielleicht zum Teil äusserer Vorteile willen Menschen ohne Not den Rücken kehrte, die mich mit Liebe und Freundschaft umgeben haben, und denen mein Scheiden in dieser Zeit vermeintlicher Erniedrigung doppelt schmerzlich wäre. Du hast keine

Vorstellung davon, mit wie viel Herzlichkeit ich hier umgeben bin; da sind nicht nur solche, die die Schmalztröpfchen auffangen, die ich aus dem Gehirn schwitze. Du siehst also, wie es bei mir steht.»<sup>107</sup>

7 September 1919, vier Tage nach der abschlägigen Antwort an seinen holländischen Freund, schickte ihm Professor Lorenz, ein anderer holländischer Freund, das «historische Telegramm», welches die lakonische Zeile enthielt: «eddington fand sternverschiebung am sonnenrand. vorlaeufige groesse zwischen neun zehntel sekunde und doppelten = Lorenz.»<sup>108</sup> Noch am selben Tag sandte Einstein eine Postkarte an seine Mutter: «Heute eine freudige Nachricht. H.A. Lorenz hat mir telegraphiert, daß die englischen Expeditionen die Lichtablenkungen am Sonnenrand wirklich bewiesen haben.»<sup>109</sup> Der zweite Brief ging an Planck. Plancks Erwartungen hatten sich erfüllt, die Relativitätstheorie war bewiesen und diese Bestätigung war auch für ihn ein Lichtstrahl in seinem traurigen Leben.

### **Internationale Anerkennung der allgemeinen Relativitätstheorie**

Der britische Astronom Sir Arthur Eddington erhielt auf dem Höhepunkt des Krieges von seinem holländischen Kollegen Professor Lorentz eine Kopie von Einsteins Aufsatz «Die Grundlage der allgemeinen Relativitätstheorie», in der er das theoretische Bild von wirklichen Universum aufzeichnete, welches eine begrenzte Zahl von Gestirnen enthält, die gleichmässig durch den unendlichen Raum verteilt sind.

Die spezielle Relativitätstheorie beschäftigte sich unter Zuhilfenahme der Geometrie der vier Dimensionen mit der Einheit von Raum, Zeit und Bewegung und schuf einen gemeinsamen Nenner zwischen der elektromagnetischen Lehre von Maxwell und Newtons Gesetzen der Mechanik, indem Einstein die Dualität von Masse und Energie nachwies ( $E=mc^2$ ). Den Ausgangspunkt bildete die Beschreibung der Realität, die von zwei verschiedenen Beobachtern wahrgenommen wurde, die sich im Verhältnis zueinander mit gleich bleibender Geschwindigkeit bewegten. Die allgemeine Relativitätstheorie (1916) hingegen bezog sich auf bewegte beschleunigte Körper (also sich ändernde

Geschwindigkeit) und handelte von der Krümmung des Raumes als Ausdruck der Schwerkraft, die durch die Präsenz der Materie entstanden war.

Eddington verstand, dass dieser Theorie zufolge die Lichtstrahlen eines Sternes, sobald sie in das Gravitationsfeld der Sonne gerieten, von ihrer geraden Laufbahn abgelenkt wurden. Zur Überprüfung bedurfte es einer Beobachtung zur Zeit der Sonnenfinsternis, da nur dann die Strahlenablenkung am Sonnenrand sichtbar sein würde. Er stürzte sich ohne zu zögern sofort auf das Thema. Der Termin der nächsten Sonnenfinsternis wurde am 29. Mai 1919 erwartet. Die Sonne würde, vom Mond verdeckt, in einem Sternfeld von außergewöhnlicher Helligkeit erscheinen, das zu der Hyades-Gruppe an der Spitze der Taurus-Konstellation gehört, dessen Lichtstrahlen im Gravitationsfeld der Sonne abgelenkt würden. Die besten Standpunkte zur Observation der Sonnenfinsternis waren Brasilien und die Bucht von Guinea in Zentralafrika, aber aufgrund des Krieges, im 1918, war es nicht möglich, Forscherteams dorthin zu entsenden. Der atlantische Ozean lag zwischen beiden Zielen und Britannien, die deutschen U-Boote bedrängten die britische Küste, die russische Front drohte zusammenzubrechen und USA waren noch nicht in den Krieg eingetreten. Dennoch begann Eddington Pläne zu spinnen. Für diese Mission musste er Wissenschaftler der «Royal Geographical Society» gewinnen, die ihm Informationen über andere mögliche Observationsstandorte vermitteln sollten. Anfang 1917 begannen britische Wissenschaftler verstärkt, sich um die Finanzierung und Erweiterung der astronomischen Forschungsteams zu bemühen. Obgleich ein Teil von Eddingtons Kollegen die Mitarbeit an einem Projekt verweigerte, in das ein deutscher Wissenschaftler involviert war, gelang es ihm, zwei Teams zusammenzustellen und sofort nach dem Kriegsende mit der Arbeit zu beginnen. Wenn das Problem eines Tests der allgemeinen Relativitätstheorie «mit irgendeinem anderen Zeitabschnitt der Geschichte aufgetaucht wäre», stellte Eddington später fest, «wäre es vielleicht erforderlich gewesen, einige tausend Jahre lang auf das Ereignis einer totalen Sonnenfinsternis zu einem günstigen Zeitpunkt zu warten.»<sup>110</sup>

Die Struktur des Universums – so lautete die Schlagzeile des Leitartikels, der in der britischen *Times* veröffentlicht wurde. Die Zeitung wurde auf den Straßen

Berlins am 7. November verkauft. Am 15. November 1917 erschien ein zweiter Artikel in der *Times*: Die Revolution in der Wissenschaft. Einstein freute sich. In einer Antwort auf den Artikel, die er an die *Times* schickte, schrieb er: «Denn nach dem beklagenswerten Zusammenbruch der früher regen internationalen Beziehungen der Gelehrten ist mir dies eine willkommene Gelegenheit, mein Gefühl der Freude und Dankbarkeit den britischen Astronomen und Physikern gegenüber auszudrücken.»<sup>111</sup> Auch Planck freute sich. Die Wertschätzung von Einsteins Errungenschaften war wie eine erste Friedenstaube in der internationalen Arena zugunsten einer Überbrückung der Kluft innerhalb der Wissenschaftsgemeinde. Deutschland verlieh ihm die höchste Auszeichnung, Orden pour le Mérite für Wissenschaften und Kunst, die in der Vergangenheit nur eine Handvoll von 30 deutschen Künstlern, Schriftstellern und Wissenschaftlern sowie 40 Ausländer errungen hatten.

### **Einstein unterstützt das zionistische Unternehmen**

Als Einstein internationalen Ruhm erlangte, wandte sich Kurt Blumenfeld an ihn, ein Gesandter und Verwandter der Familie von Dr. Chaim Weizmann, dem Führer der zionistischen Bewegung und hervorragendem Chemiker. Blumenfeld bat ihn im Namen von Dr. Weizmann, sich der zionistischen Aktion anzuschließen und in den USA Geld zu sammeln für die Errichtung der Hebräischen Universität in Jerusalem. Nach einer Kontroverse gab Einstein seiner Bitte statt. Mehr als einmal war er Zeuge der Schwierigkeiten gewesen, mit denen Juden konfrontiert waren. Dies galt besonders für Auswanderer aus osteuropäischen Ländern, wenn die neue republikanische Regierung in Deutschland ihre Ausweisung erwog. Einstein arbeitete mit einigen seiner Kollegen zusammen (Juden wie Nicht-Juden), um jüdischen Studenten, die aus Osteuropa emigriert waren, Kurse anzubieten und schließlich gelang es ihm, in dieser Sache die Unterstützung der Regierung zu gewinnen.

Dr. Chaim Weizmann kam am 27. November 1874 in einer kleinen Stadt in Osteuropa zur Welt. Sein Vater, ein Holzhändler, bezahlte seine Gymnasialbildung in einer Schule in Pinsk. Im zaristischen Russland waren Juden an den Universitäten nicht zugelassen und so war Weizmann gezwungen, nach Deutschland zu kommen. Er studierte einige Semester Chemie in Darmstadt und

Berlin, wo er zum ersten Mal mit der zionistischen Bewegung in Kontakt kam und schnell ein glühender Verfechter wurde. Er setzte seine akademischen Studien in Freiburg und in der Schweiz fort, emigrierte nach Manchester in England und erhielt 1910 die britische Staatsangehörigkeit. Weizmann widmete seine Zeit sowohl seiner wissenschaftlichen Arbeit als auch seiner Tätigkeit in der zionistischen Bewegung. Im Verlauf seiner Studien an der Universität Manchester entdeckte er einen Bakterientyp, der Aceton synthetisiert und der militärischen Industrie bei der Herstellung von Sprengstoff als wichtiges organisches Lösungsmittel dient. Sofort nach Ausbruch des Krieges wurde Weizmann als Leiter der Laboratorien der Royal Navy unter Marineminister Lord Balfour in den königlichen Dienst berufen. 1916 wurde er Britanniens Außenminister und unter dem Einfluss des jungen Weizmann erklärte er am 2. November 1917 das Recht des jüdischen Volkes auf eine Heimstätte in Palästina – die «Balfour Declaration».

Einstein war geneigt, sich der Abordnung zur Finanzmittelbeschaffung in den USA anzuschließen. Am 19. Oktober 1919 schrieb er an einen Freund, dass die zionistische Sache ihm sehr am Herzen liege und es ihn glücklich mache, die Entwicklung der jüdischen Besiedlung zu sehen, dass es ein kleines Stückchen Land gebe, auf dem Juden keine Fremden sind.<sup>112</sup> Obgleich aus einem Brief an seinen Freund Maurice Solovine hervorgeht, dass Einstein hoffte, diese neue Entwicklung würde mit der notwendigen Selbstbeschränkung einhergehen: «Ich bin kein Vaterländer, und glaube zuversichtlich, daß die Juden durch Kleinheit und Abhängigkeit ihrer Palästina-Kolonie vom Machtkoller zurückgehalten werden.»<sup>113</sup>

Fritz Haber versuchte, ihn von der Amerika-Reise abzubringen: «Für die ganze Welt sind Sie heute der Bedeutendste unter den deutschen Juden. Wenn Sie in diesem Augenblicke sich ostentativ mit den Engländern und deren Freunden verbrüdern, so werden die Menschen hierzulande darin ein Zeugnis von der Treulosigkeit der Juden sehen. So viele Juden sind in den Krieg gegangen, umgekommen, elend geworden, ohne zu klagen, weil sie es für ihre Pflicht angesehen haben. Ihr Leben und Sterben hat den Antisemitismus nicht aus der Welt geschafft, aber ihn zur Gehässigkeit und Unwürdigkeit in den Augen derer

erniedrigt, die die Würde und Größe unseres Landes ausmachen. Wollen Sie den Gewinn von soviel Blut und Leiden der deutschen Juden durch ihr Verhalten wegwischen? ...»<sup>114</sup> Einstein antwortete Haber noch am selben Tag: «Gerade die Aussicht auf die Errichtung einer jüdischen Universität erfüllt mich mit besonderer Freude, nachdem ich in letzter Zeit an unzähligen Beispielen gesehen habe, wie perfide und lieblos man hier mit prächtigen jungen Juden umgeht und ihnen die Bildungsmöglichkeiten abzuschneiden sucht. ... Untreue gegenüber deutschen Freunden kann mir kein verständiger Mensch vorwerfen. Viele verlockende Rufe nach der Schweiz, nach Holland, nach Norwegen und nach England habe ich abgelehnt, ohne auch nur daran zu denken, einen anzunehmen. Dies tat ich übrigens nicht aus Anhänglichkeit an Deutschland, sondern an meine liebsten deutschen Freunde, von denen Sie einer der ausgezeichnetsten und wohlwollendsten sind. Anhänglichkeit an das politische Gebilde Deutschland wäre für mich als Pazifisten unnatürlich.»<sup>115</sup>

Weizmann wandte sich mit Hilfe seines Gesandten Kurt Blumenfeld auch an Willstätter und bat ihn, sich an dem Unternehmen zur Finanzmittelbeschaffung für die Hebräische Universität zu beteiligen. Willstätter erwog sorgfältig, ob er bereit war, Blumenfeld in seinem Bureau zu empfangen und lehnte seine Bitte schließlich ab: «Mit Weizmann will ich nichts zu tun haben. Er ist mitschuldig an dem Tod deutscher Soldaten.»<sup>116</sup>

### **Der Kapp-Putsch**

Im Februar 1920 war die Zentralregierung der Weimarer Republik gezwungen, als Teil der Bedingungen des Friedensvertrages mit den Alliierten, die Freilassung von 60000 Soldaten aus dem Militärdienst zu verkünden. Die Inkraftsetzung dieses Paragraphen des Vertrages erregte den Unmut des Offizierskorps der Reichswehr und viele von ihnen, die aus dem schwedischen Exil zurückgekehrt waren, ließen sich sofort für einen Sturz der Regierung gewinnen. Am 12. März 1920 begann die Brigade unter dem Kommando von General Ehrhard, die nahe Berlin stationiert war, in Begleitung einiger Artillerieeinheiten in Richtung Stadt vorzurücken. Als die Regierung erfuhr, dass Militärs die Stadt umzingeln, wandte sie sich an die Oberbefehlshaber in Berlin und bat sie, die Republik zu verteidigen, aber diese lehnten unter dem Vorwand

ab, die Soldaten würden sich weigern, die Waffe gegen andere Einheiten der Reichswehr zu erheben. Da ihnen kein Ausweg geblieben war, floh die Reichsregierung nach Stuttgart und von dort nach Dresden. Die Soldaten der aufständischen Einheiten trugen Helme mit weiß aufgemalten Hakenkreuzen und marschierten feierlich durch das Brandenburger Tor, wo ihnen von den Drahtziehern des Putsches Dr. Wolfgang Kapp und General Erich Ludendorff ein warmer Empfang bereitet wurde. Tags darauf in den frühen Morgenstunden proklamierte sich Kapp zum Reichskanzler des neuen Regimes.

Die Regierungsbehörden blieben der Zentralregierung treu und verweigerten die Zusammenarbeit mit den Putschisten. Indessen riefen die Arbeiterverbände den Generalstreik aus, ein entscheidender Schritt zum Erhalt der Demokratie. Der öffentliche Verkehr in Berlin kam völlig zum Erliegen, Geschäfte, Banken und Postämter waren geschlossen und verbarrikadiert und es war nicht möglich, den Soldaten ihren Sold auszubezahlen. In ganz Deutschland herrschte völliges Chaos und vier Tage später flohen die Putschisten nach München.

Ludendorff und Kapp, die den Aufstand angezettelt hatten, bildeten eine Verstärkung für die Münchner nationalistischen Kreise und ihre anti-jüdische Hetze. Juden wurden für die Niederlage, die Revolution, für Wucherei und Schmuggel verantwortlich gemacht – einfach für jedwedes Unglück, das Deutschland ereilt hatte. Die Übergriffe auf einzelne Juden und jüdische Einrichtungen häuften sich, die Synagoge in der Rudolfstraße wurde verwüstet, aber die Polizei reagierte relativ mild im Vergleich zu den schweren Strafen, die über verdächtige Aktivisten der politischen Linken verhängt wurden. Die Mitglieder der Freiwilligenkorps, die an dem Mord und den Gräueltaten 1919 während des Versuchs, die Herrschaft in München an sich zu reißen, beteiligt waren, wurden nie vor Gericht gestellt. Wohingegen die Mörder der Geiseln im Luitpold-Gymnasium zum Tode verurteilt wurden. Graf von Arco auf Valley, der das Attentat auf Eisner verübt hatte, wurde wegen Mordes vor Gericht gestellt. Alle Zeichen standen zunächst auf Todesstrafe, doch das Gericht zog es vor, das Attentat als «patriotischen Akt» zu werten und verurteilte von Arco zu lebenslanger Festungshaft. Als Max Weber, der als Professor für Soziologie an der Münchner Universität wirkte, scharfe Kritik an dem Gerichtsurteil äußerte,

zwangen ihn die Studenten, den Vorlesungssaal sofort zu verlassen. Auch die angekündigte Vorlesung von Albert Einstein, der einer persönlichen Einladung von Professor Arnold Sommerfeld gefolgt war, wurde aufgrund der Drohungen seitens der Studentenverbände, eine anti-jüdische Demonstration zu veranstalten, abgesagt.<sup>117</sup>

### **Das Chemiesche Institut erneuert sich**

Die investierten Mühen zur Erneuerung des Chemie-Instituts in München begannen Früchte zu tragen. 1920 wurden Doktorarbeiten und Habilitationen der neuen Generation unter der Leitung von Willstätter, Dr. Kasimir Fajans und Professor Otto Hönigschmid eingereicht. Jeder Abschluss einer Promotion oder Habilitation erwärmte das Herz der Doktorväter und Betreuer. Im Mai fand die Eröffnungszeremonie der neuen Vorlesungssäle statt. Außer den Hochschullehrern, Studenten und Institutsmitarbeitern waren bei dem Eröffnungsakt auch Professoren anderer Fakultäten anwesend, die sich am Ende jener düsteren bitteren Tage danach sehnten, etwas Positives und Erfreuliches zu erblicken. Auch Karl Alexander von Müller nahm an den Feierlichkeiten teil und erwähnt sie in seinen Memoiren. Er beschreibt Willstätter als einen beeindruckenden Charismatiker mit warmen angenehmen Gesichtszügen und als Mensch, dem es gelang, Sanftmut, Stolz und Entschiedenheit zu verbinden.<sup>118</sup>

### **Haber wird der Nobelpreis verliehen**

Jedes Jahr um die Zeit, wenn die Namen der Nobelpreisträger veröffentlicht wurden, lief die Gerüchteküche in den wissenschaftlichen Zirkeln hinsichtlich der vermutlichen Preisträger heiß. Der Preis trug nicht nur zum Ansehen des jeweiligen Wissenschaftlers bei, sondern auch zu dem seiner Institution und seines Landes. Haber wurde 1919 für seine Ammoniaksynthese der Nobelpreis für Chemie zugesprochen. Er fühlte sich erleichtert. Der Verleihung dieses Preises kam eine besondere Bedeutung zu. Das Stigma und der über ihn verhängte Bann von Seiten der internationalen Forschungsgemeinde waren aufgehoben. Auch für die Mitarbeiter des Kaiser-Wilhelm-Institutes war das eine gute Nachricht. Dennoch ging die scharfe öffentliche Debatte über die Entscheidung der schwedischen Akademie in der Tagespresse und den

wissenschaftlichen Organen der verschiedenen Länder weiter. Niemand bezweifelte die Wichtigkeit der Ammoniaksynthese für die Herstellung von chemischem Dünger oder ihren Beitrag zur Anreicherung des Bodens und der landwirtschaftlichen Erträge. Die schweren Anwürfe liefen alle auf den einen Punkt hinaus, der in der Entscheidung des Gremiums keinerlei Ausdruck fand: Die Deutschen hatten Ammoniak als Rohstoff zur Sprengstoffherstellung verwendet, vergrößerten daher das Ausmaß des Mordens und verlängerten den Krieg.

Ab 1914 sah die schwedische Akademie davon ab, Zeremonien zu veranstalten, in denen Goldmedaillen verliehen wurden. Stattdessen überwies man das Preisgeld direkt an den Gewinner. Aus Anlass des Geburtstags von Alfred Nobel wurde am 1. Juni 1920 in Stockholm die feierliche Verleihung des Nobelpreises für Chemie und Physik der Jahre 1914 bis 1919 nachgeholt. Unter den Preisträgern waren fünf Deutsche, drei Engländer und ein Ungar. Drei der Deutschen waren die Physiker Max von Laue, Max Planck und Johannes Stark und die anderen beiden die Chemiker Richard Willstätter und Fritz Haber. Die fünf reisten nach Stockholm, als sich beim Grenzübertritt ein unangenehmer Vorfall ereignete. Die deutschen Zollbeamten unterzogen sie einer überaus gründlichen physischen Kontrolle, als ob sie unter Verdacht stünden, Gold aus Deutschland heraus zu schmuggeln anstatt es heimzubringen.

Aus der Sicht der Preisträger war der Aufenthalt in Stockholm ein wunderbarer Urlaub. Sie genossen den Frühling, die wärmenden Sonnenstrahlen und die schöne Stadt, durch deren Straßen sie gemeinsam mit ihren schwedischen Gastgebern flanierten. Im Goldenen Saal des Stockholmer Rathauses gab es eine feierliche Gala und die deutsche Botschaft lud sie zu einem festlichen Essen. Endlich wich die ungeheure Anspannung, die ihr tägliches Leben in Deutschland seit Ausbruch des Krieges gekennzeichnet hatte. Willstätter bemühte sich nicht, seinen Vortrag, den er halten sollte, bis ins Kleinste vorzubereiten, da er von einer Arbeit über Chlorophyll und Anthocyane handelte, die er bereits seit langem abgeschlossen hatte. Dafür wandte er all seine Zeit für die Vorbereitung des Vortrages auf, über seine letzte aktuelle

Enzymforschung, den er sofort nach seiner Rückkehr bei der Eröffnungsfeier des Emil-Fischer-Instituts halten sollte.

## Elftes Kapitel

### Die Konsolidierung der schwarzen Kräfte

#### Einstein im Visier

Die Presse begann, auf den Nachrichtenseiten Portraits von Einstein zu veröffentlichen, der mit seiner schwarzen Löwenmähne und seinem dicken Schnurrbart eine erfrischende Veränderung zu den bisherigen Portraits der Militärs darstellte. In einem Brief an Max Born schreibt Einstein im November 1920, dass all seine Äußerungen sich in der Presse zum Positiven wandeln würden, genau wie jeder Gegenstand, den der König Midas berührte, sich in Gold verwandelte.<sup>119</sup> In England verehrte man ihn, weil er, der Pazifist eine neue Anschauung von Zeit und Raum herbeigeführt hatte.

Nicht umsonst erregte diese Theorie großes Interesse unter den britischen Astronomen und Kosmologen. Vielen Wissenschaftler und auch Physikern, denen es am notwendigen mathematischen Wissen mangelte, fiel es schwer, die Theorie zu begreifen. Manchmal wurde Einstein während Zeitungsinterviews gebeten, die Relativitätstheorie in zwei Sätzen zusammenzufassen. Chaim Weizmanns Frau Vera war Zeugin seiner Antwort: «Wenn Sie die Antwort nicht gar so ernst nehmen wollen und sie nur als eine Art Spaß ansehen, so kann ich Ihnen das so erklären: Früher hat man geglaubt, wenn alle Dinge aus der Welt verschwinden, so bleiben noch Raum und Zeit übrig. Nach der Relativitätstheorie verschwinden aber Zeit und Raum mit den Dingen.»<sup>120</sup>

Die internationale Bekanntheit, die Einstein dank der Briten zuteil wurde, erregte den Unmut einiger deutscher Politiker und Wissenschaftler. Aus ihrer Sicht war Einstein nicht nur ein Mann linker Gesinnung und ein Pazifist, der auf seine deutsche Staatsbürgerschaft verzichtete und sich geweigert hatte, das Manifest *An die Kulturwelt* zu unterzeichnen, sondern der es zudem gewagt hatte, als Mitverfasser am Gegenmanifest *An die Europäer* beteiligt gewesen zu sein. Außerdem zählte er zu den Freunden des «Bundes Neues Vaterland», die gegen den Krieg opponierten und mehr als einmal seinen Wunsch zum Ausdruck gebracht hatten, dass die Deutschen den Krieg verlieren mögen. Dieser Jude, der seine Anerkennung seinen britischen Freunden verdankte und nun Wohlgefallen

an der neuen republikanischen Regierung fand, erhielt den Beinamen «Held der deutschen Wissenschaft».

Eine Gruppe, die sich «Freundeskreis der deutschen Naturwissenschaftler» nannte und von dem Stahlunternehmen Krupp finanziert wurde (die auch den Kapp-Putsch im März 1920 finanziert hatte), begann Randalierertrupps 1920 zu organisieren, die Einsteins Vorlesungen besuchten. Die Randalierer gelangten in die Vorlesungssäle, indem sie sich als Studenten ausgaben, dann Unruhe stifteten und ihn zwangen, seine Rede zu unterbrechen und das Vortragspult zu verlassen. Darüber hinaus bezahlte Krupp Vorträge und Reden, die sich gegen die Relativitätstheorie aussprachen. Die beiden Physiker und Nobelpreisträger Johannes Stark und Philipp Lenard konnten als Befürworter des «Freundeskreises» gewonnen werden, obgleich sie 1905 zu den ersten zählten, die Einsteins Forschung lobten und ihm damals Sympathie entgegengebracht hatten. Warum hegte Lenard, der als liebenswerter Mensch galt, plötzlich glühende Hassgefühle gegenüber den Berliner Physikern und besonders gegenüber Einstein, den er zunächst verehrt hatte? Lenards unterstützte die Äther-Theorie, dass der Weltraum mit Äther gefüllt sei, die von Einstein scharf kritisiert wurde. Lenard fühlte sich enttäuscht und entmutigt. Außerdem empfand Lenard Feindseligkeit gegenüber der neuen Republik, weil alle seine Ersparnisse einschließlich der Summe, die er mit dem Nobelpreis erhielt, während der wachsenden Inflation verloren gegangen waren. Er litt Hunger und einer seiner Söhne starb an Unterernährung.<sup>121</sup> Stark hingegen war ein mürrischer unsympathischer Typ. Er verließ die akademische Welt aus freien Stücken, versuchte, in der Geschäftswelt Fuß zu fassen und als er den Weg zurück suchte, fand er ihn versperrt.<sup>122</sup> Und so entschieden Lenard und Stark, die beide aus dem Kreis der theoretischen Physiker ausgeschlossen worden waren, sich den nationalsozialistischen Kreisen anzuschließen, in denen sie herzliche Aufnahme fanden. Nach einiger Zeit gesellte sich auch Wilhelm Wien, der Dekan der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität München, zu ihnen. Allmählich nahm ihre Opposition gegenüber Einstein antisemitische Züge an.<sup>123</sup>

Als eine bösartige Propaganda gegen Einstein einsetzte, begann er mit den erforderlichen Schritten zur Regelung seiner Staatsbürgerschaft, um damit seine

Unterstützung der Weimarer Republik zu dokumentieren, aber dieser Schritt linderte die wachsende Feindseligkeit ihm gegenüber kein bisschen. Am 1.7.1920 wurden der Weimarer Verfassung und am 15.3.1921 der preußischen Verfassung parlamentarisch das Vertrauen ausgesprochen.

Der «Freundeskreis der deutschen Naturwissenschaftler» oder wie Einstein ihn nannte, der «Freundeskreis der Anti-Relativität» organisierte Massenversammlungen in den deutschen Großstädten. Die Kundgebung, die in Berlin stattfand, wurde im Saal des philharmonischen Orchesters ausgerichtet. In der ganzen Stadt wurden Plakate ausgehängt und am 28. August 1920 war der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Auf der Bühne standen zwei Redner, die die Relativitätstheorie als eine Theorie anprangerten, die dem «gesunden arischen Menschenverstand» zutiefst widerspräche. Plötzlich ging ein Raunen durch den Saal: «Einstein, Einstein!» Tatsächlich saß Einstein im Saal, brach in Lachen aus und klatschte ab und zu Beifall. Er sei sehr amüsiert gewesen, erzählte er seinen Freunden und beeilte sich, am nächsten Tag mit einem höhnischen Artikel zu reagieren, der im *Berliner Tageblatt* abgedruckt wurde.<sup>124</sup> Einige seiner Kollegen waren überrascht von Einsteins Entscheidung, öffentlich in Form eines Zeitungsartikels zu reagieren, ein Handeln, das zu seiner Zeit im Kreise der deutschen Wissenschaftsgemeinde keine Parallele kannte. Seine guten Freunde jedoch, Nernst, von Laue und Heinrich Rubens, schickten ebenfalls Protestartikel an die Presse.

Max Planck befürchtete, dass Einstein Berlin wegen des offenen Antisemitismus verlassen könnte und beschloss gemeinsam mit dem Kultusminister, ihn zu überzeugen, in Berlin zu bleiben. Sommerfeld, der ein treuer Verfechter der Relativitätstheorie war und trotz der Einwände Wilhelm Wiens die Grundlagen der Theorie lehrte, bat ihn eindringlich, nicht nachzugeben: «Der Rückzug in die Schweiz oder nach Holland ist einer Desertion vergleichbar.» So haderte Einstein mit sich, ob er aus dem antisemitischen Berlin emigrieren und zu seinen guten Freunden Lorentz und Ehrenfest nach Holland gehen sollte oder aber in Berlin bleiben und der Universität, dem Institut und den neuen Hoffnungen Treue erweisen sollte, die mit der Errichtung der Weimarer Republik verbunden waren.

Im September 1920 sollte der erste deutsche Physikerkongress nach dem Krieg stattfinden, der in der Hauptsache der Relativitätstheorie gewidmet sein sollte. Arnold Sommerfeld gehörte zum Organisatorenteam und hoffte, eine Versöhnung zwischen Lenard und Einstein herbeiführen zu können. Er schickte beiden Briefe, aber Lenard wies seine Initiative ab. Der Kongress fand in Bad Nauheim statt, einer kleinen Stadt in der Nähe von Frankfurt. Die bewaffneten Polizisten, die das Gebäude umstellt hatten, trugen zu der angespannten Atmosphäre nur bei. Die Mitglieder des «Freundeskreises der deutschen Naturwissenschaftler» erschienen auch vor Ort. Planck führte den Vorsitz und erteilte nur Rednern das Wort, die ein angemessenes wissenschaftliches Diskussionsniveau bewahrten. Lenard war der erste Redner. Er attackierte die Relativitätstheorie als eine theoretische Entwicklung bar jeder Intuition<sup>125</sup>, aber es stellte sich schnell heraus, dass seine Distanzierung in der Hauptsache auf Einsteins Persönlichkeit beruhte und gerade nicht auf den Prinzipien seiner Lehre. Haber war Plancks Bitte unangenehm, nicht aufzufallen und von öffentlicher Bloßstellung abzusehen. Im Verlauf des Kongress schickte er Willstätter einen Brief und warnte ihn vor Wilhelm Wien, dem Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät in München, der auf der Bühne seinen antisemitischen Gefühlen freien Lauf liess.<sup>126</sup>

Nach dem Kongress kehrte Lenard den akademischen Gepflogenheiten den Rücken und versah seine Äußerungen über den «jüdischen Charakter» der Relativitätstheorie mit einem rassistischen Unterton. Später klassifizierte er die Physik als angewandte Physik, die er als «arische» oder «germanische Physik» im Unterschied zur «theoretischen» oder «jüdischen Physik» definierte, zu der die Forschung über die Struktur des Atoms und die Kernphysik gehörte.

### **Politische Morde**

Putschisten, die sich von Wolfgang Kapps Herrschaft abgewandt hatten, fanden in München einen sicheren Hafen und auch ein weites Beschäftigungsfeld. General Hermann Ehrhardt, der zu den Bezwungenen der Revolution zählte, schlug sein Lager in der Franz-Joseph-Straße auf. Dank der Unterstützung lokaler Kreise (wie etwa der von Lehmann von der pangermanischen Liga, der Thule-Gesellschaft, dem Bund Oberland, den Freikorpsstruppen mit dem Kommandeur

der Münchner Polizei) wurde eine terroristische Vereinigung gegründet, zu deren Zielen es gehörte, politische Gegner zu liquidieren. Zu ihren ersten Opfern zählte Dr. Karl Gareis, ein Führer der unabhängigen Sozialdemokraten. Der nächste auf ihrer Liste war Finanzminister Mathias Erzberger, der im August 1921 während seines Urlaubs im Schwarzwald ermordet wurde. Erzberger gehörte zu den Befürwortern des Waffenstillstandsvertrages und damit zu den Persönlichkeiten, denen der Titel «Novemberverbrecher» zuteil wurde. Die örtliche badische Polizei machte zwei Mordverdächtige aus, aber der Kommandant der Münchner Polizei stattete sie mit gefälschten Papieren aus und verhalf ihnen zur Flucht nach Ungarn. Nur einer der Mörder wurde festgenommen und vor Gericht gestellt, doch der Richter hatte Erbarmen und ließ ihn frei. Hitler hatte lobende Worte für ihn.<sup>127</sup>

Die linken und die liberalen Kreise in ganz Deutschland wurden von der Zentralregierung aufgefordert, auf Bayern Druck auszuüben und die bayrische Regierung zu zwingen, den Aktivitäten der Mörder im Süden des Staates Einhalt zu gebieten, aber von Kahr, der bayrische Ministerpräsident, trachtete dies als Einmischung in die inneren Angelegenheiten Bayerns. Im Juni 1922 fand ein versuchtes Attentat auf Philipp Scheidemann statt, dem ersten Ministerpräsidenten der Weimarer Republik und am 24. Juni wurde Walther Rathenau, der nur vier Monate amtierende Außenminister der Weimarer Republik, in Berlin ermordet.

Die Ermordung Rathenaus löste Bestürzung aus. Willstätter, Haber und Einstein, die freundliche Beziehungen zu ihm gepflegt hatten, fiel es sehr schwer, mit dem Verlust fertig zu werden. Haber, der feste Kontakte zur Industrie geknüpft hatte, war mit Rathenau bereits vor Kriegsausbruch befreundet gewesen. Rathenau, ein studierter Chemiker, war ein visionärer Mann mit viel Elan und leitete die erfolgreichen, vom Vater geerbten Stromwerke. Er trug viel zur deutschen Wirtschaft und Kultur bei und war sich der gesellschaftlichen Probleme seines Landes wohl bewusst. Nach Kriegsende gründete er die demokratische Partei und das brachte ihn in die vorderste Linie der politischen Arena. Seine Außenpolitik favorisierte eine Versöhnung mit den Alliierten und der Sowjetunion und im Mai 1922 unterzeichnete er ein Abkommen zur

Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Sowjetunion, das auch gemeinsame wirtschaftliche Aktivitäten und den gegenseitigen Verzicht auf Reparationen einschloss.<sup>128</sup> Einstein traf Rathenau zum ersten Mal im Hause gemeinsamer Freunde, und seitdem besuchten die beiden sich regelmäßig. Zwei Wochen vor seiner Ermordung besuchten Einstein und Kurt Blumenfeld, der Repräsentant der zionistischen Bewegung, ihn zu Hause. Blumenfeld brachte das Gespräch auf die «jüdische Frage» und sagte Rathenau offenherzig, dass er seiner Meinung nach als Jude in Deutschland kein staatliches Amt versehen sollte. Rathenau lehnte Blumenfelds Einstellung in Bausch und Bogen ab. Denn obgleich er ein stolzer Jude war, der die weit verbreitete Neigung zur Konversion zum Christentum ablehnte, hatte er die deutsche Kultur verinnerlicht und fühlte sich als deutscher Bürger, der seinem Land treu diene. Einstein zog es vor, sich in dieses Gespräch nicht einzumischen. Dennoch hatte er bei einer ihrer Begegnungen versucht, Rathenau von seinem Ministeramt abzubringen, weil er fürchtete, ihn könne ein ähnliches Schicksal wie Eisner ereilen.

Rathenaus Beerdigung wurde zum Nationalfeiertag erklärt. Schulen, Universitäten und Theater in ganz Deutschland mit Ausnahme der Heidelberger Universität waren geschlossen. Dort ignorierte Lenard die nationale Trauer und hielt demonstrativ alle seine Vorlesungen wie geplant. Vor seinem Bureau hatte sich eine Protestwache versammelt und der ehrenwerte Professor goss einen Eimer Wasser über die Demonstranten.<sup>129</sup> Einige Tage nach der Ermordung Rathenaus unternahm die Rechten einen Anschlag auf Maximilian Harden, einen bekannten jüdischen Journalisten, der dabei schwer verletzt wurde. Einsteins Freunde warnten ihn, dass er als jüdischer Wissenschaftler auch im Visier sei. Die Bedrohung war spürbar und Einstein sagte daher ohne jede Verzögerung seine Vorträge auf dem wissenschaftlichen Kongress in Leipzig ab. Die Organisatoren des Kongresses entschieden, Einsteins Freund Max von Laue aufs Podium zu bitten, der einen Vortrag über die Relativitätstheorie hielt.

Dennoch verfügte die «Anti-Einstein'sche Gesellschaft» über genügend Repräsentanten in Leipzig. Aber Einstein verließ Berlin nicht. Am 1. August 1922 nahm er an einer öffentlichen Kundgebung anlässlich des Jahrestages des Kriegsausbruches teil, deren Parole «Nie wieder Krieg» wie der Name der

gleichnamigen Bewegung lautete, zu deren Vorsitzenden der Journalist Carl von Ossietzky gehörte. An der Kundgebung nahmen etwa 200000 Menschen teil.

### **Nobelpreis für den photoelektrischen Effekt**

Anfang Oktober 1922 trat Einstein eine sechsmonatige Reise nach Ostasien und Palästina an. Dieser erste Besuch in Palästina begeisterte ihn ebenso sehr wie sein erster Aufenthalt in den USA. Er gab der Bitte Dr. Chaim Weizmanns statt, in der leitenden Kommission der Hebräischen Universität eine Führungsposition zu übernehmen, in der allerdings innerhalb kürzester Zeit Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und den anderen Kommissionsmitgliedern entstanden. Während seines Aufenthaltes außerhalb Deutschlands erfuhr er, dass er den Nobelpreis für das Jahr 1921 erhalten hatte, aber nicht für die Relativitätstheorie, sondern für seine Arbeit über den photoelektrischen Effekt aus dem Jahre 1905.

Der Preis führte zu einem kleinen diplomatischen Vorfall. Es war Usus, dass der Botschafter des Landes des Nominierten ihn zur Zeremonie begleitete und wenn dieser abwesend war, den Preis für ihn in Empfang nahm. Da Einstein sowohl die schweizerische als auch die deutsche Staatsangehörigkeit besaß, machten die Schweizer geltend, dass er den Preis für seine wissenschaftliche Forschung erhielt, die er auf Schweizer Boden durchgeführt hatte. Einstein fühlte zu beiden Staaten nicht die geringste Zugehörigkeit. Sein Vater war in Italien verstorben und auch dort begraben, seine Kinder wohnten in der Schweiz und er selbst wohnte in Deutschland. Schließlich entschied man, die Verwicklungen mittels eines Kompromisses zu lösen: Dem deutschen Botschafter in Stockholm würde das Dokument ausgehändigt werden und das Preisgeld sollte an den Schweizer Botschafter in Berlin überwiesen werden. Einstein war bei keiner der Zeremonien anwesend. Das Preisgeld wurde dann weiter an Milewa überwiesen, die in der Schweiz in beengten Verhältnissen lebte. Lenard sandte einen scharfen Brief an die schwedische Akademie und erhob Einspruch gegen die Entscheidung, Einstein mit dem Nobelpreis auszuzeichnen.

## **Hitler erscheint als selbständige politische Kraft**

Ende März 1920 wurde Hitler als Gefreiter aus dem Militärdienst entlassen. Inzwischen gelangten die Führer des gescheiterten Putsches unter der Leitung von Kapps nach München und Hitler beschloss, dass er mit General Ludendorff von gleich zu gleich die möglichen Wege zur Rettung Deutschlands erörtern müsse. Dank der Verbindungen von Hauptmann Mayr gelang es ihm, sich mit Ludendorff und Kapp zu treffen. Die beiden versprachen ihm, sich um die Unterstützung des Militärs zu bemühen. Ähnlich wie bei den anderen politischen Bewegungen bildete sich unter der Führung von Hitler die paramilitärische Organisation der «Sturmabteilung» oder SA<sup>xvi</sup>, die Ernst Röhm, der als Hauptmann aus der Armee ausgeschieden war, mitgegründet hatte. Um ihre Aktivitäten auszuweiten, war Hitler interessiert, ein Parteiorgan zu gründen und benötigte ausreichende Finanzierung. Er wandte sich an Geschäftsleute und Industrielle in der Hoffnung, das erforderliche Kapital für den Kauf des *Völkischen Beobachters* zusammenzubringen. Er erhielt diese Unterstützung, da man annahm, er könne öffentliche Meinung in bestimmter Weise beeinflussen. Die Zuwendungen waren zunächst bescheiden. Im Verlauf des Jahres 1922 traf er im Salon von Ernst Hanfstaengl Professor Alexander von Müller, seinen ehemaligen Ausbilder in dem militärischen Intensivkurs über die Grundlagen der Propaganda. Der junge Mann in der schlampigen Uniform hatte sich völlig verändert und war kaum wiederzuerkennen. Sein Blick strahlte selbstbewusste Entschlossenheit aus und seine Kleidung war akkurat, wie es auch auf einem der Bilder aus der Portraitsammlung von Hitlers späterem Leibphotograph Heinrich Hoffmann dokumentiert wird.<sup>130</sup>

---

<sup>xvi</sup> Ernst Röhm gründete die SA und sorgte für ihre dauernde Finanzierung durch geheime militärische Fonds. Er kümmerte sich um Mitgliederwerbung im Kreis der aktiven Militärs, unter Offizieren, die ihren militärischen Dienst beendet hatten, sowie bei den ehemaligen Freikorpsstruppen. Die SA-Leute absolvierten ihre Feuertaufe, indem sie oppositionelle Versammlungen sprengten.

Fieber, das in dieser Atmosphäre um sich ging ... Alles springt mit Heilrufen auf. Und mitten durch die schreienden Massen und die schreienden Fahnen kommt der Erwartete mit seinem Gefolge, raschen Schritts, mit starr erhobener Rechten zur Estrade. Er ging ganz nah an mir vorbei, und ich sah: das war ein anderer Mensch, als der, dem ich da und dort in Privathäusern begegnet war: die schmalen bleichen Züge wie von einem besessenen Ingrimms zusammengeballt, kalte Flammen ausschleudernd aus den vorgewölbten Augen, die rechts und links nach Feinden auszuspähen schienen, um sie niederzuwerfen.»<sup>131</sup>

Auch Karl Alexander von Müller ließ sich von der Massenbegeisterung anstecken und er war nicht der einzige aus dem Kreis der Hochschullehrer, der Hitler später persönlich kennen lernen und zu seinen Anhängern gehören sollte. Zu ihnen zählten der Theologe Bernhard Stempfle, Max von Gruber, der Präsident der Bayerischen Akademie für Wissenschaften, der Gründer des «Instituts für Rassenhygiene», Karl Escherich, Professor für Forstwirtschaft, der Hitlers öffentliche Reden in Begleitung aller seiner Institutsmitarbeiter besuchte, und schließlich Karl Haushofer<sup>xvii</sup>, Professor für geopolitische Wissenschaften, der seinen Studenten die Doktrin des «Lebensraumes» vermittelte, deren Kurzfassung lautet wie folgt: Die Beherrschung der Ostgebiete ist eine Frage auf Leben und Tod für ein kulturell entwickeltes Volk, das nach Lebensraum dürstet.<sup>132</sup> Haushofers Schüler Rudolf Hess stellte Hitler dem Geographen vor, der dessen Lehre vollständig adaptierte. Hitler wusste, dass er sowohl gegenüber den Linken als auch den rechten Kräften des gesamten Reiches einen unschätzbaren politischen Vorteil gewinnen würde, wenn die Rechte Münchens

ihm zur Seite stünde. Daher musste er München zur Hauptstadt der

Nach weiteren eineinhalb Jahren im Januar 1923 besuchte von Müller den landesweiten «Parteitag» der NSDAP, der unter nationalsozialistischen Bewegung machen. Mithilfe österreichischer und tschechischer Nazis organisiert wurde und hörte die Beziehungen zwischen der Bayrischen Landeshauptstadt und Berlin zum ersten Mal eine von Hitlers öffentlichen Reden. Anlässlich des Ereignisses verschärften sich angesichts der wiederholten Forderung der Alliierten an die hatten die Organisatoren beschlossen, in München 13 Bierkeller anzumieten. Zentralregierung, die besagte, die paramilitärischen Organisationen aufzulösen Hitler besuchte sie alle, einen nach dem anderen und hielt vor den Versammelten und die Polizeikräfte zu beschränken. Die Forderung wurde nach München seine Rede. Von Müller schreibt in seinen Memoiren: «Niemand beschrieb das weitergeleitet und löste heftigen Widerspruch aus. Die verschiedenen

---

<sup>xvii</sup> Professor Albrecht Haushofer, der Sohn Karl Haushofers, wurde im Zusammenhang mit den Ereignissen des 20. Juli 1944 hingerichtet.

militärischen Organisationen wurden nur scheinbar aufgelöst und weitere junge Leute – die andere Organisationen verlassen hatten – schlossen sich den Reihen der SA an. Auf einer Protestkundgebung gegen die Politik der Alliierten am 16. August 1922 am Königsplatz trat Hitler zum ersten Mal vor einem Publikum von 50000 Menschen auf, aber seine spitzen Pfeile waren gar nicht auf die verbündeten Streitkräfte gerichtet, sondern zielten auf die Zentralregierung in Berlin. «Für Deutschland und gegen Berlin», sagte er. Und auch: «Gegen den Bolschewismus und die SPD müssen wir kämpfen ...».

### **Vorbereitungen zum Putsch**

Die Demonstrationen am Königsplatz fanden meistens sonntags statt, um den Massen die Teilnahme an dem wöchentlichen freien Tag zu ermöglichen. Die Einwohner des Südens der Stadt, die den Königsplatz zu Fuß erreichten, überquerten die Augusten- und die Arcisstraße und liefen unter den Fenstern der Chemielaboratorien und an der Wohnung von Professor Willstätter vorbei. Natürlich hörte er das Getrappel der Tausenden Marschierenden, öffnete das Fenster und schaute hinunter. Könnte er inmitten der Uniformierten, die das Parteiabzeichen trugen, seine Studenten ausmachen? Am nächsten Tag, als er sich im Vorlesungssaal einfand, empfand er Verlegenheit gegenüber den Studenten, die vor ihm saßen und ihn mit herzlichem Lächeln begrüßten. Er versuchte, seine innere Erregung durch die Arbeit zu überwinden.

Am Anfang November 1923 wohnte Willstätter der feierlichen Einweihung des neuen Gebäudes des Deutschen Museums bei. Der bayerische Ministerpräsident Eugen von Knilling und wichtige Persönlichkeiten aus Berlin beehrten die Eröffnungszeremonie mit ihrer Anwesenheit. Adolf von Harnack hielt eine Rede und den schweren Zeiten zum Trotz wurden Bier und Würstchen gereicht. Im Verlauf der Festlichkeiten wurden die Anwesenden von der Nachricht der rasanten Abwertung der deutschen Mark überrascht. Zur größten Verlegenheit stellte sich heraus, dass die Gäste wegen ihrer Rückkehr nach Berlin auf Schwierigkeiten stießen, da sie nicht genug Geld für die Rückreise hatten. Von diesem Tag an begann die Spirale der Inflation in Deutschland. Die Zentralregierung war ratlos. Die Reparationszahlungen konnten nicht erfüllt werden und als Reaktion besetzten die Franzosen und Belgier das Ruhrgebiet

und engagierten sich fortan selbst im Abbau von Kohle, Erz und Metall. In jeder deutschen Stadt fanden Demonstrationen gegen die Franzosen statt und die Polizei stellte Sondereinheiten bereit, um die französischen Konsulate rund um die Uhr bewachen zu lassen. Hitlers Popularität stieg himmelhoch, als er wiederholt seine Parole laut werden ließ, dass nur eine Diktatur Deutschland erfolgreich vor der Anarchie bewahren könne. Diese Parole hatte er von Benito Mussolini übernommen, der vom 27. bis 29. Oktober 1922 als Führer des Schwarzhemden-Regiments auf Rom marschierte und die Regierungsgewalt an sich riss.

Die in Deutschland herrschenden konservativen Kräfte begannen sich vor Hitler zu fürchten und bezogen ihn in die Protestkundgebungen gegen Frankreich nicht mit ein. Dem Regierungspräsidenten von Oberbayern und späteren Generalstaatskommissar Gustav von Kahr wurde die Teilnahme an öffentlichen Vollversammlungen der Nazis verwehrt, aber er ging dennoch mit unnachgiebiger Härte gegen die Organisationen der Linken vor. Er initiierte auch Maßnahmen und Verordnungen gegen Juden, die nicht in Bayern geboren waren, wie etwa die «Fremdenverordnung» zur Ausweisung von Ostjuden.

### **1923 – Der Hitlerputsch**

Die Umstände gaben Hitler das Datum des Putsches vor. Am 8. November 1923 lud von Kahr alle wichtigen Persönlichkeiten der bayerischen politischen Prominenz sowie Honoratioren der Stadt in den Münchner Bürgerbräukeller, um dort eine Rede zu halten. Professor Karl Alexander von Müller gehörte zu den geladenen Gästen. Nachdem das Publikum zahlreich in den Saal geströmt war und das Triumvirat Gustav von Kahr, Otto von Lossow, Landeskommandant der Reichswehr, und Hans Ritter von Seißer, Chef der bayerischen Landespolizei, die Bühne betreten hatte, erschien Hitler in einem roten Mercedes, der von Lastwagen eskortiert wurde. SA-Leute sprangen aus den Lastwagen und umstellten den Bierkeller. Hitler trat ein, stürmte auf die Bühne, feuerte einen Schuss an die Decke und erklärte den Anwesenden : «Das Sündenbabel in Berlin ist zu seinem Ende gekommen. Morgen werden wir entweder Sieger sein oder tot!» Dann führte er das Triumvirat in einen Nebenraum, präsentierte sich ihnen als neuer politischer Führer und nachdem er ihnen hohe Regierungsämter

zugesichert hatte, verlangte er von ihnen, ihn auf seinem Marsch nach Berlin zu begleiten. Von Lossow und von Seißer verloren nicht die Contenance und willigten scheinbar ein, sich ihm anzuschließen, wenn auch nicht sofort. Hitler kehrte mit ihnen in den Saal zurück und verkündete den Versammelten, dass er die Unterstützung der drei habe und wurde mit tosendem Beifall empfangen. Die dramatischen Ereignisse überstürzten sich in schneller Folge. Er ersuchte General Ludendorff, der zu ihm gebracht wurde, das Triumvirat zu bewachen und versprach, ihn zum Oberbefehlshaber der Reichswehr zu ernennen. Hitler selbst machte sich auf den Weg zu den übrigen Putschisten und teilte ihnen das vorab vereinbarte Motto mit: «Das Kind ist geboren.» Die Kampfbündler stürmten die Redaktion der sozialistischen Zeitung *Münchener Post*, verunglimpften sie, plünderten jüdische Geschäfte und drangen in weitere Bierkeller ein, in denen sie tranken und randalierten.

Nachdem Hitler weg war, befreite Ludendorff das Triumvirat, von denen zwei Offiziere waren. Von Lossow und von Seißer beeilten sich, Hilfe außerhalb der Stadt zu finden und noch in der derselben Nacht, während die Kampfbündler tranken und tobten, trat von Kahr mit einer Erklärung an die Öffentlichkeit, dass der Putsch niedergeworfen sei und die unter Zwang unterzeichneten Vereinbarungen ungültig seien. Am nächsten Tag verstanden die Kampfbündler, dass der Putsch gescheitert war und beschlossen, gewissermaßen als Ehrenrettung am Vormittag des 9. November einen Marsch durch die Münchner Innenstadt bis zu den Kasernen zu veranstalten. Die Menge der Schaulustigen wuchs und feuerte die Putschisten mit lauten Rufen auf ihrem Marsch an, aber als sie sich der Feldherrnhalle zwischen dem Marien- und dem Odeonsplatz näherten, wurden sie von der Polizei umzingelt.

In den Morgenstunden desselben Novembertages durchblätterte Willstätter, bevor er in die Universität ging, wie gewohnt die Zeitung. Riesige Schlagzeilen kündeten von dem nationalen Putsch. Im Vorlesungssaal herrschte eine angespannte Atmosphäre und es fiel ihm schwer, den Unterricht abzuhalten. Der Verwaltungsangestellte Lautenbacher ging an diesem Tag nicht seiner regulären Arbeit nach. Seine ganze Aufmerksamkeit galt den Offizieren um Ludendorff, die ständig mit widersprüchlichen Nachrichten zu ihm gelangten. Einige der

Studenten behaupteten, dass Hitler und Ludendorff geschlagen seien, andere wollten Ludendorff in einem Sarg liegend gesehen haben. Tatsächlich aber nahm Ludendorff neben Hitler eine aufrechte Position ein, bis plötzlich einer der Putschisten in die Menge der Polizisten schoss und die Polizei daraufhin mit lang anhaltenden Schussalven reagierte. Hitler und Ludendorff gelang es auszuweichen, Hermann Göring und 23 weitere Putschisten wurden verletzt, sie wurden in die Universitätsklinik zu Dr. Sauerbruch eingeliefert, der auf seiner Station geblieben war und die Verletzten erwartete. Die meisten Studenten wie auch das Lehrpersonal hatten die Fakultäten verlassen. Weil der Putsch gescheitert war, strömten die Studenten zu Dutzenden zu den öffentlichen Plätzen der Stadt und suchten die Konfrontation mit der Polizei. Die Demonstranten schrien wütend: «Kahr ist ein Judas! Lossow ein Verräter!»<sup>133</sup> In der Ludwigstraße nahe der Universität hatten sich mehr als 1000 Studenten versammelt, aber die Versuche von Müllers und Sauerbruchs, die Demonstration aufzulösen, blieben erfolglos. Nachdem General Ehrhardt lautstark das Lied «Deutschland über alles» angestimmt hatte, das Lieblingskampflied der Nazis, schlossen sich die Studenten ihm an und erst als Sauerbruch auf eine Bank stieg und rief: «Hitler wurde gestern festgenommen!» beruhigte sich die Menge und begann sich zu zerstreuen.

Während der Kapp-Putsch 1920 in Berlin durch den Generalstreik der arbeitenden Bevölkerung niedergeschlagen wurde und daher keine Todesopfer forderte, fand der Hitlerputsch Unterstützung bei der breiten Masse und konnte nur durch scharfes Feuer der Polizei- und Armeekräfte vereitelt werden.

Hitler floh vom Odeonsplatz, fand Unterschlupf im Hause Putzi (Ernst) Hanfstaengls und wurde tags drauf festgenommen. Bis zu seiner Gerichtsverhandlung blieb er in Festungshaft in Landsberg und saß in derselben Zelle ein, in der schon Eisners Mörder Graf von Arco auf Valley inhaftiert war. Hitler und seine Putschisten wurden des schweren Vergehens des Hochverrats angeklagt und hätten sich daher vor dem Nationalen Gerichtshof zum Schutz der Republik in Leipzig verantworten müssen. Dies aber wurde von der bayerischen Regierung vereitelt. Der Prozess begann Ende Februar 1924 vor einem Sondergerichtshof. Hitler trat in den Hungerstreik und drohte mit Selbstmord, wusste jedoch sehr wohl, dass die Umstände zu seinen Gunsten sprachen: Der

bayerische Justizminister machte aus seiner Sympathie für ihn keinen Hehl und den Vorsitz führte derselbe Richter, der auch Graf von Arco auf Valleys Prozess leitete, der inzwischen bereits aus der Haft entlassen war. Es stand zu erwarten, dass dieser Richter bei ihm keinen harten Kurs fahren würde. Der Anwalt Lorenz Roder sollte ihn vertreten, aber Hitler zog es vor, seine Verteidigung selbst zu übernehmen und am Ende seiner glühenden Rede wurde die Anklage auf Selbstverteidigung reduziert. Willstätter verfolgte mit Abscheu die Prozessberichterstattung in der Presse des gesamten Reiches, eine Berichterstattung, die zugleich als Propaganda diente. Das Urteil fiel am 1. April 1924. Die Richter gelangten zu dem Schluss, dass die Angeklagten aus patriotischen Motiven und ehrenhafter Gesinnung handelten, weil sie überzeugt waren, die Heimat vor der drohenden Gefahr zu retten und verurteilten Hitler und drei der anderen Putschisten zu fünf Jahren Festungshaft und die übrigen zu 15 Monaten Haft. Ludendorff ging straffrei aus und Hitler wurde noch im selben Jahr um die Weihnachtszeit aus der Haft entlassen.

## Zwölftes Kapitel

### Der Rücktritt Willstätters

#### **Rote Anschläge am schwarzen Brett**

Nachdem Hitler seine Strafe verbüßt hatte, begann die ausführliche Berichterstattung über die Nazis in der Presse nachzulassen und ebenso verringerte sich auch ihr Einfluss auf das Geschehen in der Weimarer Republik. Augenscheinlich auch in München war ein Abflauen der Anspannung zu spüren, die Inflation kam zum Stillstand und das Leben wie auch der Unterricht an der Universität nahmen wieder seinen geregelten Lauf. Die Studenten entfernten das Hakenkreuz von ihrer Kleidung, wenn sie Willstätters Haus und die Laboratorien oder Vorlesungssäle besuchten. Einige der Forschungsmitarbeiter, die sich der nationalsozialistischen Partei angeschlossen hatten, erklärten dies ihm gegenüber mit einer Spur Verlegenheit, während sie sich bemühten, normale und freundliche Arbeitsbeziehungen zu unterhalten. Aber der 1923 Novemberputsch und Hitlers Schauprozess im Februar und März 1924 nicht ohne tiefen Einfluss auf Studenten und Lehrpersonal unterlass.

An einem Frühlingstag 1924 fielen Willstätter rote Anschläge am schwarzen Brett der Universität ins Auge: «Kein deutscher Jüngling darf künftig zu Füßen eines jüdischen Lehrers sitzen.»<sup>134</sup> Es handelte sich um Propagandazettel von Seiten der nationalsozialistischen Studenten, die wegen der bevorstehenden Wahlen der Studentenvereinigung aufgehängt worden waren. Ähnliche Parolen hingen auch am Eingang des Chemie-Gebäudes. Willstätters Sicherheit begann zu wanken. Während der Vorlesungen erforschte er die Gesichter seiner Schüler und fragte sich, ob sie ihm nachstellten, aber die bekannten Gesichter sahen aufmerksam aus und von Zeit zu Zeit, wenn sein Blick einen der ihren auffing, breitete sich ein freundschaftliches Lächeln auf ihren Gesichtern aus. Willstätter versuchte zu erahnen, ob diejenigen, die die Anschläge aufgehängt hatten, zu seinen Studenten gehörten und er wunderte sich, warum niemand sich die Mühe machte, sie abzureißen. Den jungen Leuten gab er keine Schuld. Aber er fragte sich, warum seine Kollegen, das Lehrpersonal nichts dergleichen tat. Warum protestierte niemand? Er fühlte, dass ihm der Boden unter den Füßen schwand

und bei einem gemeinsamen Fahrradausflug vertraute er sich Dr. Sauerbruch an. Der Freund war sich der ideologischen Strömungen unter den Studenten und Hochschullehrern bewusst, die sich auch in der Berufungspolitik bemerkbar machten.

### **Der Druck der Strasse und Die Berufungspolitik**

Die neuen Berufungen an der Universität waren in der Kompetenz von drei Institutionen: der Fakultätsrat, der Senat der Universität und die Bayerische Kultusministerium. Der Fakultätsrat bildete die erste Instanz im Verlauf dieser Prozesse, er hat eine Vorschlagsliste von einem oder bis zu drei Kandidaten aufgestellt und mit ihren Forderungen (Gehalt, neue wissenschaftliche Instrumente) dem Senat übergeben. Der Senat konnte von dieser Liste einen Namen billigen und dem Kultusministerium übergeben, oder vom Fakultätsrat einen anderen Vorschlag zu fordern. Bisher hatten diese drei Institutionen Willstätters Vorschläge akzeptiert. Er favorisierte stets Wissenschaftler ersten Ranges. Seine Erwägungen waren sachlich und basierten auf den wissenschaftlichen Leistungen der Kandidaten. Vor dem Putsch bestätigte der Fakultätsrat die Kandidaturen von Dr. Erich Schmidt und Dr. Kasimir Fajans.<sup>135</sup> Letzterer, ein Jude polnischer Herkunft, wurde zum außerordentlichen Professor der Chemischen Abteilung ernannt. Nach dem Putsch sollte sich eine bedeutende Veränderung ereignen. Die aggressive Wahlpropaganda der Nationalsozialistenstudentenschaft im Frühjahr 1924 war schon eine Präludium zum späteren Geschehen.

Der achtzigjährige Mineraloge Paul von Groth stand 1923 vor seiner Emeritierung. Sein lebhafter Wunsch war, den Kristallographen Viktor Moritz Goldschmidt aus Oslo als Nachfolger zu gewinnen. Willstätter unterstützte diese Berufung, obwohl er selbst nicht an der Berufungskommission teilnahm. Die Fakultätssitzung am 4. Juli 1923 schlug eine Drei-Kandidaten-Liste vor: Ordinarius Arrien Johnsen aus Berlin, Ordinarius Viktor M. Goldschmidt aus Oslo und Ordinarius Paul Niggli aus Zürich. Der Fakultät war bewusst, dass jeder

dieser Kandidaten eine kostspielige Röntgeneinrichtung fordern würde. Die Liste wurde durch den Senat an das Kultusministerium übergeben. Die Antwort vom 29. Oktober 1923, kurz vor dem „Ende“ der Inflation, war niederschmetternd: keine Ausländer kamen in Frage, weil die Deutsche Währung und Wirtschaftslage als unmöglich galten (die Kosten eines Umzugs aus Oslo oder Zürich, grosser Wohnungsmangel in München). In zwischen hatte sich die Angelegenheit bis ins Jahr 1924 hingezogen, in dem der Hitlerputsch und der Hitlers Schauprozess einen Höhepunkt erreichten.

Am 20. April 1924 teilte Johnsen, der Berliner Kandidat, dem Dekan Wien mit, dass er den Ruf abgelehnt habe. Auf der neuen Kommissionssitzung zur Wiederbesetzung am 17. Mai 1924 empfahl von Groth als den geeignetsten Nachfolger V. M. Goldschmidt. Er sagte, dass die Industrie die notwendigen Gelder für die Röntgeneinrichtung bereitstellen könnte, die an seiner Forschung Interesse habe. In einer anderen Sitzung, am 21. Mai 1924, entstand die Frage ob das Glaubensbekenntnis des Herrn Goldsmidt Schwierigkeiten bereitet. Neue Kandidaten werden vorschlagen. In der Fakultätssitzung am 23. Juni, in Abwesenheit von Willstätter und Groth, war die Kandidatur von Goldsmidt umstritten (9 Stimmen gegen 6).<sup>136</sup> Chemiehistoriker Freddy Litten, 1999, hat alle Berufungskommissionsakten für Groths Nachfolge erforscht. In seiner Schrift «Der Rücktritt Richard Willstätters 1924/25 und seine Hintergründe» bemerkte er auch etwas, was nicht in den Akten stand: dass man einem «Druck der Strasse» nachgab, um jeglichen Ärger zu vermeiden, und jüdische Kandidaten preisgab.<sup>137</sup>

### **Der Rücktritt Willstätters**

Als Paul Groth Willstätter erzählte, dass der Fakultätsrat Goldschmidts Berufung abgelehnt hatte, sandte er am 24. Juni 1924 Briefe an das Dekanat und den Universitätspräsidenten Professor von Gruber. An das Dekanat schrieb er: «Euere Spectabilität bitte ich ergebenst, durch den Akademischen Senat an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus das Gesuch zu leiten, mich aus dem

Bayerischen Staatsdienst zu entlassen. Der Fakultät bin ich aufrichtig dankbar für die guten Jahre der Arbeit in ihrer Mitte, die sie mir vergönnt hat, und für sehr freundliche Beweise ihres Vertrauens. Aber ich bin neuerdings mit der Haltung der Fakultätsmehrheit in Berufungsfragen so wenig einverstanden, dass ich der Fakultät nicht mehr länger angehören kann, als es für die Besetzung meines Lehrstuhls notwendig sein wird. Mein Entschluß ist endgültig; um die Berufung meines Nachfolgers zu erleichtern, stelle ich es aber der Fakultät und dem Staatsministerium anheim, mir die Entlassung zum Frühjahr oder zum Herbst 1925 zu gewähren.»<sup>138</sup>

Die Briefe wurden mit größtem Erstaunen aufgenommen, seine Freunde Professor Sauerbruch und Professor Friedrich von Müller waren außer sich und überzeugt, dass Willstätter einen schweren Fehler beging und bemühten sich, ihn von der Kündigung abzubringen. Am Freitagabend des 27. Juni 1924 beeilten sie sich, eine Sitzung einzuberufen, zu der Studenten, Dozenten und Mitarbeiter eingeladen wurden und ein Brief verfasst wurde, in dem sie ihn baten, bei ihnen zu bleiben. Vorher statteten von Müller und Sauerbruch einen Überraschungsbesuch in seinem Haus ab. Nachdem sie ein Glas Wein getrunken hatten, baten sie ihn, sie zu begleiten. Die drei betraten den überfüllten Vorlesungssaal, in dem sich Studenten, Assistenten und Kollegen drängelten. Einer der Dozenten trat an das Pult und begann den Brief zu verlesen, der 337 Unterschriften trug: «Wir sehen in Ihnen, sehr verehrter Herr Geheimrat, nicht nur den großen Forscher, der mit zäher Energie in unbekannte Gebiete dringt, nicht nur den großen Lehrer. ... Wir sehen vor allem in Ihnen die große und gütige Persönlichkeit, die in opferfreudiger Weise ihre ganze Kraft der Pflichterfüllung und nur dieser weiht. Wir sehen in Ihnen eine seltene Führerpersönlichkeit, zu der wir ausnahmslos als zu einem unerreichbaren Vorbild aufsehen... Wir Jungen fühlen uns in dieser Zeit tiefer Erniedrigung des Vaterlandes so arm an Führern, so arm an Vorbildern, so arm an reinen, guten und großen Menschen, daß wir die wenigen nicht entbehren können, die wir haben. Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, sind einer der wenigen, und wir bitten Sie von Herzen, das vielleicht größte Opfer Ihres Lebens zu bringen, und unser Führer zu bleiben.»<sup>139</sup> Die Sympathiebekundungen der Studenten bewegten ihn tief. Willstätter trat verwirrt und müde vor sie, tat sich schwer, die

passenden Worte zu finden und seiner Stimme einen gemessenen Ton zu verleihen: «Ich habe nicht die Absicht, in einer Fakultät zu bleiben, die freie Positionen nicht mit Kandidaten gemäß ihrer Qualifikation besetzt, sondern aufgrund rassistischer Erwägungen», sagte er leise, dankte den Studenten für ihre Treue, erhob sich langsam und verließ ohne sich einmal umzuwenden den Saal. «Es war wie eine Schneelawine in den Bergen, wie eine Beerdigung», beschreibt einer der Studenten seinen Eindruck.<sup>140</sup>

Die Kündigung fand ein breites Echo in der Tagespresse. Willstätter schlug Professor Heinrich Wieland als seinen Nachfolger vor, der seit 1921 Leiter des Chemie-Institutes der Universität Freiburg war. Beide hatten unter Baeyer eine Weile zusammengearbeitet. Während des Krieges kreuzten sich ihre Wege erneut im Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin. Als Wieland an toxischen Verbindungen des Arsens arbeitete, entwickelte Willstätter Filter für die Gasmasken. Auch Wieland versuchte, ihn von seiner Kündigung abzubringen. «Sie hätten die persönliche Verstimmung und ihre Überzeugung hinter die Fachinteressen zurückstellen müssen», schrieb ihm Wieland am 30. Juni 1924 und fährt fort. „...Sie sind auch vollständig im Unrecht mit dem, was Sie über Antisemitismus denken. Es gibt in Deutschland überhaupt keinen Antisemitismus von irgendeiner Erheblichkeit.»<sup>141</sup> Willstätter antwortete ihm: «Ich war darüber hinweggekommen, dass ich an jeder Plakatsäule und in der Vorhalle der Universität lesen musste: "Kein Jude darf künftig einem deutschen Jüngling Unterricht geben." Meine Hoffnung war, die Universität und vor allem meine Fakultät stehe über den Zeitströmungen und Einstellungen und verkörpere die Humanität. ... Die Fakultät ist mir nicht unwichtig, sondern sehr wichtig ... Ich kann in einer Sache, die mir so wichtig ist, nicht Konzessionen und Kompromisse machen, wie es jetzt von mir verlangt wird. Nun suche ich Freunde, die mir sagen: Sie haben das Recht erworben, das zu tun, was Sie nach Ihrer Überzeugung tun zu müssen glauben. Übrigens, ich bin müde; zum dritten Mal in meinem Leben fühle ich mich kaput [sic]. Die beiden ersten Male habe ich mich wieder aufgerichtet und zur Pflicht gezwungen. Dieses Mal verletzt mein Entschluss keine Pflicht.»<sup>142</sup>

Wieland vermochte die Tiefe der Verletzung und der Not des Freundes nicht zu erkennen, der in seinen Augen einen unglücklichen Mann mit übertriebener

Empfindlichkeit hinsichtlich seiner Herkunft darstellte. Während seiner Zeit in Freiburg hatte er sich von der Revolution und der beißenden Propaganda der nationalistischen Kreise fern gehalten und verbrachte die friedlichste und produktivste Zeit seines Lebens. Wieland bat seinen Freund, den Mediziner Professor Friedrich von Müller, um nähere Einzelheiten über Willstätters Befinden und fragte ihn, ob dem verzweifelten Schritt des gemeinsamen Freundes medizinische Probleme oder Fehlschläge bei seiner wissenschaftlichen Arbeit zugrunde lägen. Von Müller schrieb zurück: «Sie haben recht, wenn Sie den Fall von der medizinischen Seite betrachten. Willstätter hat seit vielen Jahren keine Ferien gemacht. Er ist überreizt, schläft nicht und ist mimosenhaft empfindlich geworden. Auch ich bin überzeugt, dass die unbefriedigenden Resultate der Fermentarbeiten einen grossen [sic] Teil der Schuld tragen. Es geht ihm wie mit dem Chlorophyll. Er kommt über den springenden Punkt nicht weg. Sauerbruch und ich haben uns schon die grösste [sic] Mühe gegeben, ihn zu einem gründlichen Urlaub zu bewegen. Ich habe ihm Emil Fischer vor Augen gehalten und Baeyer, die beide so schön Faulenzen [sic] konnten. ... Das Wichtigste wird jetzt sein, dass wir Zeit gewinnen und dass Willstätter sich erholt ...»<sup>143</sup> Kann sein dass die Enttäuschung über den fehlenden Durchbruch bei seinen Studien über Enzyme bildete vermutlich für den 52-jährigen Willstätter ein gewichtiges Begleitmotiv für den Entschluss, einen der angesehensten Lehrstühle der Chemie aufzugeben. Er hatte seine Kräfte in hohem Masse verausgabt.

Haber hingegen verstand vollkommen, dass sein Freund sich in einer schweren Krise befand und reagierte sofort: «Wäre es nicht 2 Tage vor der Abreise nach England, so käme ich übermorgen nach München. So muß ich bis Mitte Juli damit warten. Der Schlag wird in der ganzen Welt nachhallen. Ich verstehe, daß Du in der Frage Victor Goldschmidt mehr Hitlertum begegnet bist, als Du vertrugst. ... Aber mir ist nur wichtig, was Du tun wirst, um die nächsten 25 Jahre so zu füllen, wie es Deinem inneren Bedürfnis und Deiner äußeren Lebensart entspricht. Meine Zustimmung, meine beste Zuneigung folgen Dir, was Du auch unternimmst, aber ich fühle mich klein und bedrückt, wenn Du mir nicht Gelegenheit gibst, nicht bloß einverstanden zu sein, sondern irgendwie im

bescheidensten Rahmen mitzugestalten. Ich fürchte, daß wir Dir hier in Berlin nicht genug bieten können, um Dich wieder herzuziehen, was ich so sehr hoffe und wünsche. Ich wäre so viel reicher, wenn es gelänge. Ich glaube, daß es allgemeinen Anklang haben wird, Dir den Vorsitz des KWI für Chemie und ein Privatlaboratorium ganz nach Deinen Neigungen darin anzubieten, wie es Emil Fischer für sich ausgedacht hatte. Die Akademie hat für Einstein und Burdach zwei Stellen ohne Pflichten! Sie wird die dritte für Dich haben.»<sup>144</sup>

Ein Brief ganz ähnlicher Geisteshaltung erreichte ihn auch von Adolf von Harnack, dem Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und vom Kultusminister der Republik. Robert Gnehm von der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich wandte sich an ihn und ließ ihn wissen dass er sich freuen würde, ihm eine entsprechende Position in der Schweiz anzubieten, aber Willstätter lehnte alle Angebote ab und empfahl stattdessen seinen hochbegabten Schüler, den 25jährigen Richard Kuhn. Ein Schritt, der bei seinen Freunden Verwunderung hervorrief. Viele jüdische Wissenschaftler arbeiteten in Berlin und in der Schweiz, Orte, die vom Antisemitismus unberührt geblieben waren. Seine Freunde fragten sich, ob ihm der Umstand nicht bewusst war, dass eine Trennung von der Akademie das Ende seiner produktiven wissenschaftlichen Karriere bedeuten würde.

Als Heinrich Wieland sein neues Amt antrat, wurde ihm der offizielle Ehrentitel «Geheimrat» verliehen, der seit Beginn der Weimarer Republik dem Leiter eines Ministeriums zustand. Der Umzug von Freiburg nach München wies keine ungewöhnlichen Vorkommnisse auf. In München erwartete Wieland eine vorbildliche chemische Abteilung mit Werkstätten und Laboratorien für die Studenten sowie bestens ausgestattete Forschungslaboratorien. Der Geist seines Vorgängers beherrschte alles. Die Namensschilder, die an den Türrahmen der Laboratorien hingen, waren mit den Namen der neuen Mitarbeiter überschrieben worden, die Wieland aus Freiburg mitgebracht hatte, und darüber, in größeren Buchstaben, stand der Name des Projektleiters. Aus Achtung vor seinem Vorgänger bat Wieland den Handwerker, Willstätters Namen an einigen Zimmern neu anzuschreiben.<sup>145</sup> Anfangs hatte Wieland viel Mühe, begabte Studenten für seine Abteilung zu gewinnen. Er musste sich an

Professor Fajans messen, der große Popularität genoss, obwohl er als außerordentlicher Professor der chemischen Fakultät einen geringeren akademischen Status innehatte als Wieland. Obgleich Fajans Berufsangebote aus Freiburg und Warschau für die Stelle eines Ordinarius erhielt, zog er es vor, in München zu bleiben. Nachdem er von der Rockefellerstiftung die Finanzierung für die Errichtung eines chemisch-physikalischen Institutes erwirkt hatte, gewährte ihm die Münchner Universität auf ausdrückliche Empfehlung der Professoren Hönigschmid und Sommerfeld endlich eine ordentliche Professor. Im Lauf der Zeit entwickelten sich freundschaftliche Beziehungen zwischen Fajans und Wieland.<sup>146</sup>

Willstätter und seine Tochter Margarete zogen von der Dienstwohnung an der Arcisstraße in ein Haus in der Möhlstraße am Isarufer. Er legte einen blühenden Garten in den Beeten rund um das Haus an, der ihm Zuflucht vom täglichen Leben bot. Das Haus an der Arcisstraße betrat er nie wieder, stattete dem Ort aber geistige Besuche ab. In seiner Autobiographie gesteht er ein: «Künstler sind zu beneiden, ein wahrer Künstler, dem in der Jugend vorgehalten wird: "C'est donc pour vous amuser que vous faites de la peinture" (zur Freude, das schien mir auch oft die Weise des Naturforschers), und der, am Lebensausgang schwer gichtleidend, mit allerlei Hilfen den Pinsel noch zu halten weiß und, gelähmt, sogar noch bildhauerisch zu schaffen beginnt.»<sup>147</sup> Als Chemiker mit Leib und Seele war ihm die Chemie nicht nur ein Beruf, sondern eine Lebenshaltung, die unablässig in Gedanken und Adern pulsierte.

In seinem neuen Haus widmete Willstätter sich der Durchsicht seiner Publikationen, die sich auf seinem Schreibtisch angesammelt hatten, bereitete sie für die Veröffentlichung vor. Kein Arbeitsgebiet hat Willstätter länger beschäftigt als die *Untersuchungen über Enzyme*. Das war der Titel eines 1928 erschienenen Buch, das er mit 4 Co-Autoren verfasste und das sich auf die Beiträge von 43 Mitarbeitern stützte. Das Fazit, dass nicht einmal die Protein-Natur der Enzyme gesichert war, ist unbefriedigend. In den experimentellen Naturwissenschaften ist der Fortschritt an die Arbeitsmethoden gebunden; die Zeit war noch nicht reif für die Enzymforschung.

Er besuchte weiterhin die Akademie der Wissenschaften, reichte seine Arbeiten bei wissenschaftlichen Kongressen ein und verfolgte, so weit es ihm möglich war, die wissenschaftliche Literatur. Eine besondere Bedeutung nahm der Briefwechsel mit Richard Kuhn ein, bei dem seine Studentin Margarete Rohdewald ihre Doktorarbeit weitergeführt hatte.

Die Rockefellerstiftung gewährte Willstätter auf Vermittlung Habers die Finanzierung einer Forschungsassistentin und den Kauf von Chemikalien, um seine Forschung über die Enzyme weiterzuführen.<sup>148</sup> So erneuerte sich im Dezember 1928 der Kontakt mit der Arcisstraße, nachdem seine ehemalige Doktorandin Margarete Rohdewald als promovierte Chemikerin nach München zurückgekehrt war und bei ihm volle zehn Jahre als Forschungsassistentin arbeitete. Dennoch minderten sich im Laufe der Zeit die gegenseitigen wesentlichen Alltagsbeziehungen mit seinen Kollegen und so versiegte gleichzeitig die Quelle, die die Wissenschaftliche Fruchtarbeit nährte. Er war sich dessen bewusst und litt darunter, sah sich aber ausserstande, für diesen Widerspruch einen Kompromiss zu finden.

## Dreizehntes Kapitel

### **Die letzten Jahre der Weimarer Republik**

Fritz Haber schrieb 1927 die letzten Berichte über das enttäuschende Ende des Goldgewinnungsprojektes aus den Wassern der Meere. Die geringen Mengen – statt einiger tausend Milligramm des edlen Metalls bestenfalls einige Hundertstel, die aus einem Kubikmeter Wasser gewonnen werden konnten – eigneten sich offensichtlich nicht zur kommerziellen Verwendung. Seine Freunde versuchten, ihn zu trösten und wandten ein, dass seine Bemühungen nicht umsonst waren, denn er hatte neue analytische Methoden zur Bestimmung von kleinsten Mengen Goldes sowie zur Herstellung von Brom und Magnesium entwickelt und so wichtige Informationen über die Meeresströmungen in den Ozeanen ermöglicht. Aber aus seiner Sicht war das Ziel verfehlt, denn die Suche nach dem Gold führte zu Nichts. Haber wurde verbittert, nervös und litt an Schlafstörungen. Seine seelische Verfassung wirkte sich auch negativ auf sein Privatleben aus und seine Ehe ging in die Brüche. Die quirlige Charlotte, die halb so alt war wie er, wollte sich nicht mit den Nörgeleien ihres anwesend-abwesenden Mannes abfinden. Das Paar trennte sich 1926 und Charlotte verließ mit ihren zwei Kindern das große Haus in der Faradaystraße und zog in eine Wohnung im Stadtzentrum, die Haber für sie gekauft hatte. Die Trennung von seinen Kindern quälte ihn sehr und seine Gesundheit verschlechterte sich zusehends. «Jetzt ist es Nacht und ich fürchte den Schlaf. Denn die Herzkrämpfe, die meine letzte Errungenschaft abgeben, wecken mich erst, wenn sie soweit entwickelt sind, daß ich sie mit alkoholischer Nitroglyzerinlösung nicht mehr sogleich abschneiden kann. Ich weiß nicht, ob es eine Minute oder vier dauert, bis ich die Tropfflasche hantiert, die Tropfen auf die Zunge gebracht und die Erleichterung verspürt habe...»<sup>149</sup>, schrieb er an Willstätter. Als die Schmerzen schließlich unerträglich wurden, packte Haber seine Koffer und fuhr nach München, um einige Tage bei seinem Freund zu verbringen. Willstätter hörte seine unendlichen Monologe über das Kaiser-Wilhelm-Institut und die Arbeit

geduldig und mit beherrschter Ruhe an und löste so ein wenig die Anspannung, in der Haber sich befand.

Ende 1928 beging Haber seinen 60sten Geburtstag mit einer Feierstunde nach deutscher Tradition; die meisten seiner Freunde und ehemaligen Studenten versammelten sich im Kaiser-Wilhelm-Institut. Er erhielt dutzende von Glückwunschkarten, auch völlig unerwartete, in wissenschaftlichen Zeitschriften wurden ihm Artikel gewidmet und Willstätter schrieb einen Abriss seiner beeindruckenden Verdienste, in dem auch seine Sympathie und Hochachtung ihm gegenüber zum Ausdruck kam. Die öffentliche Wertschätzung war Haber sehr angenehm, obgleich sie seiner Meinung nach auch die Zeitläufte symbolisierte, die nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren. Im Mittelpunkt der Feierlichkeiten stand Habers Reise nach Ägypten in Begleitung seines ältesten Sohnes Hermann, seiner Halbschwester und einigen Freunden, zu denen auch Willstätter zählte. Auch Charlotte, die er eingeladen hatte, fuhr mit. Während der unterhaltsamen Reise wurde Haber von Gefühlen der Verzweiflung heimgesucht.

In einem Brief an Einstein, den er aus Luxor sandte, schrieb er: «Seit ich mich im Herbst 1926 von meiner zweiten Frau getrennt hatte, war etwas in mir entzwei. Nicht daß ich die Trennung anders angesehen hätte, nachdem sie geschehen war. Ich brauchte sie zum Fortleben. Aber daß ich mein Leben früher so geführt hatte, um mit nahezu 60 Jahren meine Ehe nicht mehr ertragen zu können und mich von lieben Kindern trennen zu müssen, das fraß an mir selber. Es ist besser geworden, seit ich wieder etwas Lebendiges zu arbeiten habe... Es macht mir auch viel aus, daß Sie, lieber Albert Einstein, von meiner Nützlichkeit eine gute Meinung haben und ermutigt mich in den verstimmten Stunden oder genauer in den langen Tagen, in denen ich von dem Bewußtsein meiner Überflüssigkeit und Mittelmäßigkeit ... erfüllt bin ...»<sup>150</sup>

Haber fuhr fort, sich mit giftigen Gasen zu beschäftigen und versuchte, eine nützliche Verwendung für sie zu finden, etwa zur Schädlingsbekämpfung in der Landwirtschaft, zur Vernichtung von Mäusen, Ratten und blutsaugenden Flöhen in Wohnhäusern sowie zur Lebensmittelkonservierung. In der Hauptsache konzentrierte er sich auf die Blausäure, deren wesentlicher Nachteil als starkes

Gift darin bestand, dass sie bei Zimmertemperatur gasförmig wurde. Haber entwickelte eine Idee, der ihre Verdampfung verringern sollte: Die Dämpfe der Blausäure wurden von porösem Silikagel absorbiert, ein Feststoff, der es ermöglichte, sie in Kännchen aufzubewahren und so den Transport von einem Ort zum anderen erleichterten. Das Gift war mit einer weiteren, scharf riechenden Komponente versetzt, die dem Verwender als Warnung dienen sollte. Die Mixturen waren unter den Namen Zyklon A, Zyklon B und Zyklon C bekannt. Haber hätte sich niemals vorstellen können, welche Verwendung Zyklon B<sup>xviii</sup> später haben sollte.<sup>151</sup>

Einstein widmete seine freie Zeit wissenschaftlichen und politischen Tätigkeiten, solange seine Gesundheit es erlaubte. In Zeiten, zu denen er bettlägerig war und gezwungen war, die Anordnungen seines Arztes und Freundes Dr. Plesch zu befolgen, verwandte er seine ganze Zeit auf die Physik. Else, seine zweite Frau, kümmerte sich um ihn und wie sie von Anfang an vereinbart hatten, mischte sie sich weder in seine physikalische Arbeit noch in seine politischen Aktivitäten ein. 1925 setzte er sich für die Freilassung der politischen Häftlinge ein, die nach der Revolution inhaftiert worden waren und noch immer im Gefängnis saßen, während Eisners Mörder wie auch Hitler Straferlass gewährt wurde. «Jeder gerecht denkende Deutsche muss die politische Amnestie wünschen, schon ganz abgesehen davon, dass sie zur politischen Beruhigung und Gesundung beitragen würde», schrieb Einstein und fährt fort: «Denn jeder fühlt mit Scham, dass die Justiz auf dem politischen Gebiete nicht die nötige Objektivität und Unbefangenheit aufgebracht hat. Eine politische Amnestie herbeiführen heisst heute eine elementare Pflicht oder Gerechtigkeit erfüllen.»<sup>152</sup>

Einstein setzte sich auch weiterhin für die Abrüstung und die Unterstützung junger Männer ein, die den Wehrdienst verweigern wollten. Am 11. 11. 1928, genau zehn Jahre nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens, bemerkte er prophetisch: «Die politische Apathie der Menschen in ruhigen Zeiten bewirkt, dass man sie so leicht zur Schlachtbank führen kann. Weil sie heute zu faul sind, um durch ihre blosse [sic] Unterschrift ihren Willen zur

---

<sup>xviii</sup> Habers Schwester, ihr Ehemann und ihre Kinder fanden den Tod in den Gaskammern von

Abrüstung zu bekunden, werden sie morgen bluten müssen.<sup>153</sup> In einer Grußadresse an den internationalen Frauenkongress für Frieden und Freiheit im Januar 1929 schrieb er: «Für mich ist jede Tötung von Menschen gemeiner Mord, auch wenn es der Staat im Grossen tut.<sup>154</sup> Drei Monate später unterzeichnete Einstein einen Protestaufruf, der von prominenten Persönlichkeiten initiiert worden war und sich gegen die Weigerung richtete, Leon Trotzki, der aus der Sowjetunion ausgewiesen worden war, in Deutschland politisches Asyl zu gewähren.<sup>155</sup> 1930 unterzeichnete Einstein außerdem einen Aufruf gegen die stalinistischen Schauprozesse in der Sowjetunion.

1931 hatte die *British Royal Society of Chemistry* beschlossen, Willstätter ihre renommierte Goldmedaille zu verleihen. Seine Freude war von Trauer getrübt. Er sah der Reise zwar freudig entgegen, sah sie als eine zeitweilige Flucht aus der alltäglichen frustrierenden Wirklichkeit und als Gelegenheit, sich mit seinen Kollegen auszutauschen, die in seinem einsamen Leben einen motivierenden Ansporn darstellten. Außerdem freute er sich, dass sein Beitrag ihm noch immer Wertschätzung einbrachte. Aber er wusste auch, dass er in London seinen Vortrag wie ein alternder Schauspieler halten würde, der noch mal die Bühne betritt und von seiner Arbeit erzählt. Es war eine alte Vorstellung, älter als ein Jahrzehnt. Niemand wusste das besser als er. Er hatte die Aufgabe, seine Rolle als Wissenschaftsschauspieler zu erfüllen, der bestens über die letzten Entwicklungen informiert war, Entwicklungen, die nicht mehr seine waren. Er fühlte, wie der alte Schmerz aus früheren Tagen ihn heimsuchte, ihm die Kehle abschnürte und schwere Zweifel erfüllten sein Herz, dass seine Entscheidung, das akademische Leben zu verlassen, vielleicht doch ein Fehler war. Er dachte an Professor Fajans, der auch Jude war und dennoch seine Arbeit genoss, während er das neue Institut für physikalische Chemie aufbaute und eine neue Generation von Studenten, Assistenten und Technikern heranzog.

Der Besuch und der herzliche Empfang im Hause von Sir Robert Robinson und seiner Gattin, die ebenfalls Chemikerin war, der noch vor dem Termin der Zeremonie stattfand, versetzte ihn in gute Stimmung. Es stellte sich heraus, dass

---

Auschwitz, in denen Zyklon B eingesetzt wurde.

das Paar seine Forschungen auf dem Gebiet der Farbstoffe weiterführte. Willstätter lauschte gespannt ihren Ausführungen, die beiden berieten sich mit ihm und gaben ihm das Gefühl, an ihrer Arbeit beteiligt zu sein. Der Abend bescherte ihm ein Gefühl von Lebendigkeit, als würde er in ihrer Forschung weiterleben.<sup>156</sup>

Bei der Zeremonie traf Willstätter einige Chemiker, mit denen er früher in München, Zürich oder Berlin zusammengearbeitet hatte und die keine Mühe gescheut hatten, aus allen Teilen Englands zur Verleihung anzureisen, um ihm ihre Ehre zu erweisen. Mit Sir Harold Hartley scherzte er, dass es diesem nicht möglich war, die Zusammensetzung der Filter der deutschen Gasmasken zu bestimmen.

Dr. Chaim Weizmann trat an ihn heran, gratulierte ihm und bat um ein Treffen, bevor er wieder nach Deutschland zurückkehrte. Willstätter erinnerte sich, wie Weizmann Anfang der 20er Jahre versucht hatte, ihn mittels seines Gesandten Kurt Blumenfeld für das zionistische Projekt zu gewinnen und er abgelehnt hatte, weil er sich damals weigerte, mit jemandem zu kooperieren, den er für einen Feind Deutschlands hielt.<sup>157</sup> Im Gespräch mit Dr. Weizmann ging es um chemische Themen. Weizmann verfolgte die Idee, in Rechovot im damaligen Palästina ein Forschungszentrum für Chemie zu errichten. Seine zionistische Aktivität in den Jahren seit Kriegsende hatte ihn von seinem Beruf entfernt und er brauchte Information und Beratung, um die Kluft zu überbrücken. Weizmann zeigte sich sehr beeindruckt von dem enzyklopädischen Wissen seines Gesprächspartners und von seiner Fähigkeit, chemische Reaktionen sowohl mündlich als auch schriftlich umfassend und verständlich zu erklären. Willstätter seinerseits war erfreut, von Nutzen sein zu können.

Im Februar 1932 initiierte Dr. Weizmann ein weiteres Treffen in Paris zusammen mit Haber und Dr. David Bergmann, einem Chemiker, der mit der Aufgabe betraut war, das chemische Institut in Rechovot zu planen. Bergmann legte ihnen hochfliegende Pläne dar. «Wie viel Stockwerke hat das Sieff-Institut?» fragte Willstätter ironisch. «Soviel ich weiß, zwei», antwortete Weizmann. «Wissen Sie, Sie sollten lieber einen Wolkenkratzer bauen, wenn Sie das Programm ausführen wollen, das uns Bergmann hier entworfen hat»<sup>158</sup>, gab

Willstätter zurück. Einige Monate später besuchte Dr. Weizmann Haber in Berlin-Dahlem, der ihn durch die chemischen und landwirtschaftlichen Institute führte. Weizmann war sprachlos angesichts der beeindruckenden Dimensionen, der reichhaltigen Ausstattung und der neusten Technik, die die kleine landwirtschaftliche Versuchsstation, die er in Rechovot errichtet hatte, zu Zwergengröße schrumpfen ließ. Er verspürte Neid, verbunden mit der Hoffnung, dass vielleicht eines Tages sein kleines Projekt den Ausmaßen von Dahlem das Wasser reichen könnte.

1932 fand in München die feierliche Einweihung des Institutes für Physikalische Chemie statt, dem Kasimir Fajans vorstand. Inzwischen bekleidete er schon seit 1923 die Position eines ordentlichen Professors. Bei dem Festakt waren Vertreter der Rockefellerstiftung, der Rektor der Münchner Universität, viele Gäste der Universität, Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, Industrielle und Repräsentanten des bayerischen Ministeriums für Kultus und Erziehung anwesend. Die Institutseinweihung war für alle ein feierlicher Moment, besonders für Willstätter, obgleich er nicht dabei war.

Im August 1932 beging Richard Willstätter seinen 60sten Geburtstag. Als Zeichen der Wertschätzung seines Lebenswerkes hatten seine Kollegen beschlossen, an seinem Geburtstag eine Bronzestatue mit seinem Konterfei am Eingang der chemischen Abteilung neben den Portraits seiner Vorgänger Justus von Liebig und Adolf von Baeyer aufzustellen. Professor Wieland bot sich an, eine Feierstunde zu veranstalten, aber Willstätter hatte genug von den Gratulationen, Telegrammen und Besuchen und zog es vor, den Tag allein in einer kleinen Stadt an der italienisch-schweizerischen Grenze zu verbringen.

Als die Freundschaft zwischen Weizmann, Willstätter und Haber enger wurde, kühlten sich die Beziehungen mit Einstein ab, der inzwischen seinen Entschluss widerrufen hatte, als Kommissionsmitglied der Hebräischen Universität zu fungieren. Der Führungsstil der Universität war nicht nach seinem Geschmack und darüber hinaus übte er harsche Kritik am Umgang der zionistischen Führer mit den Arabern: «Wenn wir den Weg ehrlicher Kooperation und ehrlichen Paktierens mit den Arabern nicht finden werden, so haben wir auf unserem zweitausendjährigen Leidensweg nichts gelernt und verdienen das Schicksal, das

uns treffen wird»<sup>159</sup>, schrieb er an Chaim Weizmann. Einstein zog es vor, mit dem zionistischen Unternehmen nichts zu tun zu haben, solange seine Führer nichts dazu taten, mit den Arabern in Frieden zu leben – keine Worte, sondern Taten<sup>160</sup>, obgleich seine Distanzierung von Weizmann seine Bindung zum Judentum nicht schwächte. Als der Antisemitismus etwas nachließ und zugleich die Hoffnung auf einen Frieden in Europa, betonte er um so stärker seinen Stolz über seine jüdische Herkunft, saß mit einer schwarzen Kippa im Berliner Abgeordnetenhaus und stimmte mit seiner Geige auf Wohltätigkeitsveranstaltungen für Not leidende Gemeindemitglieder ein Lied an.

1931 verstärkte sich die antisemitische Hetze. Geplünderte jüdische Geschäfte waren an der Tagesordnung und auch Einstein war erneut böswilligen und hämischen Aktionen ausgesetzt. In Leipzig erschien ein spezieller Sammelband *100 Autoren gegen Einstein*, der Artikel aus der Feder deutscher Antisemiten und Wissenschaftler enthielt. Die Verfasser erfuhren die begeisterte Unterstützung Philipp Lenards, bezeichneten Einstein als «deutschen Bolschewiken» und behaupteten, dass die allgemeine Relativitätstheorie jeglichen wissenschaftlichen Wertes entbehre und dass sie unverständlich sei, weil es nichts zu verstehen gäbe. Der wütende Einstein schrieb am 17. Juli 1931 an Max Planck und brachte seinen Wunsch zum Ausdruck, die deutsche Staatsbürgerschaft abzulegen.<sup>161</sup> Einstein steckte den Brief in ein Kuvert, änderte aber schließlich seine Meinung, weil er wusste, dass der Brief Planck in eine unangenehme Lage bringen würde.<sup>xix</sup> Dennoch nahm er das Angebot des California Institute of Technology in Pasadena an, dort jedes Jahr einige Wochen zu verbringen und sah darin die Chance zu einem Sprungbrett für eine volle Stelle. Einstein nahm noch ein weiteres Angebot an. Im Sommersemester 1931 sollte er einige Wochen am Christ's College in Oxford unterrichten. Unterdessen setzte er seine Arbeit in Dahlem fort, wo das Verhalten ihm gegenüber weiterhin warm und freundschaftlich war.

Im Juli 1932, als die Reichstagswahlen näher rückten, schloss sich Einstein dem Aufruf des Schriftstellers Heinrich Mann und der Malerin Käthe Kollwitz an,

---

<sup>xix</sup> Der an Planck gerichtete, unterschriebene Brief wurde 1933 nach Hitlers Machtübernahme in Einsteins handschriftlichen Papieren entdeckt, die von der französischen Botschaft auf diplomatischem Wege aus Deutschland herausgebracht wurden.

eine gemeinsame Front von Kommunisten und Sozialisten zu bilden in der Hoffnung, dass die vereinten Kräfte des linken Lagers den Aufstieg der Nazis verhindern könnten. Diese Front wurde aber nicht errichtet. Die Bitterkeit unter den Kommunisten über die Niederschlagung der Revolution durch die sozialdemokratische Regierung 1919 saß zu tief. Die Linke selbst war angesichts der deutlichen Gefahr, dass die Nazis an die Macht kommen würden, nicht in der Lage, über die alten Wunden hinwegzusehen. Das rechte Lager war ebenfalls gespalten und uneins. So gelang es der nationalsozialistischen Partei, bei den Wahlen am 31. Juli 1932 ihre Kräfte zu verdoppeln und 37% der Stimmen zu erreichen, in der Hauptsache auf Kosten der rechten Parteien und dank der Neuwähler. Obgleich die NSDAP keine absolute Mehrheit erzielt hatte, war sie mit 230 von 620 Sitzen doch die stärkste Partei im Reichstag. Bei den neuerlich vorgezogenen Reichstagswahlen am 6. November verloren die Nationalsozialisten zwei Millionen Stimmen und mussten sich mit 196 Sitzen begnügen.

Im Dezember 1932 erhielten Else und Albert Einstein die Einreisegenehmigung in die USA. Sie verließen deutschen Boden mit dem Gefühl, dass der Abschied für immer war.

Willstätter führte sein vereinsamtes Leben am Rande der Gesellschaft weiter. Seine Tochter Margarete promovierte in Physik und heiratete im Mai 1932. Aus der Universität vernahm er nur ein schwaches Echo. Die täglichen Telefongespräche mit Dr. Rohdewald wurden zum Hauptereignis des Tages. Mit Richard Kuhn, der inzwischen die ETH in Zürich verlassen hatte und seit 1928 das Institut für Chemie am KWI für medizinische Forschung in Heidelberg leitete, stand er in regelmäßigem Briefkontakt. Sein Freund Dr. Sauerbruch, der nach Berlin gezogen war, um eine leitende Position am Charité-Krankenhaus zu übernehmen, besuchte ihn, wann immer er in München weilte. Gelegentlich lud Willstätter Sauerbruchs Sohn ein, der in München Medizin studierte. Mit Haber stand er in engem Briefkontakt und manchmal folgte er Habers Einladung nach Berlin, wo er an den Versammlungen der Deutschen Chemischen Gesellschaft oder an einem Seminar, das sein Freund leitete, teilnahm. Er freute sich, eine Vortragseinladung für den Kongress der Union Europäischer Chemiker zu

erhalten, der im Sommer 1933 in Santander in Spanien stattfinden sollte und beeilte sich, Haber vorzuschlagen, ihn zu begleiten. Später bereitete er seine Reise in die USA anlässlich der Verleihung der Gibbs-Medaille vor, der er ungeduldig entgegensah. Die Reisen brachten etwas Abwechslung in sein eintöniges Leben. Die Teilnahme an Kongressen bot ihm die Möglichkeit, über den neusten Forschungsstand unterrichtet zu bleiben, wenn auch als passiver Beobachter, der keinen Anteil mehr an der Aufregung hatte, die der aktiven Beschäftigung entspringt.

## Vierzehntes Kapitel

### **Hitlers Machtübernahme**

Am 30. Januar 1933 ernannte der deutsche Reichspräsident Paul von Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler und übertrug ihm die Bildung der neuen Regierung. Obwohl die NSDAP nicht die Mehrheit im Reichstag innehatte, verfügte Hitler nun über eine weitreichende Kontrolle der Regierung, die ihm verschiedene Manöver ermöglichte und auch Freiheiten in der Ernennungspolitik gewährte, etwa Säuberungen und physische Liquidationen, die ihm halfen, Innenministerium, Wirtschaft und Militär zu kontrollieren.

Der Ernennung Hitlers ging eine erneute Inflationsspirale voraus, in deren Folge Millionen Bürger arbeitslos wurden. In den Jahren zwischen 1930 und 1932 herrschte politische Instabilität. Die Regierung wechselte viermal, die Bürger gingen dreimal hintereinander in kurzer Abfolge zu den Wahlurnen. und viele glaubten, dass man der wirtschaftlichen Krise nur durch diktatorische Maßnahmen Herr werden könnte. Obgleich Fritz Haber keinen Hitler ersehnt hatte, war er überzeugt, dass die Regime vom Reichstag getrennt werden müsse. Viele fragten sich, ob Hitler ebenso schnell seines Amtes enthoben sein würde wie seine Vorgänger, oder ob er der Diktator wäre, für den ihn alle hielten. Die Ereignisse gerieten völlig außer Kontrolle. Hitler löste den Reichstag auf und rief Neuwahlen aus, während er eine Propaganda betrieb, die sich auf Hetze und Anstachelung nationaler und antisemitischer Leidenschaften gründete. Am 27. Februar 1933, kurz vor dem Wahltag, wurde der Reichstag in Brand gesteckt. Die Anschuldigung, dass die Kommunisten für den Brand verantwortlich seien, diente als Vorwand für die nun folgende Verhaftungswelle. Die kommunistische Partei wurde verboten. Am 28. Februar, zur Faschingszeit, wurden der Anarchist Ernst Mühsam, der zu dem Aktivisten der Münchner Revolution gehörte, und der pazifistische Journalist Carl von Ossietzky sowie der Führer der kommunistischen Partei Ernst Thälmann inhaftiert. Bei den Wahlen am 5. März gewannen die Nazis 44% aller Stimmen. Nachdem sie die Konservativen auf ihre Seite gezogen hatten, erreichten sie eine knappe Mehrheit von 52%. Im März

1933 wurde, also nur zwei Monate nach der Machtergreifung, das erste Konzentrationslager in Dachau errichtet.

Als Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, hielt Einstein sich in Pasadena/USA auf, fest entschlossen, nicht nach Berlin zurückzukehren. Es blieben ihm noch einige Wochen zwischen seinem Aufenthalt in den USA und dem Beginn des Sommersemesters in England und gemeinsam mit seinem Assistenten reiste er nach Belgien, um dort mit ihm zusammenzuarbeiten. In Brüssel händigte Einstein der deutschen Botschaft als Akt der endgültigen Annullierung der deutschen Staatsbürgerschaft seinen deutschen Pass aus und behielt nur die schweizerische Staatsbürgerschaft. Zur selben Zeit versammelten sich bereits deutsche Regierungsbeamte im Innenministerium, um über die Aberkennung der Staatsbürgerschaft von bekannten Persönlichkeiten zu beraten, zu denen Einstein, die Schriftsteller Heinrich und Thomas Mann, Lion Feuchtwanger, die Malerin und Bildhauerin Käthe Kollwitz sowie der amtierende Reichskanzler in den Tagen der Revolution Philipp Scheidemann gehörten. Für die Beamten galt Einstein trotz seiner erklärten Annullierung und Rückgabe seines Passes weiter als deutscher Staatsbürger. Einstein gab auch seinen Austritt aus der Preußischen Akademie der Wissenschaften bekannt. In einem Brief vom 28. März 1933 legte er dar, dass es ihm unmöglich sei, dem Staat weiterhin zu dienen. Er nahm an, dass früher oder später ohnehin ein Antrag auf seinen Ausschluss aus der preußischen Akademie gestellt worden wäre.<sup>162</sup> Ein Schritt, der seine Freunde Max Planck und Walter Nernst in eine peinliche Lage gebracht hätte, denn sie würden sich verpflichtet fühlen zu protestieren und das hätte Schwierigkeiten für sie nach sich ziehen können. Daher war es besser, dass er diesen Schritt selbst initiierte.

Einsteins Austrittsgesuch erreichte die Akademie, als der 75jährige Max Planck, der nach dem Tod Adolf von Harnacks im Jahr 1930 den Vorsitz übernommen hatte, für einen dreimonatigen Ferienaufenthalt in Italien weilte. Aufgrund seiner Abwesenheit gelangte der Brief in die Hände des Sekretärs der Akademie, der mit den Nazis sympathisierte. Der Sekretär agierte schnell und veröffentlichte folgende Erklärung: «Die Preußische Akademie der Wissenschaften hat mit Entrüstung von den Zeitungsnachrichten über die Beteiligung Albert Einsteins an

der Greuelhetze in Amerika und Frankreich Kenntnis erhalten. Die Preußische Akademie der Wissenschaften empfindet das agitatorische Auftreten Einsteins im Auslande um so schwerer, als sie und ihre Mitglieder seit alten Zeiten sich aufs engste mit dem Preußischen Staate verbunden fühlt und bei aller gebotenen strengen Zurückhaltung in politischen Fragen den nationalen Gedanken stets betont und bewahrt hat. Sie hat aus diesem Grunde keinen Anlaß, den Austritt Einsteins zu bedauern.»<sup>163</sup>

Auch einige von Einsteins jüdischen Kollegen waren über seine öffentlichen Äußerungen im In- und Ausland empört. Richard Courant, ein angesehener Mathematiker, schrieb an seinen jüdischen Kollegen, den Physiker James Franck: «Im übrigen hatte ich aus den Zeitungsnachrichten den Eindruck, daß doch bis jetzt in Deutschland alles verhältnismäßig friedlich und ruhig vor sich gegangen war und ich war vom ersten Augenblicke an entsetzt darüber, in welcher Art ... Leute wie Einstein sich äußerten und auch sonst die inneren Verhältnisse bei uns mit Lügen und Latrinenparolen zum Anlaß einer allgemeinen politischen Agitation gegen Deutschland im Ausland mißbraucht haben. Wenn ich Einsteins Adresse gekannt hätte, würde ich ihm geschrieben haben ... Wenn auch Einstein sich nicht als Deutscher fühlt, so hat er doch viel Gutes in Deutschland erfahren, daß er zum mindesten die Pflicht hätte, die von ihm gestiftete Unruhe wieder nach Kräften gut zu machen. ... Die Reaktion auf diese Dinge [ist] in Deutschland nicht ausgeblieben. Wie immer in der Welt wird der Gegenschlag in erster Linie Unschuldige und Harmlose treffen. Ich hoffe sehr, daß es gelingen wird, die Boykottbewegung [gegen die Juden] noch im letzten Augenblick abzuwenden oder wenigstens bald zu beenden.»<sup>164</sup> Indessen fielen Soldaten in Einsteins Haus in der Nähe von Berlin ein, unter dem Vorwand, dass dort Waffen versteckt seien. Das gesamte Inventar wurde beschlagnahmt, sein Besitz enteignet und seine Bankkonten aufgelöst.

Fritz Haber weilte zum Zeitpunkt der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler an der französischen Riviera in der Nähe von Nizza. Der Urlaub war lange im Voraus geplant und er hatte seine Abreise bis zu den Wahlen im November 1932 aufgeschoben. Seine gesundheitliche Lage verschlechterte sich weiter und sein Arzt riet ihm zu zweimonatiger strikter Bettruhe. Aber Haber, der gerade bei der

Arbeit Entspannung verspürte, fiel es schwer zu genießen. Seiner Meinung nach bestand ein wirklicher Urlaub in ausgiebigen Reisen und gemeinsamen Ausflügen mit seinen Freunden. Die politische Lage in Deutschland hatte seine Nervosität verstärkt und als er nach Berlin zurückkehrte, verspürte er keinerlei Besserung. Am 24. Februar schrieb er an Willstätter, dass er mit seinen vier Feinden kämpfe, der Schlaflosigkeit, den wirtschaftlichen Ansprüchen der geschiedenen Frau, der mangelnden Ruhe gegenüber der Zukunft und dem Gefühl der schweren Fehler in seinem Leben.<sup>165</sup> Ob er mit den «schweren Fehlern» seine deutsche Nationalität meinte? Sein Verhältnis zum Judentum? Das bleibt ungewiss, weil Haber nicht ins Detail ging. Seine Konversion zum Christentum ermöglichte ihm die Assimilation an die Deutschen, hinterließ aber einen schmerzhaften Riss in der Verbindung zu seinem Vater, der erst zusammengefügt werden konnte, als der ihm liebste Mensch auf dem Totenbett lag. Mit seiner Rückkehr aus dem Urlaub fuhr er fort, das Institut zu leiten, aber fand noch nicht den Weg in die gewohnte Routine. Einige der Mitarbeiter waren Mitglieder der NSDAP und beschuldigten andere Kollegen, mit dem Kommunismus zu sympathisieren und Haber musste zu ihrer Verteidigung antreten.

Am 1. April 1933 wurde der Judenboykott verhängt, der sich im Besonderen gegen jüdische Ärzte und Anwälte richtete. In den Morgenstunden studierte Haber die Zeitungen und las die vom Justizministerium erlassene, einstweilige Verfügung bezüglich der Entfernung jüdischer Richter aus ihrem Amt und des Verbotes, die Gerichte zu betreten. Er war sicher, dass in Kürze auch weitere Berufsfelder von ähnlichen Anordnungen betroffen sein würden. An Willstätter schickt er einen Auszug der ministerialen Bestimmung, aus der hervorgeht, wem die Ausgrenzung gilt: «Den Berichterstatern kommunistischer oder marxistischer Richtung oder jüdischer Abstammung ...» [Das] läßt erkennen, daß nicht die Konfession sondern die Abstammung als maßgeblich angesehen wird und diese gleichgestellt mit der Zugehörigkeit zu staatsfeindlichen Richtungen. Ich nehme an, daß Du in Deiner Eigenschaft als Sekretär der Bayerischen Akademie mit Überlegungen verwandter Art Dich beschäftigst. Was Männer wie Du und ich ohne äußersten Zwang tun, wird sicherlich eine weitreichende Bedeutung haben. Man wird uns vorwerfen, daß wir der antideutschen

Propaganda durch unser Verhalten Nahrung geben, und wenn wir aus unseren Funktionen ausscheiden ... so wird nicht unser Gefühl für Ehre, sondern der Nachteil, den wir verursachen, den Maßstab unserer Beurteilung bilden. ... [Oder] was wir von uns abhängigen weniger widerstandsfähigen Menschen als unmittelbaren Nachteil zufügen. Aus diesem Grunde bin ich grundsätzlich der Meinung, abzuwarten, bis Schritte geschehen, die uns in unserem Tätigkeitsbereich unmittelbar zu Entscheidungen zwingen. ... Ich würde es begrüßen, wenn wir zu diesem Zwecke zusammenkommen würden ... am Donnerstag [muß] ich in der Akademie vortragen und habe gleichzeitig das Eintreffen meiner kleinen Kinder aus Salem zum Ferienaufenthalt zu erwarten ... Der Präsident der KWG ist bis Ende des Monats in Italien und es scheint mir nicht angemessen, einen Mann seines Alters ohne unmittelbare Not aufzufordern, vorzeitig zurückzukehren.»<sup>166</sup> Unterdessen war es Professor Otto Meyerhof und einem weiteren Chemiker untersagt worden, das Institut zu betreten. Habers Freund Max von Laue teilte dies umgehend Planck mit.

Die Nazis errichteten ihr Regime schnell. Am 7. April 1933 wurde das «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» erlassen, das zur «Säuberung» der Universitäten und regierungsbehördlicher Einrichtungen von Juden und politischen Gegnern dienen sollte. Von Seiten der arischen Kollegen gab es keinerlei Widerspruch. Nach diesem Gesetz durften nur Beamte arischer Herkunft öffentliche Ämter versehen, obgleich Reichspräsident Hindenburg einige mildernde Einschränkungen hinzufügte, nach denen nicht-arischen Bürgern, die vor 1914 verbeamtet worden waren, gewährt wurde, weiterhin im Amt zu verbleiben. Weitere Ausnahmen betrafen nicht-arische Bürger, die Veteranen des Ersten Weltkrieges waren und daher in den Genuss des «Frontkämpferprivilegs» kamen, das auch deren Angehörige mit einschloss. Aus diesem Grund fand das Gesetz bei Haber, der schon vor 1914 Beamter war und am Ersten Weltkrieg durch die Entwicklung des Giftgases aktiv teilgenommen hatte, keine Anwendung. Dennoch befand er sich in einer schwierigen Lage, da er Kraft seines Amtes als Institutsleiter gezwungen war, seine Kollegen zu entlassen. Auch die Professoren James Franck, Max Born und Richard Courant, alle drei Leiter wissenschaftlicher Institute der Universität Göttingen, die aufgrund ihrer Teilnahme am Krieg noch Schutz genossen, befanden sich in

einer ähnlichen Situation, da sie ebenfalls genötigt waren, Mitarbeiter zu entlassen.

Haber besuchte Willstätter in seinem Haus und sprach, ganz nach seiner Gewohnheit, ohne Pause auf seinen Freund ein, der seinen Worten geduldig Gehör schenkte. In seiner besonnenen Art begann er trotz der schwierigen Gegebenheiten die möglichen Handlungsoptionen abzuwägen. Zuerst würde er seinen britischen Freund Sir Robert Robinson anrufen und ihn bitten, verfügbare Stellen und Forschungsstipendien für diejenigen Wissenschaftler ausfindig zu machen, die zukünftig von deutschen Institutionen ausgeschlossen würden. Willstätter schlug vor, sich schriftlich an die Royal Society und an seine zahlreichen Bekannten zu wenden, die ihn mit ihrer Anwesenheit anlässlich der Verleihung der Medaille beehrt hatten. Haber machte sich gestärkt auf den Weg und schickte ebenfalls Briefe an die englischen Wissenschaftler, die nach dem Krieg die Reduzierung der chemischen Waffen überwacht hatten.

Willstätter fühlte sich Professor Fajans gegenüber verpflichtet, den er an die Münchner Universität geholt hatte. Er lud ihn nach Hause ein und erkundigte sich, ob er ihm behilflich sein könne. Sein Gast saß ihm ruhig gegenüber und erzählte ihm, dass das «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» ihn bisher nicht betraf. Es stellte sich heraus, dass Wieland, Sommerfeld und Mitarbeiter der Rockefellerstiftung sich bemüht hatten, das Übel der gesetzlichen Verfügung abzuwenden. Außerdem war die Universitätsleitung daran interessiert, ihn zu beschäftigen, um weiterhin in den Genuss der großzügigen Zuwendungen der Rockefellerstiftung zu kommen. Das Ministerium rechnete seine Arbeitsjahre in Karlsruhe an - bevor er nach München zog - und daher galt er als Beamter vor 1914, obgleich er erst 1921 die deutsche Staatsbürgerschaft erhielt. Seine Frau allerdings war als Ärztin von dem neuen Gesetz betroffen. Infolge der antisemitischen Propaganda blieben die Patienten ihrer Praxis bereits lange vor der Verlautbarung des offiziellen Berufsverbotes für jüdische Ärzte fern, und sie war gezwungen, die Praxis zu schließen. Fajans verschaffte ihr eine Stelle in seinem neuen Institut.

Die Repräsentanten der amerikanischen Stiftung nahmen an, dass Hitler auf ähnliche Weise aus der Regierung verschwinden würde wie die Kanzler vor ihm.

Aber das Ehepaar Fajans gab sich keinen Illusionen hin. Ihrer Einschätzung nach würde sich die Lage nur verschlechtern und sie dachten an Emigration, waren aber gezwungen solange zu bleiben, bis ihr ältester Sohn Eduard, der in Frankfurt lebte, seine medizinische Doktorarbeit abgeschlossen hatte. Unterdessen wurden den Universitäten durch die neuen 1933 erlassenen Gesetzesreformen, die Aufnahme neuer nicht-arischer Studenten auf 1.5 % und der Anteil nicht-arischer Studenten überhaupt auf 5 % begrenzt. Eduard wurde in Manchester geboren, als Fajans bei Professor Ernest Rutherford arbeitete, war britischer Staatsbürger und das Paar hoffte daher, im kommenden Semester, nachdem der Sohn seine Studien absolviert hatte, nach London reisen zu können. Den jüngeren Sohn Stefan, der in München geboren wurde, ließen sie in einem Internat in Cambridge einschreiben. Ihre Sorge um die Kinder ließ erst nach, als sie Deutschland verlassen hatten.

Die älteren Physiker Lise Meitner und Max von Laue sandten Eilbriefe an Max Planck, der sich zu dieser Zeit in Italien aufhielt und teilten ihm mit, was sich im Institut ereignete. Planck kehrte jedoch nicht vorzeitig zurück. Inzwischen entschied Haber, die Rückkehr Plancks nicht abzuwarten und sandte dem stellvertretenden Sekretär ein Schreiben, in dem er sein Interesse kundtat, sein Amt zum Ende des Semesters niederzulegen. Er ging davon aus, dass er bis dahin einen passenden Nachfolger finden würde, dem man die Institutsangelegenheiten übertragen könnte. Außerdem korrespondierte er mit seinen Bekannten im Ausland, um geeignete Stellen für die Kollegen zu finden, die bei ihm arbeiteten. Er bat die Institutsleitung, Irene Sackur den Status der Tochter eines Soldaten zu gewähren, der im Krieg gefallen war und die Arbeit seiner Sekretärin Rita Cracauer aufgrund ihrer aufopferungsvollen Arbeit während des Krieges als gleichwertigen Einsatz der Kriegsanstrengungen anzuerkennen.

Am 30. April schickte Haber einen Brief an den preußischen Kultusminister: «Mein Entschluß, meine Verabschiedung zu erbitten, erfließt aus dem Gegensatz der Tradition hinsichtlich der Forschung in der ich bisher gelebt habe, zu den veränderten Anschauungen, welche Sie, Herr Minister, und ihr Ministerium als Träger der großen nationalen Bewegung vertreten. Meine

Tradition verlangt von mir in einem wissenschaftlichen Amte, daß ich bei der Auswahl von Mitarbeitern nur die fachlichen und charakterlichen Eigenschaften der Bewerber berücksichtige, ohne nach ihrer rassenmäßigen Beschaffenheit zu fragen. Sie werden von einem Manne, der im 65. Lebensjahre steht, keine Änderung der Denkweise erwarten, die ihn in den vergangenen 39 Jahren seines Hochschullebens geleitet hat, und Sie werden verstehen, daß ihm der Stolz mit dem er seinem deutschen Heimatlande sein Leben lang gedient hat, jetzt diese Bitte um Versetzung in den Ruhestand vorschreibt.»<sup>167</sup> Eine Kopie dieses Briefes sandte Haber an Max Planck. Zwei seiner Kollegen der Abteilung, Herbert Freundlich und Michael Polanyi, reichten ähnliche Abschiedsgesuche ein. Der Minister befand es nicht für nötig, den Empfang des Schreibens zu bestätigen. Dennoch nahm er in einer öffentlichen Rede, die er vor Studenten hielt und deren wesentliche Punkte in der Presse publiziert wurden, dazu Stellung: «Und wenn mir ein bekannter Professor des Kaiser-Wilhelm-Instituts gestern geschrieben hat, er könne sich in keinem Fall darauf einlassen, über die Zusammensetzung der Arbeitsgemeinschaft, die er begründet hat, sich Vorschriften machen zu lassen, so muß ich erklären: Ich bin nicht berechtigt, die Gesetze des deutschen Volkes, die es sich durch die Reichsregierung gegeben hat, nicht auszuführen.»<sup>168</sup>

Die Forschungsinstitute und die Universitäten gehörten mit zu den ersten, die mit dem Naziregime kooperierten. Die Mitarbeiter erhielten Fragebögen und wurden gebeten, Angaben über Eltern und Großeltern machen. Nach den neuen Gesetzen galt nur als arisch, wer vier Großeltern arischer Herkunft aufweisen konnte. Alle Bemühungen Habers, Irene Sackur und seiner Sekretärin die Weiterarbeit zu garantieren, waren umsonst und sie wurden entlassen. Denjenigen, die ohne Einkünfte blieben, half Haber aus privaten Mitteln.

Anfang Mai 1933 kehrte der fünfundsiebzigjährige Planck aus seinem Italienurlaub zurück und war natürlich überrascht, was sich in seiner Abwesenheit ereignet hatte. Auf seinem Tisch lag Einsteins Brief und daneben ein Aufruf, den 39 Wissenschaftler unterzeichnet hatten und in dem er eindringlich ersucht wurde, zu handeln und der Entlassung der Professoren Haber, Freundlich und Polanyi entgegenzuwirken. Dann überflog er Hitlers Brief,

der ihm zu seinem 75. Geburtstag am 23. April gratulierte. Man kann davon ausgehen, dass Einsteins Abschiedsgesuch dem alten Planck großen Kummer bereitete, denn er hegte eine besondere Zuneigung für ihn. Doch wegen seiner exponierten Position bei der Preußischen Akademie der Wissenschaften, die Einsteins Mitgliedschaft verhandelt hatte, unterschrieb Planck dessen Ausschluss. In der Sache Haber wandte sich Planck unverzüglich an den Kultusminister Bernhard Rust. Dieser antwortete knapp: «Der Jude, Haber, ist für mich erledigt.»<sup>169</sup>

Planck dankte Hitler für sein Gratulationsschreiben, nutzte die Gelegenheit, ihn um ein Treffen zu bitten und lud ihn auch zur ersten Sitzung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft nach den Ferien ein. Er legte Wert darauf, dass das neue Regime die Unterstützung auf dem Gebiet der Wissenschaft weiterführte. Nach den Protokollen des Kanzlerbüros trafen sich die beiden am 16. Mai 1933. Dieses Treffen erregte zweifellos großes Interesse in den Wissenschaftskreisen, aber ein Dokument über den Inhalt des Gesprächs ist nicht überliefert. Von Quellen aus zweiter Hand stammen unterschiedliche Versionen: Der theoretische Physiker Werner Heisenberg hatte Planck am 2. Juni 1933 besucht und schrieb an Max Born: «Ich war nämlich bei Planck in Berlin und hab' mit ihm über die Frage gesprochen, was wir für die Physik tun können. Planck hat – ich denke, ich darf Ihnen das ruhig weiter berichten – mit dem Haupt der Regierung gesprochen und die Zusicherung erhalten, daß über das neue Beamtengesetz hinausgehend nichts von der Regierung unternommen werde, das unsere Wissenschaft erschweren könnte.»<sup>170</sup> Haber erwähnt er nicht in seinem Brief. Demgegenüber bezeugt Otto Hahn, Professor für Kernchemie am Berliner Institut, in seinen Memoiren, dass er Planck traf, nachdem dieser von seiner Unterredung mit Hitler zurückkehrte. Hahn versuchte Planck zu überzeugen, dass man ein gemeinsames Protestschreiben gegen die Entlassungen ihrer jüdischen Freunde formulieren müsse und teilte ihm mit, dass einige Kollegen bereit wären, den Aufruf zu unterzeichnen. Er schrieb, dass er Planck verzweifelt vorfand und dieser zu ihm sagte, wenn heute 30 Professoren den Aufruf unterzeichnen würden, erklärten morgen 150 ihre Unterstützung Hitlers, weil sie neue Stellen haben wollten.<sup>171</sup>

Dr. Carl Bosch, Sprecher der chemischen Industrie, der die Ammoniak-Produktion in industrieller Größenordnung initiierte, traf sich mit Hitler und warnte ihn, dass die Massenentlassungen nicht-arischer Wissenschaftler die deutsche Wissenschaft schwer schädigen werden. Hitler gab zurück: «Dann arbeiten wir eben einmal hundert Jahre ohne Physik und Chemie!»<sup>172</sup>

Nur eine Handvoll Wissenschaftler wagte den Protest angesichts Hitlers Politik gegenüber den jüdischen Kollegen. Wer nicht zu den Nobelpreisanwärtern gehörte, bezahlte einen hohen Preis für sein Engagement und wurde bestraft. Der Kultusminister wandte sich an Otto Kraye, Professor für Pharmakologie an der Berliner Universität, und bot ihm eine höhere Position in der Pharmazie-Abteilung der Medizinischen Akademie in Düsseldorf an. Es war die Stelle des jüdischen Professors Philipp Ellinger. Kraye antwortete dem Minister umgehend, dass er die Stelle nicht annehmen könne, weil dieser Schritt nicht auf wissenschaftlichen Erwägungen basiere, eine Annahme der Stelle ihm seelische Pein bereiten würde und es ihm schwer fiele, unter solchen Umständen seinen Pflichten als Lehrer freudig und hingebungsvoll nachzukommen.<sup>173</sup> Nachdem Kraye den Brief geschickt hatte, wurde er entlassen. Es gelang ihm nicht, eine neue Anstellung an einer deutschen Universität zu finden und er war gezwungen, zu emigrieren.

An der Göttinger Universität waren drei jüdische Professoren in leitenden Positionen beschäftigt – James Franck (Nobelpreisanwärter der Physik), Max Born (ehemaliger Nobelpreisanwärter der Physik) und der Mathematiker Richard Courant, der vor kurzem noch behauptet hatte, Einsteins Verhalten würde den Antisemitismus schüren. Alle drei reichten ihre Kündigung ein. Mit der ersten Auswanderungswelle 1933 verließen mehr als 1600 Wissenschaftler Deutschland, unter ihnen Nobelpreisanwärter<sup>174</sup> und einige nicht-jüdische Wissenschaftler, die sich weigerten, mit dem Terrorregime gemeinsame Sache zu machen. Zu ihnen zählten der junge Physiker Hans Bethe, der später einer der Leiter des Manhattan-Projektes für die Entwicklung der amerikanischen Atombombe war, und Erwin Schrödinger, einer der Begründer der modernen Physik. Auch viele nicht-jüdische Schriftsteller und Künstler, die wegen ihrer linksgerichteten oder liberalen Anschauungen ihre Inhaftierung

befürchteten, verließen Deutschland. So etwa Thomas und Heinrich Mann, Bertold Brecht, Anna Seghers und viele andere, die als Sympathisanten des Kommunismus galten. Ihre Werke wurden am 10. Mai auf dem Berliner Opernplatz und in zahlreichen anderen Städten verbrannt.

Im Berliner Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie gab es keine jüdischen Forscher mehr. Allein Lise Meitner, die als Physikerin am Chemie-Institut unter der Leitung von Otto Hahn arbeitete, war geblieben. Dank ihrer österreichischen Staatsbürgerschaft traf das Gesetz von 1933 zur «Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» auf sie nicht zu, aber aufgrund ihrer Herkunft war ihr die Lehrtätigkeit an der Universität untersagt. Albert Einstein nannte sie «unsere Madame Curie». Da die Ergebnisse ihrer Forschung sie begeisterten und erregten – sie war im Begriff die radioaktive Kernspaltung des Uran zu entdecken – kam es ihr nicht in den Sinn, das Institut aus eigener Initiative zu verlassen.<sup>175</sup> Erst 1938, nach dem Anschluss Österreichs, war auch sie gezwungen, zu emigrieren.

Richard Willstätter dachte 1933 noch nicht an Emigration, war aber nicht überrascht, als seine Tochter Margarete und ihr Mann ihm ihre Absicht mitteilten, nach Wisconsin/USA auszuwandern. Er nahm die Nachricht mit Verständnis, ja sogar freudig auf, denn in Deutschland hatten sie keine Zukunft. Dennoch fiel ihm der Abschied außerordentlich schwer.

Fritz Haber blieb allein zurück. Seine labile Gesundheit, die gespannten Beziehungen zu seiner geschiedenen Frau wegen ihrer wirtschaftlichen Lage sowie die neue Anordnung, seine Dienstwohnung räumen zu müssen, all dies arbeitete gegen ihn. Sein ältester Sohn Hermann weilte in Paris und seine übrigen Kinder waren zu jung, um Anteil an seinem Leid zu nehmen. Nur die Türen zu Plancks Bureau standen ihm nach wie vor offen und der alte Wissenschaftler unterstütze ihn so weit seine Kräfte es zuließen.<sup>176</sup> «Ich habe nun vorerst telephonisch meinen Abschied zum 30. September erhalten und bin damit frei, an meine Lebenseinrichtung für meinen letzten Lebensabschnitt zu denken. Vieles erledigt sich einfacher, als ich gedacht habe», schrieb er im Sommer 1933 an Willstätter. «Was ich mir noch wünsche ist, daß mir eine ausländische Akademie in einer Form anbietet (zit nach Haber) als ihr Mitglied in

einem gelehrten Kreise mein Leben zu beenden ...»<sup>177</sup> Im August reiste Haber mit seiner Schwester nach Paris und von dort weiter nach London.

Nach seiner Ankunft in dem Londoner Hotel rief Haber Dr. Weizmann an. Der erkannte die missliche Lage sofort und eilte zum Hotel. Weizmann beschrieb dieses Treffen in seinen Memoiren: «Haber hatte Berlin Hals über Kopf verlassen müssen, besaß nichts mehr, weder Stellung, noch Vermögen, noch Ehren und Würden, und suchte Zuflucht in London, – ein kranker Mann, der an Angina pectoris litt und der, wenn auch nicht gerade ohne einen Pfennig, jedoch mit sehr wenig Geld dasaß. Ich suchte ihn sofort auf und fand einen gebrochenen und gänzlich verwirrten Menschen, der sich in einem geistigen und moralischen Vakuum bewegte.»<sup>178</sup>

Haber führte mit seinen Bekannten Gespräche über die Möglichkeit, zeitweilig in England zu bleiben. Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet diejenigen Wissenschaftler ihm zu Hilfe eilten, die seinerzeit ebenfalls an chemischen Waffen geforscht hatten. Professor Pope entwickelte das Senfgas, das die britische und die französische Armee einsetzen sollte, während Sir Harold Hartley sich mit der Entwicklung der Gasmasken beschäftigt hatte. Beide waren bereit, auch den übrigen entlassenen Institutsmitarbeitern zu helfen.<sup>179</sup> Sie boten an, Haber in Cambridge Forschungslaboratorien zur Verfügung zu stellen und die Gehälter zweier weiterer Flüchtlinge aus Dahlem, der Sekretärin und des Forschungsassistenten, zu bezahlen. Die Aussicht, zur Arbeit zurückkehren zu können, verbesserte Habers seelische Verfassung auf geradezu wundersame Weise. Um seine angeschlagene Gesundheit zu rekonstituieren, beschloss er, den Sommer in einem Schweizer Sanatorium im Rhonetal zu verbringen. Bereits nach den ersten Tagen fühlte er sich gestärkt und voller Energie. Da auch Dr. Weizmann und seine Familie ihren Jahresurlaub in Zermatt in der Schweiz verbrachten, fuhr Haber sie besuchen. Weizmann zeigte sich beeindruckt von Habers Genesung und versuchte ihn zu einem Besuch in Palästina zu überreden, um an der feierlichen Eröffnung des Daniel-Ziv-Institutes für Chemie teilzunehmen, die im Frühling stattfinden sollte.<sup>180</sup>

Später sollte sich allerdings herausstellen, dass der kurze Aufenthalt in Zermatt in 1500 Meter Höhe für Haber den Anfang des bevorstehenden Endes

bedeutete. Auf dem Weg zu dem Sanatorium in Brig erlitt er einen Herzinfarkt. Sein Sohn Hermann und seine Schwester wurden herbeigerufen, sein Arzt Dr. Rudolf Stern diagnostizierte einen Verschluss der Herzerterien und verordnete ihm strengste Bettruhe. Haber fiel es schwer, sich mit der verordneten Tatenlosigkeit abzufinden, und nachdem er sich ein wenig erholt hatte, entschied er, zugunsten seiner Arbeit in Cambridge genesen zu wollen. Er schrieb an Willstätter: «Herr Weizmann legt nun besonderes Gewicht darauf, in diesem Halbjahr noch einen von uns beiden in Palästina zu haben und erwähnt brieflich, daß Du Dich nicht abgeneigt geäußert hast. Deshalb bitte ich Dich, wenn Du es einrichten kannst, daß du wie Du so oft getan hast für meinen Mangel eintrittst und dorthin fährst.»<sup>181</sup>

In Cambridge schloss Haber einige Forschungen ab und sandte seine Arbeiten an wissenschaftliche Fachzeitschriften. Außerdem setzte er sich für die Flüchtlingshilfe ein, eine Aufgabe, die ihn des Öfteren nach London oder Paris führte. Ende Januar 1934 fuhr er nach Basel. Sein Sohn Hermann und sein Freund Dr. Stern erwarteten ihn im Hotel. Kurze Zeit später litt Haber unter Atemnot. Dr. Stern verordnete wieder Bettruhe und sein Befinden besserte sich etwas, aber nachdem seine Gäste ihres Weges gegangen waren, verlor er das Bewusstsein. Haber starb am 29. Januar 1934. In seinem Testament, das er während seines Aufenthaltes in Cambridge verfasst hatte, verfügte er, dass er verbrannt werden wollte und seine sterblichen Überreste in Berlin-Dahlem beigesetzt werden sollten. Wenn das nicht möglich sei, so heißt es in seinem Testament, solle sein Sohn die Urne seiner Mutter Clara aus Berlin holen und sie in seinem Grab zur Ruhe betten. Die Bestattung fand am 1. Februar 1934 auf dem Friedhof in Basel statt. Richard Willstätter hielt die Totenrede.

Zu Beginn des Jahres 1934 erschienen in deutschen Fachzeitschriften einige Nachrufe auf Haber. «Themistokles ist in die Geschichte eingegangen nicht als der Verbannte am Hof des Perserkönigs, sondern als der Sieger von Salamis. Haber wird in die Geschichte eingehen als der geniale Erfinder des Verfahrens, Stickstoff mit Wasserstoff zu verbinden»<sup>182</sup>, schrieb von Laue mutig in einer naturwissenschaftlichen Monatsschrift. Willstätters Eulogie wurde in der Monatsschrift der Akademie veröffentlicht und Professor Schlenk, ein Kollege

Habers, formulierte in den *Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft*:  
«"Die Zeiten gehen und wir gehen mit ihnen", das war eines der schönsten  
Worte, die Fritz Haber kurz vor unserem letzten Scheiden an mich richtete ...  
Eine völlige Trennung von uns ist aber dadurch nicht erfolgt; denn "Ein Meister,  
der sein Bestes gab, der lebet, wirkt übers Grab!"»<sup>183</sup> Wilhelm Schlenk, dem  
man anti-nazistische Anschauungen nachsagte, wurde in Berlin entlassen, und an  
die Universität Tübingen geschickt.

Willstätter erfüllte die Bitte seines Freundes, reiste im Frühling zur  
Einweihung des Daniel-Ziv-Institutes nach Palästina und hielt dort die  
Eröffnungsrede. Weizmann versuchte, den Gast zu überzeugen, seine Zelte hier  
in Palästina aufzuschlagen und stellte ihm voll ausgestattete Laboratorien und  
Forschungsassistenten, von denen einige seine ehemaligen Schüler waren, in  
Aussicht. Aber Willstätter blieb bei seinem Nein. «Ich weiß, daß Deutschland  
verrückt geworden ist, aber wenn eine Mutter krank wird, ist das für ihr Kind  
kein Grund, sie zu verlassen ...»<sup>184</sup>

## Fünfzehntes Kapitel

### **Die zweite Welle der ethnischen Säuberung an den Universitäten**

Professor Erich Schmidts Forschungsgebiet war die Cellulosechemie. Seine Arbeit hatte wichtigen Anwendungscharakter, der zu einer überaus erfolgreichen Zusammenarbeit mit der Industrie führte. Schmidt hatte bemerkt, dass unter den Industriellen die Meinung verbreitet war, nur Hitler sei imstande, Deutschland aus der Krise herauszuführen. Er lauschte ihren Ausführungen mit bedrückter Miene und wachsender Sorge, dass Hitler Deutschland früher oder später in den Krieg treiben werde. Und wer weiß, was dann seinem Sohn Gerhard zustoßen würde. Schmidt besprach seine Befürchtungen mit seiner Frau Charlotte, aber sie schimpfte ihn paranoid. Erich Schmidt war Protestant, seine Frau jedoch Jüdin, die in einer jüdischen Familie aufgewachsen war. Die beiden hatten sich als Doktoranden bei Emil Fischer in Berlin kennen gelernt. Aufgrund seiner Dienstzeit als Soldat hatte sich Schmidts Doktorarbeit in die Länge gezogen. Nach Kriegsende heirateten sie und ihr Sohn Gerhard wurde 1919 geboren. Die ehrgeizige Charlotte wurde Hausfrau und litt sehr unter dieser neuen Aufgabe. 1923 bot Professor Willstätter Erich Schmidt ein Extraordinariat an der Münchner Universität an, und das Paar verließ Berlin. Gerhard begann seine Schullaufbahn bereits im Alter von vier Jahren und Charlotte entschied, Medizin zu studieren und wählte als Fachgebiet die Psychiatrie.

Die neuen Bestimmungen, die die Zahl der nicht-arischen Studenten, die an den Universitäten angenommen wurden, beschränkte, beeinträchtigten Professor Schmidts Gemütsruhe. Sein Sohn war Jude, seine Zukunft unsicher und es war sehr zweifelhaft, ob er sich an einer deutschen Universität würde immatrikulieren können. Schmidt begann, die Emigration in Erwägung zu ziehen. Er schrieb Briefe in die USA und sondierte seine Chancen, ob er eine Stelle in einer der Firmen finden würde, die seine Patente anwendeten. Charlotte hatte ihre Ausbildung zur Fachärztin noch nicht abgeschlossen, zog es vor, die Frage ihrer Herkunft zu leugnen und reagierte sehr ungehalten, wenn Erich dieses Thema ansprach. Gerhard wurde sich seiner Herkunft am 1. April bewusst, als er

auf die Straße trat und sah, wie SA-Männer ein jüdisches Kind schlugen und er ihm zu Hilfe eilte.<sup>185</sup> Auch als das Berufsverbot für Ärzte nicht-arischer Herkunft erlassen wurde, bestand Charlotte auf ihrer Rebellion und weigerte sich, Deutschland zu verlassen. Erichs Argument, dass sie nach Beendigung ihrer Facharztzeit nicht in ihrem Beruf würde arbeiten können, führte zu nichts. «Du übertreibst! Bist du jetzt auch Antisemit geworden?» eröffnete sie den Streit und hielt an dem irrelevanten Argument fest, dass die Gymnasien in den USA ein niedriges Niveau hätten und die Jugend dort unmoralisch aufwachsen würde. «Aber die guten deutschen Schulen nützen Gerhard nichts, wenn er sie nicht besuchen darf!» gab er zurück. Ihre Beziehung war gespannt. (Esther Schmidt) <sup>new ref</sup> Schließlich gab Erich auf. Er war seiner Natur nach ein beherrschter Mann und der häusliche Friede ging ihm über alles. Aber obgleich er sich mit seiner Frau wieder versöhnte, geschah es nicht aus vollem Herzen. Aus Sorge über die Zukunft seines Sohnes trat er in die NSDAP ein, in der Hoffnung, dass diese Mitgliedschaft seine Familie schützen könne, obwohl tatsächlich stand er dem Regime fern. Diesen Schritt wollte er vor seinen Kollegen der Chemischen Abteilung verbergen.<sup>186</sup>

Im Juni 1933 wurden weitere Verbote erlassen: eine maßgebliche Einschränkung der Bewegungsfreiheit und Auslandsreisen für Angehörige des öffentlichen Dienstes. Wer einen Urlaub antreten oder zu einem Kongress ins Ausland reisen wollte, wurde ersucht, sich an das Ministerium zu wenden und eine Sondergenehmigung zu beantragen. So war der Institutsleiter Heinrich Wieland gezwungen, Briefe an den Kultusminister zu senden und seine Erlaubnis zu erbitten, um an wissenschaftlichen Kongressen in Cambridge und Schottland teilnehmen zu können, zu denen er bereits ein Jahr zuvor eingeladen worden war.

Im August 1934 starb der greise Hindenburg und Hitler versah nun die Ämter des Kanzlers und des Reichspräsidenten in Personalunion. Der Physiker Johannes Stark initiierte ein Gratulationsschreiben an Hitler und wandte sich an hoch stehende Persönlichkeiten, dieses zu unterschreiben. Viele antworteten und unterzeichneten. Auch Wien, der Leiter des Institutes für Physik an der Münchner Universität, gehörte dazu. Adolf Windaus hingegen, Professor für

Chemie in Göttingen, antwortete mit einem Telegramm: «Ich unterzeichne die Erklärung für Hitler nicht!»<sup>187</sup> Auch Sommerfeld und Wieland gehörten nicht zu den Unterzeichnern. Willstätter nahm erstaunt zur Kenntnis, dass sein Freund, der Chirurg Ferdinand Sauerbruch unterschrieben hatte.

Willstätter lud erneut Kasimir Fajans in sein Haus ein. Der Gast kam am Ende seines langen Arbeitstages und fiel ermattet in einen Sessel, ohne seinen Schmerz und seine Müdigkeit zu verbergen. Es stellte sich heraus, dass einige seiner guten Freunde, die als Sympathisanten der linken Kreise verdächtigt wurden, nach Dachau verbracht worden waren. Fajans konnte weiterarbeiten dank der angerechneten Arbeitsjahre, aber die Studenten boykottierten ihn. Noch vor kurzem hatte er zu den beliebtesten Professoren gezählt. Die menschenleeren Laboratorien ließen ihn depressiv werden und er begann, seine Emigration nach England vorzubereiten. Die Rockefeller-Stiftung sicherte ihm weitere Unterstützung zu, aber zunächst musste er auf seinen Sohn warten, der kurz vor Abschluss seines Medizinstudiums in Frankfurt stand.<sup>188</sup>

Eines Abends Ende 1934 erschien bei Willstätter Bernhard Witkop, ein junger Mann aus Freiburg, dessen Familie mit Willstätters Familie mütterlicherseits bekannt war. Willstätter empfing ihn mit offenen Armen und hörte zu, was sein Gast zu erzählen hatte. Der Junge beendete gerade das Gymnasium, interessierte sich seit dem 15. Lebensjahr für Chemie und wollte sich mit ihm über seinen weiteren Lebensweg beraten. Sollte er als «Halbjude» lieber im Ausland studieren oder sich doch an einer der deutschen Universitäten immatrikulieren? Willstätter sagte ihm, dass das Studienniveau des Faches Chemie in Deutschland zu den höchsten der Welt zähle, insbesondere am Institut für Chemie in München unter der Leitung von Heinrich Wieland. Willstätter versprach, mit ihm zu sprechen. Bereits einige Wochen später erhielt der junge Witkop einen höflichen Brief von Professor Wieland, der ihm zusicherte, alles in seiner Macht stehende zu tun, damit er zum Studium angenommen werde.<sup>189</sup>

Anlässlich der Wiederkehr des Todestages von Haber am 29. Januar 1935 beschlossen seine ehemaligen Kollegen, eine Gedächtnisfeier abzuhalten. Die Veranstaltung sollte im Namen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der Deutschen Chemischen Gesellschaft und der Deutschen Physikalischen Gesellschaft in

Harnacks Hause stattfinden. Max Planck setzte Willstätter in Kenntnis und bat ihn, Kontakt mit Habers Sohn Hermann aufzunehmen, um ihn einzuladen. Hermann schrieb an Willstätter: «Sein sehnlichster Wunsch war ... zurückkehren zu können, sei es auch nur, um in Dahlem in deutscher Erde die ewige Ruhe zu finden. Sein letzter Wille verpflichtet mich, ihn an der Seite meiner Mutter in Dahlem zu bestatten. ... Bis dieser Tag gekommen ist, gehört sein Gedächtnis in meinen Augen seiner Familie und seinen Freunden, nicht aber der Öffentlichkeit, nicht den Fernerstehenden und nicht Dahlem. Deshalb ist ein Zwiespalt in meinem Herzen und ich glaube, mich bescheiden zu müssen, am 29. dem Grabe in Basel einen Besuch abzustatten.»<sup>xx</sup><sup>190</sup>

Die Einladungen zum Gedächtnisfeier wurden an die Freunde der Chemischen und Physikalischen Gesellschaften verschickt. Auf dem Programm standen vier Reden und ein Konzert des Berliner philharmonischen Orchesters. Als der preußische Kultusminister Rust von der geplanten Veranstaltung erfuhr, verbot er allen Beamten und Angestellten die Teilnahme. Der Befehl wurde an allen Aushangtafeln des Institutes angeschlagen, und an allen Mitglieder der Chemischen und Physikalischen Gesellschaften geschickt. Planck versuchte daraufhin, bei Rust die Aufhebung des Verbots zu erreichen. Rust hob das Verbot der Feier nicht auf und ersuchte Planck um Vorlage einer Liste derjenigen Professoren, die ihr Erscheinen in Aussicht gestellt hatten, um ihnen Dispens von dem Erlass zu erteilen. Nur Adolf Windaus aus Göttingen war der einzige, der versuchte, einen Dispens zu erhalten.<sup>191</sup>

---

<sup>xx</sup> Clara Habers Asche wurde im September 1934 von Dahlem nach Basel überführt, aber erst 1937 im Grab ihres Mannes beigesetzt.

<sup>xxi</sup> Professor Fritz Strassmann wurde 1985 posthum von Yad Vashem als «Gerechter unter den Völkern» anerkannt, weil er Juden in seinem Hause versteckt gehalten hatte.

Namen am Eingang einzutragen. Max Planck eröffnete die Veranstaltung mit den Worten «Heil Hitler», Professor Otto Hahn verlas die Rede von Professor Karl Bonhoeffer, Habers Schüler, dem die Teilnahme untersagt war. Die anwesenden Wissenschaftler, die dem offiziellen Verbot zuwiderhandelten, trugen keinerlei Schaden davon. Eine weitere Gedenkveranstaltung zu Ehren Habers fand in Rechovot im Daniel-Ziv-Institut statt, gleichzeitig mit der Eröffnung der chemischen Bibliothek, die nach ihm benannt wurde. Dr. Weizmann und Dr. Ernst David Bergmann hielten die Reden.

Erich Schmidt, Charlotte und Gerhard fuhren im Sommer 1935 zum Urlaub in die Schweiz, nachdem sie eine offizielle Erlaubnis vom Ministerium erhalten hatten. Bei ihrer Rückkehr Ende September erfuhren sie, dass die Regierung zwei neue Gesetze erlassen hatte: das «Reichsbürgergesetz» und das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre», die während des Reichsparteitags der NSDAP am 15. September in Nürnberg vom Reichstag angenommen worden waren und seitdem als «Nürnberger Gesetze» bekannt waren. Das erste Gesetz erkannte den Juden die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Das zweite Gesetz verbot die Eheschließung zwischen Juden und deutschen Staatsbürgern sowie den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen ihnen. Außerdem wurden auch bestehende Ehen durch das Gesetz annulliert. Darüber hinaus gab es Einstufungen nach «Volljuden» (mindestens drei Großeltern waren Juden) und verschiedene Varianten von Nichtariern: «Mischlinge ersten Grades», die «Halbjuden» genannt wurden (zwei Großeltern eines Elternteils waren Juden) und «Mischlinge zweiten Grades» die «Vierteljuden» (nur ein Großelternanteil der Eltern war Jude). Das Reichsbürgergesetz schuf die Kategorie als 500 Gästen im Hause Adolf von Harnacks ab. Das Publikum bestand überwiegender aus Professorengattinnen, die ihre Männer vertrat, aus Militärs, Reichsbürger war, weder das Wahlrecht besaß noch ein öffentliches Amt versehen durfte (abgesehen von den «Mischlingen», denen eine Zeitlang Wahlrecht und vorläufige Reichsbürgerschaft zugestanden wurde) und im einladenden Hause keine «deutschblütigen» Dienstmädchen unter 45 Jahren wohnen durfte. Die Anwesenden wurden gebeten, ihren beschäftigten durfte.

Nachdem dem Ehepaar Schmidt klar geworden war, dass Charlotte als «Volljüdin» galt und ihr Sohn Gerhard als «Mischling ersten Grades» oder

«Halbjude» eingestuft wurde, rieten ihre Freunde zur Eile und ihren Sohn an einen sicheren Ort außerhalb der deutschen Grenzen zu schicken. Endlich verstand Charlotte den Ernst der Lage und die Streitereien mit ihrem Mann hatten ein Ende. Zu ihrem Glück waren Gerhards Pass und das Schweizer Visum noch gültig und die beiden begleiteten ihren Sohn zum Zug nach Lausanne, wo Bekannte wohnten, die den Jungen in einem Internat anmeldeten.<sup>192</sup>

Die Behörden zeigten sich bereit, Charlotte eine Ausreisebewilligung zu erteilen, unter der Bedingung, dass sie sich von ihrem Mann scheiden ließe. Die bürokratischen Formalitäten dauerten etwa ein halbes Jahr, dann fuhren Charlotte und Gerhard 1936 nach London. Erich Schmidt verhielt sich zu dieser erzwungenen Trennung als wäre sie eine zeitweilige und dank seiner Verbindungen zu einigen Angestellten der IG-Farben gelang es ihm, die monatlichen Einkünfte aus seinen Patenten an Charlotte zu überweisen.<sup>xxii</sup>

Zu Beginn des Wintersemesters 1935 erhielt Kazimir Fajans ein offizielles Schreiben, in dem ihm das Ende des Arbeitsverhältnisses angekündigt wurde. Der Brief kam für ihn nicht überraschend. Auch dieses Mal versuchten Professor Wieland und die Rockefellerstiftung zu intervenieren, aber ihre Bemühungen waren vergeblich. Wieland blieb nichts anderes übrig, als seine Beziehungen zu aktivieren, um den Erhalt der Auswanderungserlaubnis zu beschleunigen. Indessen begann Fajans, sich um eine Anstellung im Ausland zu bemühen und schickte Briefe nach Polen, in die Türkei und nach England.<sup>193</sup> Professor Wieland und die Mitarbeiter der Rockefellerstiftung gestatteten ihm, einen Teil seiner wissenschaftlichen Ausstattung seinem ehemaligen Schüler Dr. Klaus Clusius zu übergeben, der als Dozent an der Universität Würzburg arbeitete.<sup>194</sup>

---

<sup>xxii</sup> Auch nach Kriegsausbruch gelang es Professor Schmidt, seine Familie in England zu unterstützen. Jeden Monat sandte er eine bestimmte Summe Reichsmark an eine Familie in Deutschland und Verwandte jener Familie, die in den USA lebten, überwies den Betrag in Dollar weiter nach London. Gerhard wurde am Queen's College in Oxford angenommen und beendete dort seine Doktorarbeit. Später ging er nach Israel und begründete dort die kristallographische Abteilung des Weizmann-Institutes.

Professor Wieland gab in seinem Haus ein Abschiedsfest für das Ehepaar Fajans und lud auch Professor Hönigschmid ein. Die Unterhaltung verlief zäh. Nach dem Essen setzte sich Wieland ans Klavier und Fajans schloss die Augen, um sich der Musik ganz hinzugeben. Sonst pflegten die Töne der Musik verborgene Gedankenmelodien bei ihm freizusetzen, verschiedene Gleichungen erschienen ihm vor Augen und komplizierte Probleme klärten sich. Doch dieses Mal vermochten die Töne ihn nicht von der traurigen Realität anzulenken. Dem Anschein nach war alles bestens geregelt. Für das kommende Jahr hatte er die Zusage auf ein festes monatliches Einkommen und es war ihm gelungen, deutschen Boden unter Bedingungen zu verlassen, von denen andere nur träumen konnten. Im Verlauf seines Lebens war er von Stadt zu Stadt gezogen. Er hatte in Warschau, Leipzig, Heidelberg, Zürich, Manchester und Karlsruhe gelebt und jetzt musste er auch München verlassen, wo er annähernd 20 Jahre verbracht hatte. In der Vergangenheit war jeder Umzug mit Erwartungen verbunden gewesen, mit Neugier und Bereitschaft, sich neuen Herausforderungen zu stellen. Nun aber war er 48 Jahre alt, wühlte den Höhepunkt seiner Karriere bereits hinter sich und es konnte wohl sein, dass ihm ein neuer Start nicht gelingen würde. Er war müde. Zum ersten Mal verstand er Willstätter, der auf dem Höhepunkt seiner Karriere aus der Arena abgetreten war und, nachdem er seinen Abschied eingereicht hatte, jedes Arbeitsangebot ablehnte. Dennoch sollte man die Unterschiede nicht verwischen: Willstätter konnte sich den Rückzug erlauben, weil bisher sein Ruhestand nicht von finanziellen Problemen überschattet war, während Fajans seine Familie ernähren musste.

Nach  
Nur eine Handvoll der akademischen Mitarbeiter und Hochschullehrer der einigen Wochen der Ungewissheit kamen von allen Institutionen, an die er sich Münchner Universität waren Juden. Daher hatten ihre Entlassungen keinerlei gewandt hatte, positive Reaktionen. Fajans wählte ohne zu zögern das Angebot negative Auswirkungen auf den Lehrbetrieb. Sehr im Gegensatz zum Institut für aus Cambridge, weil seine Söhne bereits in England waren.  
Chemie der Universität Göttingen, das unter der Leitung des  
Nobelpreiskandidaten und besten Freundes von Wieland, Adolf Windaus, stand und im Verlauf des Jahres 1935 seine besten Assistenten einbüßte. Windaus ließ nichts unversucht, um die Härte des Verbotes zu umgehen, sandte ein Schreiben an den Kultusminister und drohte mit seiner Kündigung: «Ich bin zu alt, um die ethischen Anschauungen, in denen ich aufgewachsen bin, noch ändern zu

können. Da es mir unmöglich ist, unter den gegenwärtigen gespannten Zuständen wissenschaftlich weiter zu arbeiten, halte ich es für das Richtige, meinen Platz zu räumen und ihn frei zu machen für einen Mann, der die jetzige Entwicklung und die Jugend besser versteht als ich.»<sup>195</sup>

Fajans Weggang führte Wieland deutlich vor Augen, wie ihm alles aus den Händen glitt. Welche Optionen standen ihm noch offen? Er wusste, dass Windaus' Protest, so mutig er war, keinen Deut verändern würde. Dennoch entfuhr ihm, der ein zurückhaltender und besonnener Mann war, des Öfteren unvorsichtige Bemerkungen. Als in der Hauptvorlesung der Phosphor behandelt wurde, erwähnte Wieland den hohen Phosphorgehalt in der Lipide, die besonders im Gehirn vorkommen und fuhr dann gelassen fort: „Deutschland ist heute eines der phosphorärmsten Länder.“<sup>196</sup> Donnerndes Getrampel im Hörsaal war die Antwort. Bei Bemerkungen dieser Art blieben Denunziationen nicht aus und unter anderen wurde ein anonymes Brief an das Kultusministerium gerichtet, in dem es heißt: «... der Direktor, Hr. Prof. Wieland, ein tüchtiger Gelehrter, aber er macht sich durch vieles Nörgeln gegen unsere Regierung und das III. Reich bei uns unmöglich. Auch ist er mehr als Doppelverdiener, da er außer seinem Gehalt ein Einkommen von der Chem. Fabrik Boehringer a. Rh. bezieht.» Unterzeichnet war das Schreiben von «nationalsozialistischen Chemikern». Der Sachbearbeiter des Ministeriums versah den Brief mit einer Aktennotiz, derzufolge dem Ministerium seit 1931 bekannt war, dass Professor Wieland dem Aufsichtsrat der Firma Boehringer in Hamburg angehörte, wofür ihm vom Ministerium die Erlaubnis erteilt worden sei. Er fuhr fort: «Im übrigen halte ich die Beschwerde für anonym, also nicht weiter zu verfolgen.»

Im 1937 sollte Professor Wilhelm Prandtl, der Leiter der Abteilung für anorganische Chemie in München, befördert werden, erhielt aber wegen der nicht-arischen Herkunft seiner Frau hinhaltende Ausreden.<sup>197</sup> Prandtl, ein introvertierter Mann, der seine Gefühle gut zu verbergen wusste, war nicht überrascht und reagierte auf die Ablehnung in seiner ruhigen Art: «Heutzutage ist alles möglich.» Nach einigen Monaten wurde er ins Personalbureau gerufen und gefragt, ob er bereits die notwendigen Schritte zu seiner Scheidung unternommen habe. Professor Prandtl war bis ins Mark verletzt und erwiderte

nichts. Er hatte eine Trennung von seiner Frau nie in Erwägung gezogen, näherte sich dem 60. Lebensjahr und hatte viele Jahre an ihrer Seite verbracht. Als Reaktion wurde entschieden, dass er sein Bureau umgehend zugunsten seines Nachfolgers Professor Egon Wiberg zu räumen hätte, der seit 1933 Mitglied der NSDAP war.<sup>198</sup>

Prandtl war seiner Natur nach ein sehr organisierter Mensch, der seine Unterlagen vorbildlich abheftete. Er sammelte die Bücher und Abschlussarbeiten seiner Studenten und jede Doktorarbeit hatte einen unterschiedlichen farblichen Einband. Jede Doktorarbeit war auch Teil seines Lebens, die Ideen, die unter den Händen der Studenten Gestalt annahmen, die langen Gespräche, jedes dieser jungen Gesichter war seiner Erinnerung präsent. Einige von ihnen kehrten aus dem Krieg nicht zurück ... und nun sollte auch er nicht zurückkehren ... er errichtete einen Bücherstapel für die Bibliothek, einen Papierhaufen zur Vernichtung, Ordner mit noch unpublizierten Arbeiten, einen Stapel Briefe, die sich seit 1910 auf seinem Tisch häuften und außerdem Photographien, die die Vergangenheit des Institutes aus den Tagen Baeyers und Willstätters dokumentierten. Als er die Papiere noch mal durchging, entdeckte er wieder Wichtiges und fügte es dem beständig wachsenden Stapel des Materials hinzu, das ihm besonders wertvoll erschien und unbedingt aufbewahrt werden sollte. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, dass er gerade dadurch wichtiges Dokumentationsmaterial vor der Vernichtung retten würde. Später wurden die chemischen Laboratorien mitsamt Inhalt zu rauchenden Ruinenkratern und was er mitgenommen hatte, sollte ihm für sein Buch *Die Geschichte des Chemischen Laboratoriums der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München (1952)*<sup>199</sup> von Nutzen sein, das er den 100 Jahren seiner Existenz widmete. Während Prandtl seine Papiere sichtete, betrat Otto Hönigschmid sein Bureau und fragte ihn, ob er ihm behilflich sein könne. Er versprach ihm wiederholt, seine Studenten zu betreuen. Sie unterhielten sich noch eine Weile über die politische Lage. Prandtl betrachtete Hönigschmid in seinem weißen Kittel und beneidete ihn, weil er bleiben konnte, die Routine fortsetzen durfte und dachte nicht, dass dies ihr letztes Treffen in diesem Leben sein sollte. Nach den Bombardierungen der Alliierten nahmen Hönigschmid, seine Frau und auch

Hans Fischer von der TU München sich das Leben, weil sie den Untergang ihres Lebenswerkes nicht verwinden konnten.

## Sechzehntes Kapitel

### Wielands Zufluchtsort

Am 4. Juni 1937 beging Heinrich Wieland seinen 60sten Geburtstag. Seine Kollegen, ehemalige Studenten und Schüler beschlossen, dieses Ereignis zu feiern und richteten ein Fest aus. Die Vorbereitungen fanden im Geheimen statt, weil der Gefeierte die Öffentlichkeit scheute. Vormalig hatte er sich gar geweigert, seine Eltern zu seiner Hochzeit einzuladen. Die Organisatoren mussten für die Ausrichtung der Feier allerdings die Erlaubnis der Universitätsverwaltung einholen.<sup>200</sup>

Das Zusammentreffen ermöglichte Wieland, Generationen von Chemiestudenten wieder zu sehen, von denen die ~~meisten~~ viele inzwischen als Professoren an verschiedenen Universitäten wirkten oder hohe Positionen in der Industrie einnahmen. Die geladenen Gäste fanden viele Absolventen ihres eigenen Jahrgangs, und dies war eine Gelegenheit zu bewegenden Begegnungen. Die Feier fand im Baeyer-Auditorium statt. Seine Kollegen, Schüler und ehemalige Studenten hielten Glückwunschsprachen und ließen seine wissenschaftlichen Errungenschaften Revue passieren. Danach betraten die japanischen Gäste die Bühne und der Studentenchor sang. Das erste Lied lautete: «Und so ist uns doch gelungen, daß wir haben unser Fest, daß der Alte mit den Jungen uns Geburtstag feiern läßt.»<sup>201</sup> Der Liedtext wies auf die Identität des Verfassers hin, Dr. Georg Maria Schwab, ein junger Halbjude, dessen Kollegen zwar seine Entlassung zu verzögern suchten, der aber dennoch in den nächsten Tagen seinen Abschied nehmen sollte.

Die ethnische Säuberung unter den Mitarbeitern der chemischen Abteilung war vollzogen. Es blieben nur einige halbjüdische Studenten übrig und Wieland fragte sich, wie viel Zeit ihm wohl noch bliebe, um ihnen seinen Schutz angedeihen zu lassen. Gegen seinen Willen plagten ihn in seiner Freizeit bedrückende Gedanken, wie etwa den, für Professor Arnold Sommerfeld, der 1934 zwangspensioniert worden war, einen Nachfolger zu suchen. Sommerfeld galt als «weißer Jude», eine Bezeichnung für Wissenschaftler, die Einsteins Relativitätstheorie unterstützten, und er war über 65 Jahre alt. Am 21. Januar

1935 erging ein neues Gesetz, das die Emeritierung der über 65-jährigen vorsah, und Wieland erinnerte sich, wie klar er die Vorschläge vertreten und die Kandidaten im Namen der Fakultät verteidigt hatte: Werner Heisenberg, Nobelpreisträger und Freund Sommerfelds, Peter Debye, ebenfalls Nobelpreisträger und Richard Becker, die jedoch alle drei vom Dozentenverband abgelehnt worden waren. Heisenberg galt auch als «weißer Jude». Den Senatsmitglieder wurde die Berechtigung entzogen über Sommerfelds Nachfolge zu bestimmen. Stattdessen wurden die Anstellungen vom Dozentenverband, der Studentenvereinigung und vom Ministerium beschlossen. Bei der Entscheidung um Sommerfelds Nachfolge für Wilhelm Müller, den bekannten Gegner der Relativitätstheorie, waren Himmler und möglicherweise auch Hitler selbst involviert.<sup>202</sup>

Wieland war erstaunt, wie der Wechsel von Prandtl zu Egon Wiberg, der bereits Parteimitglied war, vonstatten ging. In den ersten Tagen lief er in Uniform herum und grüßte alle mit erhobener Hand. Diejenigen Studenten, die ebenfalls der Partei angehörten, antworteten mit dem Ausruf «Heil Hitler», aber die meisten der akademischen Mitarbeiter erwiderten den bayerischen Gruß «Grüß Gott». Nach einer Weile trug er die Uniform nur noch selten, auch der Gebrauch des Grußes «Heil Hitler» verschwand allmählich, und unterstützte er die Bemühungen der Gegner des Nationalsozialismus in der Fakultät. Wieland nahm es als gutes Zeichen.<sup>203</sup>

Einige Tage nach seiner Geburtstagsfeier kamen immer noch ehemalige Schüler zu Besuch. Besondere Freude bereitete ihm der Besuch von Dr. Hermann Sorge, der nun bei der Firma Boehringer Sohn Ingelheim am Rhein arbeitete. Sorge war einer der Schüler, die Wieland auf der Odyssee über die Erforschung der Gallensäure begleitet hatten. 1916 veröffentlichten sie zwei Publikationen, Nummer II und III einer ganzen Serie<sup>204</sup>, die im weiteren auf 50 Arbeiten angewachsen war. Der mühsame Abbau der Gallensäuren diente der Ermittlung des tetracyclischen Steroidsystems, der Wieland 1927 den Nobelpreis einbrachte. Wieland erkannte als Erster die physiologische Funktion der Gallensäure, die im Darm die wasserunlöslichen Fette emulgiert und sie auf diese Weise verdaubar machte. Der Professor und seine Mitarbeiter freuten sich zu

erfahren, dass ihre Erkenntnisse bei der Arzneimittelherstellung Verwendung fanden. Die Pharmafirma Boehringer Ingelheim benutzte die Gallensäure, um aus unlöslichen Wirkstoffen nützliche Präparate zur Therapie bei Kreislaufbeschwerden herzustellen.<sup>205</sup>

Dr. Sorge bat Wieland, seinen Sohn Georg, der gerade das Gymnasium beendete, und seine Tochter Anna-Maria zu empfangen, die die Laborantenschule absolviert hatte. Wieland entgegnete, dass er sich freue werde, als weiterer «Großvater» zu fungieren und erzählte, dass er bereits «Enkel» habe. Sein Sohn Theodor galt als glänzender Wissenschaftler und sein Schwiegersohn, Professor Feodor Lynen<sup>xxiii</sup>, auch ein ehemaliger Schüler, war der Doktorvater seines Enkels Ulrich Wieland. Kein Zweifel, die Chemie war sowohl in seinem beruflichen als auch in seinem Privatleben gut vertreten.

Aber der Mann, der ihm gegenüber saß, reagierte nicht, als habe er eine nette Anekdote gehört. «Meine Frau», sagte er leise, «die Mutter meiner Kinder, ist Jüdin und meine Mutter ist russischer Herkunft». «Ja und»? fragte Wieland mit erstauntem Blick. «Das ist nicht relevant, die Hauptsache ist, dass Georg ein guter Student sein wird und Anna-Maria eine fleißige Laborantin.» Es ist ungewiß, ob Dr. Sorge Wieland im Verlauf des Gesprächs auch ein anders dunkles Geheimnis mitteilte, das ihn noch viel mehr beunruhigte: Sein Bruder Richard Sorge war Kommunist. Hermanns Anschauungen unterschieden sich völlig von denen seines Bruders und er hatte daher den Kontakt zu ihm abgebrochen.<sup>206</sup> Als der Erste Weltkrieg ausbrach, meldete sich Richard Sorge freiwillig zur Armee, diente als Offizier an der Front und wurde drei Mal verwundet. Danach studierte er an der Universität Hamburg und promovierte dort. 1919 schloss er sich der deutschen kommunistischen Partei an und galt als einer ihrer Führer. 1924 reiste er nach Moskau.<sup>xxiv 207</sup>

---

<sup>xxiii</sup> Feodor Lynen erhielt 1964 den Nobelpreis für Physiologie und Medizin.

<sup>xxiv</sup> Richard Sorge (1895-1944) wurde von Moskau nach China geschickt, um bei dem Aufbau eines anti-Nazi Spionagerings zu helfen. Während seines Aufenthaltes in China gab er vor, ein loyaler Deutscher zu sein. 1933 trat er der NSDAP bei und ging nach Japan, wo er als Berater des deutschen Botschafters fungierte. Am 2. Mai 1941 warnte er die UdSSR, dass Deutschland am 22. Juni angreifen würde, aber Stalin ignorierte seine Warnung. Im Gegensatz zu der Information, die Sorge den Sowjets im August 1941 zukommen ließ, dass die Japaner nicht beabsichtigten, von Norden her anzugreifen und den Sowjets dergestalt ermöglichte, ihre Truppenkonzentration von der Mandschurei nach Westen zu verlagern. den [Sowjets](#) verhalf er so zum Sieg.

Charisma seines Onkels und die Verquickung der jüdischen Herkunft mit der Begeisterung für seinen Onkel bereitete seinem Vater große Sorgen, weshalb er sich an Wieland wandte. Er hoffte, dass ein straffer Studienplan seinen Sohn von den politischen Themen fernhalten könnte. Man kann davon ausgehen, dass Wieland aus Gründen der Vorsicht es nicht für angebracht hielt, seinen ehemaligen Schüler darauf hinzuweisen, dass es auch in seinem Institut Halbjuden und politisch bedrohte Arier gab. Obwohl Wieland seine Geheimnisse mit niemanden außer seiner Sekretärin Christine Rieger teilte, sickerten Gerüchte über seine Haltung zu seinen Kollegen und Schülern durch und daher suchte man Hilfe bei ihm.

Anna-Maria Sorge wurde offiziell als Laborantin angestellt, aber die Universitätsleitung lehnte Georgs Einschreibungsgesuch ab. Daher wurde er als «Gast des Geheimrats» in den Geschäftsbüchern geführt. Außer den beiden und Wielands Sekretärin wusste niemand um seinen besonderen Status. Die Sekretärin reichte aber nur die Zensuren der eingeschriebenen Studenten an das Prüfungsbureau weiter und die der persönlichen Gäste, die ihr von Wieland mit den Bemerkung überreicht wurden, man werde es «dann später legalisieren»<sup>208</sup>, verwahrte sie in ihrer Schublade. Dass die Gäste nur selten über eine Unfallversicherung verfügten, bereitete der Sekretärin Sorge. Wieland zerstreute ihre Bedenken und gab zurück: «Es ist jetzt zehn Jahre nichts Ernstliches passiert. Warum soll es gerade jetzt passieren?»<sup>209</sup>

Anfang November 1938 stellte Christine Rieger ein dringendes Telefongespräch zu Wieland durch. Wieland erhielt die unmißverständliche Anweisung, umgehend Willstätters Büste aus der Eingangshalle zu entfernen. Er nahm den Schlüsselbund zu den Laboratorien, Werkstätten und Lagerräumen und stieg in den Keller hinab, fest entschlossen, einen geheimen angemessenen Ort für die Büsten zu finden, die im Eingangsbereich aufgestellt waren, auch die von Liebig und Baeyer. Er war sich bewusst, dass er Willstätter davon Mitteilung machen musste, rief ihn an und lud sich für fünf Uhr nachmittags bei ihm ein, wohl wissend, dass dies kein angenehmes Gespräch werden würde. Am anderen-Ende

der Leitung hörte er Willstätters sanfte Stimme und vernahm seine Freunde über den bevorstehenden Besuch, was Wieland nur noch verlegener machte.

Danach besuchte Wieland die Forschungslaboratorien. Er durchschritt Labor für Labor, um jeden Mitarbeiter am Arbeitsplatz zu besuchen und seine Ergebnisse zu diskutieren. Einige seinen Doktoranden beteiligten sich an der Isolierung der Alkaloide, basischer Pflanzeninhaltsstoffe mit hoher physiologischer Wirkung und der Aufklärung der Konstitution des Morphins, dem schmerzstillenden und Sucht machenden Prinzip des Mohns.

Mit der Aufklärung und Synthese der Alkaloide aus Lobelia ermöglichten Wieland und seine Mitarbeiter eine rationale Anwendung als Arzneimittel. Die spezifische Stimulierung des Atemzentrums ist bei vielen medizinischen Indikationen angezeigt. Im Nebeneinander (nicht Nacheinander) der Forschungsprojekte beanspruchten auch die Strichnos-Alkaloide Aufmerksamkeit. Das Krampfgift Strichnin, das ein sehr komplexes Ringsystem hat, steigert die Reflexerregbarkeit der motorischen Zentren des Rückenmarks. Wieland fragte sich, ob eine Analyse ihrer chemischen Struktur auch Aufschluss über das Geheimnis ihrer biologischen Wirksamkeit geben könnte.

Er kam zu dem oben schon erwähnten Bernd Witkop, der sich mit der Isolierung der Giftstoffe der Knollenblatterpilze befasste. Dann besuchte er Robert Purrmann, der die Pigmentstruktur von Schmetterlingsflügeln untersuchte. Dies war wichtig für die Zukunft hinsichtlich eines potentiellen Krieges und zugleich für die Grundlagenforschung, weil dieses Pigment, Pterin genannt, eine ähnliche Struktur hat wie ein Teil der Tetrahydrofolsäure, einer Komponente des menschlichen Blutes, die ihrerseits die Produktion roter Blutkörperchen beeinflussen konnte.

Einige Studenten beschäftigten sich mit der biologischen Oxidation, d. i. die flammenlose Verbrennung von Kohlenhydraten und Fetten in der lebenden Zelle; Kohlendioxid und Wasser sind die Produkte. Wieland brach mit der Vorstellung, dass lediglich der Luftsauerstoff aktiviert wird und zeigte, dass Nahrungsstoffe von einer Kette von Enzymen übernommen und Sauerstoff

zugeführt werden. Diese neuen Erkenntnisse machten Wieland zu einem der Väter der Biochemie.<sup>210</sup>

Während Wieland sein Reich abschnitt, liess der Verdruss langsam nach. Zumindest vor seinen Mitarbeitern, die in ihre Arbeit vertieft waren, empfand er, dass er die Zügel noch in der Hand hatte. Doch mit einem Mal war es vorbei mit der beschaulichen Ruhe. Einige Männer betraten das Laboratorium und verkündeten lautstark und verärgert, dass sie Freiwillige suchten, die im Besitz von PKWs sind, um Juden nach Dachau zu deportieren, weil der Fuhrpark der Behörden nicht über genügend Wagen verfügte. Wieland ging sofort in Dr. Rohdewalds Laboratorium, der Forschungsassistentin von Willstätter. Es stellte sich heraus, dass sie bereits von den Umtrieben gehört und Willstätter sofort angerufen hatte, um ihn zu warnen. Deshalb suchte Wieland in den Abendstunden, nachdem die Gestapoleute Willstätter ihren Besuch abgestattet hatten, beschämt und betrübt sein Haus auf.

## Siebzehntes Kapitel

### **Nobelpreis und "Deutscher Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft"**

1936 wurde Peter Debye, einem holländischen Wissenschaftler und ehemaligen Schüler von Arnold Sommerfeld, der Nobelpreis für Chemie verliehen. Debye gehörte zu den Wissenschaftlern, die von Deutschland nach Stockholm fuhren, um den ehrenvollen Preis in Empfang zu nehmen. Im selben Jahr gab es zwei Anwärter für den Friedensnobelpreis, den Präsidenten der tschechischen Republik Thomas Masaryk II. und den pazifistischen deutschen Journalisten Carl von Ossietzky, der an Tuberkulose erkrankt war und im Konzentrationslager vor sich hin vegetierte, wo er in der ersten Verhaftungswelle im Februar 1933 inhaftiert worden war. Albert Einstein, die Schriftsteller Thomas und Heinrich Mann, Romain Rolland, Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig und viele andere unterstützten von Ossietzkys Nominierung und schickten Briefe an die Nobelpreis-Kommission in der Hoffnung, dass der Preis seine Entlassung bewirken würde. Sie mussten ihre Wertschätzung im Geheimen kundtun, da sie wussten, dass die Gestapo von Ossietzky schikanieren könnte. Im November 1936 wurde Carl von Ossietzky dann der Friedensnobelpreis für das Jahr 1935 verliehen. Die Nazis verlangten von ihm, den Preis abzulehnen, aber von Ossietzky gab ihrem Druck nicht nach.<sup>211</sup> Daraufhin verfügte Hitler wütend, dass hinfert kein Deutscher den Nobelpreis annehmen dürfe – weder für wissenschaftliche Verdienste noch für einen Beitrag zum Frieden. Stattdessen lobte er den «Deutschen Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft» aus, der jährlich während des Reichsparteitags in Nürnberg verliehen werden sollte. Erster Preisträger war der Architekt Paul Ludwig Troost, dem 1937 posthum der Preis als Wertschätzung für seine Planung und den Umbau des «Braunen Hauses» (der Reichshauptgeschäftsstelle der NSDAP), für die Errichtung des «Haus der deutschen Kunst» und der nationalsozialistischen «Ehrentempel» sowie der Umgestaltung des Königsplatzes zur nationalsozialistischen Weihestätte zugesprochen wurde. Den mit 100000 Mark dotierten zweiten Preis erhielt der Nazi-Ideologe Alfred Rosenberg, der die antisemitische Hetzschrift

*Die Protokolle der Weisen von Zion* aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt hatte. Der ebenfalls mit 100000 Mark dotierte dritte Preis ging an zwei Chirurgen, Dr. August Bier und Dr. Ferdinand Sauerbruch.<sup>212</sup> Hitler kümmerte sich nicht um die Empfehlungen der Kommission, die Gutachten von Experten einholte, sondern bestellte Sauerbruch zu sich und fragte ihn, wer seiner Meinung nach der geeignete Kandidat sei und der Arzt antwortete: «Nur Professor August Bier kommt in Frage». Danach ließ er Bier kommen, der auf dieselbe Frage, wer als Kandidat in Frage kam, antwortete: «Nur Professor Ferdinand Sauerbruch kommt in Frage.» Es nicht bekannt, ob Richard Willstätter seinem Freund zu dieser Auszeichnung gratulierte.

1937 wurde Willstätter von der schwedischen Akademie gebeten, einen Kandidaten für den Nobelpreis für Chemie vorzuschlagen. Diese Bitte, eine Empfehlung auszusprechen, erfreute ihn und es war ihm ein Vergnügen, seinen ehemaligen Schüler Richard Kuhn vorzuschlagen. Er machte kein Geheimnis daraus und erzählte Kuhn davon in einem seiner Briefe.<sup>213</sup> Kuhn gelangte in den stürmischen Zeiten der Revolution nach München, um bei Willstätter zu studieren. Vier Semester Studium am Institut für chemisch-medizinische Chemie in Wien lagen bereits hinter ihm. Seine außerordentliche Begabung erregte schnell Aufsehen. Innerhalb eines Jahres schloss Kuhn sein Grundstudium ab und promovierte bei Willstätter mit Auszeichnung. Zwei Jahre später legte er seine Habilitationsschrift vor und blieb ein weiteres Jahr an der Münchner Universität. Willstätters Abschied führte unter Professoren, die an verschiedenen Forschungsinstituten beschäftigt waren, zu einem Stuhlwechsel nach Art eines musikalischen Tanzspiels, einer «Reise nach Jerusalem»: Heinrich Wieland ging von Freiburg nach München, Hermann Staudinger kündigte seine Stelle an der ETH in Zürich und zog nach Freiburg, der erst 24jährige Richard Kuhn erhielt von Willstätter die besten Empfehlungen auf die Professur in Zürich. So wurde Zürich auch für Kuhn zum Sprungbrett einer glänzenden Karriere. Margarete Rohdewald, Willstätters Forschungsassistentin, schloss ihre Promotion bei Kuhn in der Schweiz ab. Kuhn begann seine Arbeit an der Chemie der Carotinoide, die er aus Pflanzen isolierte und deren Zusammenhang mit Vitamin A er bewies. 1929 wurde Kuhn zum Leiter der Abteilung für Chemie am Heidelberger KWI

berufen und kehrte nach Deutschland zurück. Später folgte die Ernennung zum Leiter des KWI für medizinische Forschung in Heidelberg, wo er eine fruchtbare und vielseitige Aktivität entwickelte; unter anderem galten den Vitaminen B<sub>2</sub> und B<sub>6</sub> seine Interessen. Willstätter verfolgte seinen Werdegang genau. Kuhn trat der Nazi-Partei nicht bei nachdem Hitler an die Macht gekommen war und pflegte eine monatliche Korrespondenz mit seinem ehemaligen Lehrer. Das entging den nationalsozialistischen Behörden keineswegs und führte in der Folge zu anonymen Drohungen. Wurde Kuhn davon beeinflusst? Als Institutsleiter demonstrierte Kuhn Zustimmung zum «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums», kümmerte sich um die Entfernung der Wissenschaftler jüdischer Herkunft aus seinem Institut<sup>214</sup> und trug als Herausgeber der *Annalen der Chemie* dafür Sorge, dass Artikel von nicht-arischem Chemikern nicht zur Veröffentlichung angenommen wurden. Man kann davon ausgehen, dass Willstätter von diesem Aspekt seiner Aktivitäten nichts wusste.

### **Der Nobelpreis der Jahre 1938 und 1939**

Willstätter war in das Schreiben seiner Autobiographie vertieft. Er begann seine Arbeit in den frühen Morgenstunden und das Frühstück, das ihm Elise Schnauffer brachte, diente ihm als kurze Pause. Während des Essens studierte er die Zeitung und gegen Abend pflegte er einen kurzen Spaziergang zu machen. Die pastorale Landschaft von Muralto-Locarno, einem hoch über dem Lago Maggiore im Kanton Tessin gelegenen Ort, verstärkte seine Unruhe. Nicht weit von hier, jenseits des Horizonts, tobte bereits der Krieg. Auf seinem Weg nach Hause, während er langsam den Pfad nach oben erklomm, wurde er kurzatmig und musste eine Weile ausruhen, bis es wieder ging und erneut Luft in seine Lungen strömte. Er besorgte sich aus der Apotheke einige Medikamente und sah keine Notwendigkeit, den Arzt zu konsultieren.

Am 9. November 1939, dem Jahrestag der «Kristallnacht», titelten die Tageszeitungen in ihren Schlagzeilen, dass in der Nacht zuvor im Münchner Bürgerbräukeller, in dem traditionell der Jahrestag des gescheiterten Putsches von 1923 begangen wurde, ein Attentatsversuch auf Hitler stattgefunden habe.

<sup>xxv</sup> Hitler überlebte das Bombenattentat nur, weil er das Lokal früher als üblich verließ.<sup>215</sup>

In den folgenden Tagen erschienen Artikel über Richard Kuhn, der den Nobelpreis des Jahres 1938 für seine Verdienste auf dem Gebiet der Carotinoide und Vitamine errungen hatte. Gleichzeitig wurden die Preisträger für Chemie des Jahres 1939 bekannt gegeben.<sup>216</sup> Ein weiterer Deutscher, Gerhard Domagk, erhielt den Nobelpreis für Medizin für seine Entdeckung der antibakteriellen Wirksamkeit der Sulfonamide. Leopold Ruzicka, ein Schweizer kroatischer Herkunft, erhielt den Nobelpreis für seine Arbeiten über grosse Ringketone und Terpene. Dem Deutschen Adolf Butenandt wurde dieselbe Auszeichnung für die Isolierung der Sexualhormone Estron, Progesteron und Androsteron verliehen. Die Schweizer waren stolz auf Ruzickas Auszeichnung und Willstätter freute sich, dass Kuhn den Preis erhalten hatte.

Die Nachricht, dass ihm der Nobelpreis verliehen worden war, erreichte Kuhn am 9. November durch ein Telegramm der schwedischen Akademie, in dem es hieß, dass das offizielle Schreiben schon auf dem Weg zu ihm sei. Bald trafen die Glückwünsche der Freunde aus dem In- und Ausland ein, während die deutsche Presse die Verleihung völlig ignorierte. Am 10. Oktober erhielt Adolf Butenandt ein ähnliches Telegramm. Seine Freunde, Studenten und Kollegen arrangierten ein spontanes Fest mit improvisierten Reden und der Gefeierte trug eine rote Robe.<sup>217</sup> Gerhard Domagk schaffte es noch, der schwedischen Akademie seinen Dank auszudrücken, als es am 17. November 1939 an der Tür seines Hauses klopfte und die Gestapo ihn festnahm.<sup>218</sup>

Butenandt war zwar der jüngste unter den Preisträgern, amtierte aber als Leiter des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Biochemie in Berlin-Dahlem. Er wurde 1936 als Nachfolger von Professor Carl Neuberg in diese Position berufen, dem

---

<sup>xxv</sup> Der Attentäter Johann Georg Elser (1903-1945) agierte allein. Er bastelte eine Bombe mit Zeitzündern, die er in einer der Säulen des Bierkellers versteckte. Sein Motiv resultierte aus Hitlers Kriegsvorbereitungen. Politisch war er der linken Gruppierung des «Roten Frontkämpferbundes» zuzuordnen. Bei dem Versuch, die Schweizer Grenze zu überqueren, wurde er festgenommen, weil er im Besitz verdächtiger Photos war. In Berlin wurde er verhört und anschließend in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Dachau interniert. In Sachsenhausen befahl man ihm, die Zusammensetzung des Sprengsatzes zu rekonstruieren und am 9. April 1945 erließ Himmler den Vollstreckungsbefehl zu seiner Hinrichtung in Dachau.

es als Jude nicht erlaubt war, weiter im Institut zu bleiben. Durchs Plancks Unterstützung war es ihm bis dahin möglich gewesen, das Institut zu leiten. Mit der Berufung Butenandts jedoch war Neuberg gezwungen, das Institut zu verlassen und richtete sich in einer Bäckerei in Berlin-Steglitz ein Laboratorium ein, in dem er bis zu seiner Emigration 1939 weiterarbeitete.<sup>219</sup>

Die Freude der drei deutschen Preisträger sollte nicht von langer Dauer sein. Sie erhielten eine vorformulierte Erklärung vom Ministerium und mussten mit ihrer Unterschrift die Ablehnung des Nobelpreises erklären. Gerhard Domagk wurde erst aus der Haft entlassen, nachdem er die Erklärung unterschrieben hatte. Aus einem erregten Brief Butenandts an seine Mutter geht hervor, dass er sich mit der Unterschrift einige Tage Zeit ließ, bis ihm schließlich Drohungen über das Wohl seiner Familie zuzingen.

Willstätter las in der Schweizer Presse die Meldung, dass die deutschen Wissenschaftler den Preis abgelehnt hatten und war sich im Unklaren, ob er Kuhn dennoch seine Glückwünsche schicken sollte.<sup>220</sup>

Nach dem Krieg wurde den Preisträgern aus Stockholm die Goldmedaille zugestellt, nicht aber das Preisgeld.

## Epilog

### Die Begegnung mit Ferdinand Sauerbruch

Arthur Stoll schlug Willstätter einen gemeinsamen Sommerurlaub vor, aber Willstätter zögerte. Der ziehende Schmerz in seiner Brust erinnerte ihn an seinen verstorbenen Freund Haber, der ihn angetrieben hatte, dass das Schreiben der Autobiographie keinen Aufschub duldete. Nachdem er das Angebot abgelehnt hatte, erreichte ihn ein Brief von Dr. Ruppner mit einer unerwarteten Einladung, ihn anlässlich des Besuchs von Dr. Ferdinand Sauerbruch in der Schweiz am Wochenende zu besuchen.<sup>221</sup> Diese Einladung konnte er nicht zurückweisen, Sauerbruchs Bereitschaft ihn zu treffen, bezeugte die Freundschaft, die sich nun von neuem erweisen musste.

Der berühmte Chirurg zog 1928 von München nach Berlin, um die Leitung der Berliner Charité zu übernehmen und behandelte dort die politische High Society. Er operierte den alten Hindenburg kurz vor seinem Tod, behandelte Goebbels Frau nach einem Unfall, operierte auch Goebbels selbst und weigerte sich, ein Honorar zu nehmen. Als Zeichen seiner Wertschätzung ernannte Göring ihn zum Mitglied des Staatsrates. Sauerbruch verband die Annahme dieser Auszeichnung mit der Bedingung, dass er kein Parteimitglied werden müsse und an den Sitzungen des Staatsrates nicht teilzunehmen brauche. Seine Zugehörigkeit fand ihren Ausdruck in einer monatlichen Zuwendung von 500 Reichsmark, die er wohltätigen Zwecken zukommen ließ.<sup>222</sup> Neben seiner Arbeit als Leiter des Krankenhauses hatte Sauerbruch weitere Ämter inne, die nicht nur nominell waren. Er war amtierender Fachspartenleiter für Medizin der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)<sup>223</sup> und des Reichsforschungsrates (RFR).<sup>xxvi</sup>

Als Fachspartenleiter gebilligte Sauerbruch Projekte akademischen Institutionen auf dem Gebiet der Medizin, der Gesundheitspflege und der

---

<sup>xxvi</sup> Im Oktober 1937 wurde die Notgemeinschaft der Wissenschaften (NG) umbenennen in Deutsche Gemeinschaft zur Erhaltung und Förderung der Forschung (DFG) und diente der Wissenschaft in allen Zweigen durch finanzielle Unterstützung. Zusätzlich zur DFG wurde im März 1937 Reichsforschungsrat (RFR) gegründet. RFR zentrale Aufgabe war der verstärkte Förderung von Forschungsprojekten, die unmittelbar den forcierten Rüstungsanstrengungen des Regimes dienten. Die DFG und RFR arbeiten sehr eng zusammen.

«Rassenhygiene», auch die, die in der Zusammenarbeit mit den SS-Ärzte in den Konzentrationslagern auf den Häftlingen Experimente verüben.<sup>xxvii</sup> 224

Man kann davon ausgehen, dass Willstätter aus dem Mund des Freundes Nachrichten über eben die Welt hören wollte, der gegenüber er gleichermaßen Verbundenheit und Abscheu empfand. Ob Sauerbruch während der Schweizer Treffen die mit seinem Wissen und seiner Billigung in den Kaiser-Wilhelm-Instituten durchgeführten Forschungsprojekte überhaupt erwähnt hat, entzieht sich unserer Kenntnis.

### **Einige durchgeführte Forschungen im Auftrag der Kaiser-Wilhelm-Institute**

Seit 1933, nachdem die meisten nicht-arischen und kommunistischen Mitarbeiter ihrer Ämter enthoben waren, beschäftigten sich einige Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft mit der Entwicklung und Durchführung rassistischer Projekte des Dritten Reiches sowie mit der Entwicklung biologischer und chemischer Waffen.<sup>225</sup> Professor Ernst Rüdin, der Leiter des psychiatrischen Instituts in München, war ein eingeschworener Eugeniker, dessen Ziel der «Verbesserung der Rasse» galt. Rüdin versuchte, das seit 1933 bestehende «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» durchzusetzen, demzufolge die Zwangssterilisation bei Bastarden, Schizophrenen, Depressiven oder Personen, die als geistesgestört galten, verordnet wurde. Unter dem Zepter Rüdins wurde aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Psychiatrie ein Zentrum der Eugenik, das Abteilungen für Genealogie und Demographie in sich vereinte. Bis 1935 wurde das Institut von der Rockefellerstiftung gefördert und als diese Förderung eingestellt wurde, verwandelte sich das Institut in eine Forschungsinstitution im Auftrag der SS. Man entwickelte verschiedene Sterilisationsmethoden, etwa chirurgische Eingriffe, Bestrahlung der inneren Organe oder die Injektion von Formalin in die Gebärmutter und bildete Ärzte zu ihrer Durchführung aus. Schätzungen zufolge wurden bis 1936 mehr als eine Million Menschen sterilisiert.<sup>226</sup>

---

<sup>xxvii</sup> Nach dem Krieg, während des Prozesses gegen die Ärzte von IG-Farben, bezeugte Sauerbruch unter Eid um sie zu schützen, dass er im Rahmen seiner Tätigkeit in der DFG und im RFR Versuche an lebenden Menschen finanzielle Unterstützung gewährt habe, die ohnehin als Todeskandidaten galten.

Das «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» bildete die Grundlage des «Euthanasie»-Programms der Nazis, das zur Ermordung behinderter Kinder und zur «Aktion T4» führte, bei der Alkoholiker und «asoziale Elemente» in psychiatrischen Einrichtungen sowie Behinderte einschließlich der Verwundeten des Ersten Weltkriegs umgebracht wurden. Professor Julius Hallervorden, der das Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung in Berlin-Buch leitete, präsentierte in seiner Ausstellung eine Sammlung von Gehirnen, die angeblich neuropathologische Deformationen aufwiesen. Es handelte sich um die Gehirne der Insassen der psychiatrischen Anstalt Görden, die im Tötungszentrum im nahegelegenen Brandenburg mit Gas erstickt worden waren, wie auch um Gehirne der Opfer aus den Ghettos Warschau und Lublin.<sup>227</sup>

Der Genetiker Otmar Freiherr von Verschuer leitete das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin-Dahlem. Sein Fachgebiet war die Zwillingsforschung. Das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau diente Verschuer nicht nur wegen der «rassischen» Vielfalt der Häftlinge als willkommene Gelegenheit für seine genetischen Forschungen. In Auschwitz war auch Dr. Mengele tätig, sein ehemaliger Forschungsassistent an der Frankfurter Universität, der großes Interesse an einer Zusammenarbeit zeigte. Verschuer und Mengele entwickelten bei ihren genetischen Untersuchungen zur Zwillingsforschung ein spezielles Interesse an eineiigen und zweieiigen Juden, Roma und Sinti sowie insbesondere an Zwillingen mit verschiedenen Augenfarben. Gemeinsam führten sie das von der DFG finanzierte Projekt «Augenfarben» durch, an dem die Biologin Dr. Karin Magnussen unablässig arbeitete.<sup>228</sup> Zu diesem Zweck wurden aus Auschwitz Sendungen mit seziierten Körperteilen und Augen an das Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin-Dahlem geschickt.<sup>229</sup> Außerdem leiteten die beiden ein Projekt der «Spezifischen Eiweißkörper», das ebenfalls von der DFG finanziert wurde, wie aus den von Verschuer an die DFG gesandten Arbeitsberichten hervorgeht,<sup>230</sup> und dessen Ziel in der Erforschung lag, ob man aus dem Blut verschiedener Rassen krankheitsbekämpfende Substanzen isolieren könne. Mengele infizierte zu diesem Zweck Menschen verschiedener ethnischer Herkunft mit Krankheitserregern und sandte die Blutproben an Verschuer nach Berlin. Im

Institut für Anthropologie verstand sich niemand auf die Isolierung von Eiweiß und auf Bitten Verschuers kam nun Butenandt ins Spiel, sein persönlicher Freund und Leiter des Instituts für Biochemie, der ihnen Dr. Günther Hillmann, einen Spezialisten für hämatologische Untersuchungen<sup>231</sup>, zu Hilfe schickte. Erwartungsgemäß behauptete Butenandt nach Kriegsende, weder jemals von Menschenversuchen an KZ-Häftlingen gehört noch auch nur andeutungsweise über die Herkunft der Blutproben unterrichtet gewesen zu sein.<sup>232</sup>

Im September 1949, veröffentlichte Butenandt mit vier anderen Personen eine «Denkschrift» zugunsten Verschuers, in der ihm «eine innere gegnerische Haltung» gegenüber dem NS-Regime attestiert wurde. Auch Mengele erschien in diesem Dokument unangreifbar: «Wie weit Dr. Mengele selbst zu der infrage stehenden Zeit - nämlich während der Übersendung von Blutproben - über die Greuel und Morde in Auschwitz orientiert war, läßt sich aus den verfügbaren Unterlagen nicht erkennen. Selbst wenn man annimmt, dass Mengele über alles Bescheid wusste, kann man nach unserer Einschätzung nicht davon ausgehen, dass er Verschuer davon erzählt hätte, als dieser ihn zufällig dort besuchte.»<sup>233</sup>

Und womit beschäftigte sich Richard Kuhn, der Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für medizinische Forschung in Heidelberg? Es ist fraglich, ob Willstätter, den Wirren seiner Zeit ausgesetzt, sich jemals hätte vorstellen können, dass Kuhn sich Themen zuwenden würde, mit denen sich Fritz Haber und er selbst während des Ersten Weltkrieges beschäftigt hatten. Kuhn verschrieb sich der Forschung über die Zusammensetzung der Phosphorverbindungen, also Nervengasen, die die Reizübertragung an den Nerven verzögerten. In seinem Institut wurden die Auswirkungen der Gase auf unterschiedliche Gewebe untersucht, auch an «Gehirnen jüngerer gesunder Menschen», das heißt, an Gehirnen politischer Häftlingen, die ermordet worden waren.<sup>234</sup> Als Fachspartenleiter des RFR für Chemie war Kuhn für die Zuteilung der finanziellen Ressourcen zuständig, die dazu dienten, Menschenversuche mit Phosgen an den Häftlingen des Konzentrationslagers Natzweiler zu verüben.<sup>235</sup>

In der Schweiz saß der kranke Willstätter in seine Vergangenheit vertieft und schrieb weiter an seiner Autobiographie. Mit den in Deutschland verbliebenen

Verwandten seiner Frau blieb er ebenfalls in Kontakt. Willstätter versuchte ihnen zu helfen, als er eines Tages erfuhr, dass Walter Leser, Sophies älterer Bruder, ins Lager Gurs nach Frankreich deportiert worden war. Auf komplizierten Wegen gelang es ihm, Walter Leser Medikamente und Geld zukommen zu lassen. Der Mann floh aus dem Lager, fand Unterschlupf in Südfrankreich und überlebte.

Ende 1941 ließen Willstätters Kräfte zusehends nach. Die Briefe an den Freund Arthur Stoll spiegeln seine Lage wider. Weihnachten 1941 schrieb er: «Es ist heute nicht eben ein recht guter Tag für mich ... wurde es mir schwer, mich auf den Balkon hinauszuschleppen, aber es gelang, und ich sass 45 Minuten in der Sonne wie sonst im Frühjahr. Und gegen Abend war der Himmel über der italienischen Grenze eine Landschaft mit grauschwarzen, silbrigen und rotgoldenen Wolken...»<sup>236</sup> Und am 25. Januar 1942 heißt es: «Dass die Krankheit Geduld forderte, bemerkte ich nicht; sie forderte nur etwas Aufmerksamkeit, vielleicht auch Initiative. Leider fehlt mir die medizinische Bildung, auch Literatur, zum genaueren Verstehen. Man sagt mir, ich müsse mich künftig ganz umstellen. Gut, es ist einfach noch etwas geschenktes Leben.»<sup>237</sup> Aber das «geschenkte Leben» hatte sich seinem Ende genähert.

Am 1. August fuhr Stoll nach Locarno und fand den Freund schlafend. «Als er mich beim Erwachen erblickte, leuchteten seine klaren blauen Augen freundlich auf. Das Hydrometer zeigte an diesem Tag 98% relative Feuchtigkeit an, kein gutes Klima für einen Herzkranken ... Am Montag, den 3. August 1942, 10 Tage vor seinem 70. Geburtstag, ist er ohne Todeskampf völlig erschöpft eingeschlafen, und um drei Uhr nachmittags, als ein schweres Gewitter über der Gegend von Locarno niederging, hat er seinen letzten Atemzug getan ... Es war der Wunsch des Verstorbenen gewesen, dass seine Bestattung in aller Stille erfolgen sollte und so begleiteten den blumengeschmückten Leichenwagen auf seiner Fahrt außer der treuen Elise nur wenige Freude und Nachbarn.»<sup>238</sup> Arthur Stoll hielt die Grabrede. Nach dem Krieg erschienen in chemischen Fachzeitschriften aus der Feder von Arnold Sommerfeld, Heinrich Wieland und Richard Kuhn Artikel zu seinem Gedenken.

## Bibliographie

- Albrecht, Helmuth: *Max Planck: Mein Besuch bei Adolf Hitler*, in: *Naturwissenschaft und Technik in der Geschichte*, Stuttgart 1993, S. 41-63.
- Behrens, Helmut: *Wissenschaft in turbulenter Zeit, Erinnerungen eines Chemikers an die Technische Hochschule München 1933-1953*, München 1998.
- Bentwich, Norman: *My Seventy-Seven Years: An Account of My Life and Times 1881-1960*, London 1962.
- Beyerchen, Alan D.: *Wissenschaftler unter Hitler*, Köln, 1980.
- Blumenfeld, Kurt: *Erlebte Judenfrage*, Stuttgart 1962.
- Born, Hedwig/Born Max/Hermann, A. (Hg): *Der Luxus des Gewissens*, München 1969.
- Born, Max: *Mein Leben*, München 1975.
- Bullock, Alan: *Hitler, A Study in Tyranny*, London 1952; *Eine Studie über Tyrannei*, Düsseldorf 1967.
- Burchardt, Lothar: *Wissenschaftspolitik im Wilhelminischen Deutschland*, Göttingen 1975.
- Clark, Ronald W.: *Albert Einstein, Leben und Werk*, München, 1973; *Einstein, the Life and Times*, New York 1971.
- Deichmann, Ute: *Chemiker und Biochemiker in der NS-Zeit*, in: *Angewandte Chemie*, 114 (2002), S. 1365-1393.
- *Flüchten, Mitmachen, Vergessen. Chemiker und Biochemiker in der NS-Zeit*, Weinheim, 2001.
  - *Biologists under Hitler*, Cambridge, 1992.
  - *Kriegsbezogene biologische, biochemische und chemische Forschung an den Kaiser Wilhelm-Instituten für Züchtungsforschung, für Physikalische Chemie und Elektrochemie und für Medizinische Forschung*, in: Kaufmann, Doris (Hg): *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus*, Göttingen 2000, Bd I, S. 231-257.
- Deuerlein, Ernst: *Hitler. Eine politische Biographie*, München 1969.
- *Der Hitler-Putsch*, Stuttgart 1962.
- Dimroth, Karl: *Adolf Windaus 1876-1959*, in: *Chemie in unserer Zeit*, 10 (1976), S. 175-179.
- Dippel, John V. H.: *Die große Illusion*, München 2001.
- Dornberg, John: *Munich 1923: the story of Hitler's first grab for power*, New York 1982.
- Dorsch, Peter Andreas: *Heinrich Wieland und das Chemische Institut der Universität München in der Zeit des Nationalsozialismus*, M.A.-Thesis, LMU München 1994.

- Ebbinghaus, Angelika/Roth, Karl Heinz: *Von der Rockefeller Foundation zur Kaiser-Wilhelm/Max Planck-Gesellschaft: Adolf Butenandt als Biochemiker und Wissenschaftspolitiker des 20. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 50 (2002), S. 389-418.
- Eddington, Sir Arthur: *Space, Time and Gravitation*, Cambridge 1966.
- Einstein, Albert: *Frieden*, Neu Isenburg 2004.
- Fest, Joachim: *Hitler. Eine Biographie*, Frankfurt a. M. 1974.
- Frank, Philipp: *Einstein. His Life and Times*, London 1948.
- Freise, Gerda: *Der Nobelpreisträger Professor Dr. Heinrich Wieland: «Zivilcourage in der Zeit des Nationalsozialismus»*, in: Lill, R. (Hg.): *Hochverrat?* Konstanz 1999, S. 79-100.
- Freise Gerda/Hamm-Brücher, Hildegard: *Chemiker im Gespräch: Erinnerungen an Heinrich Wieland*, in: *Chemie in unserer Zeit*, Weinheim 1977, S. 143-149.
- Freise, Valentin: *Stellungnahme zum Interview Freise, Gerda/Hamm-Brücher, Hildegard, Chemiker im Gespräch: Erinnerungen an Heinrich Wieland*, in: *Chemie in unserer Zeit*, Institut für Zeitgeschichte, München, ZS 3065, S. 14.
- Fölsing, Albrecht: *Albert Einstein. Eine Biographie*, Frankfurt, 1993.
- Gausemeier, Berndt: *An der Heimatfront «Kriegswichtige» Forschungen am Kaiser-Wilhelm-Institut für Biochemie*, in: Schieder, Wolfgang/Trunk, Achim (Hg.): *Adolf Butenandt und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft: Wissenschaft, Industrie und Politik im «Dritten Reich»*, Göttingen 2004.
- Ginzburg, David: *Gerhard M. J. Schmidt 1919-1971*, in: *Memorial Volume of Israel Journal of Chemistry*, 10 (1972), S. 59-72.
- Goran, Morris: *The Story of Fritz Haber*, Norman 1967.
- Gordon, Harold, J. Jr.: *The Hitler Trial before the People's Court in Munich*, Arlington 1976.
- Graf, Oskar Maria: *Wir sind Gefangene*, Berlin 1948.
- Grundmann, Siegfried: *Einsteins Akte*, Berlin 1998.
- Grüttner, Michael: *Studenten im Dritten Reich*, Paderborn 1995.
- Haber, Charlotte: *Mein Leben mit Fritz Haber*, Düsseldorf 1970.
- Hahn, Otto: *Mein Leben*, München 1968.
- Hanser, Richard: *Putsch! How Hitler made revolution*, New York 1970.
- Harnack, Gustav-Adolf von (Hg.): *Ernst von Harnack, Jahre des Widerstands 1932-1945*, Pfullingen 1989.
- Hartshorne, Edward Y.: *The German Universities and National Socialism*, London 1937.
- Heiber, Helmut: *Universität unterm Hakenkreuz*, Bd 1, Teil II, München 1992.
- Hitler, Adolf: *Mein Kampf*, München, 1943.

- Holmen, Reynold E.: Kasimir Fayans (1887-1875): *The man and his work*, in: *Bulletin for History of Chemistry*, 4 (1989), S. 15-23.
- Huisgen, Rolf, *Ein wissenschaftlicher Universalist*, in: *Nachrichten aus der Chemie*, 55 (2007), 1083-1087.
- James, Laylin K. (Hg.): *Nobel Laureates in Chemistry 1901-1992*, Salem, MA 1995.
- Joachimsthaler, Anton: *Korrektur einer Biographie: Adolf Hitler 1908-1920*, München 1989.
- Kershaw, Ian: *Hitler 1889-1936*, Stuttgart 1998.  
- *Hitler 1936-1945*, Stuttgart 2000.
- Klee, Ernst: *Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer*, Frankfurt a. M. 1997.  
- *Deutsche Medizin im Dritten Reich*, Frankfurt a. M. 2001.  
- *Dokumente zur Euthanasie*, Frankfurt a. M. 1985.
- Kristen, Christa/Treder, Jürgen (Hr.), *Einstein in Berlin, Darstellung und Dokumente*, Berlin 1979.
- Lachaux, Gerard/Delhomme, Patrice: *La guerre de gaz 1915 – 1918*, Paris 1985.
- Large, David Clay: *Hitlers München*, München 1998.
- Litten, Freddy: *Der Rücktritt Richard Willstätters und seine Hintergründe*, München 1999.  
- *Die «Verdienste» eines Rektors im Dritten Reich*, in: *Naturwissenschaften, Technik und Medizin*, 11 (2003), S. 34-46.  
- *Er half..., weil er sich als Mensch und Gegner des Nationalsozialismus dazu bewegen fühlte – Rudolf Hüttel*, in: *Mitteilungen der Gesellschaft deutscher Chemiker, Fachgruppe Geschichte der Chemie*, 14 (1998) S. 78-109.  
- *Mechanik und Antisemitismus-Wilhelm Müller (1880-1968)*, München 2000.
- Mader, Julius/Stuchlik, Gerhard/Pehnert, Horst: *Dr. Sorge funkt aus Tokyo*, Berlin 1967.
- Mann, Thomas: *Tagebücher 1918-1921*, Frankfurt a. M. 1977.
- Matzigkeit, Michael (Hg.): *Die beste Sensation ist das Ewige...Gustav Landauer – Leben, Werk und Wirkung*, Düsseldorf 1995.
- Müller-Hill, Benno: *Das Blut von Auschwitz und das Schweigen der Gelehrten*, in: Kaufmann, Doris (Hg.), *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus*, Göttingen, 2000, Bd 1, S. 189-227.  
- *Tödliche Wissenschaft*, Reinbek 1984.
- Müller, Karl Alexander von: *Mars und Venus*, Stuttgart 1954.  
- *Im Wandel einer Welt*, München 1966.
- Nachmansohn, David/Schmid, Roswitha: *Die große Ära der Wissenschaft in Deutschland 1900-1933*, Stuttgart 1988.

- Nathan, Otto/Norden, Heinz (Hg.): *Albert Einstein über den Frieden*, Köln 2004.
- Nicolai, G. F.: *Die Biologie des Krieges*, Zürich 1916.
- Nyiszli, Miklos: *Ich war Doktor Mengeles Assistent: ein Gerichtsmediziner in Auschwitz*, Oświęcim 2004.
- Prandtl, Wilhelm: *Die Geschichte des Chemischen Laboratoriums der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München*, Weinheim 1952.
- Proctor, Robert N.: *Adolf Butenandt (1903-1995) Nobelpreisträger, Nationalsozialist und MPG-Präsident. Ein erster Blick in den Nachlass*, in: Sachse, Carola (Hr.): *Ergebnisse. Vorabdrucke aus dem Forschungsprogramm «Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus»*, Berlin 2000.
- *Racial Hygiene. Medicine under the Nazis*, Cambridge/London 1988.
- Reid, Constance: *Richard Courant 1888-1972, Der Mathematiker als Zeitgenosse*, Berlin 1979.
- Rheinberger, Hans-Jörg: *Virusforschung an den Kaiser-Wilhelm-Instituten für Biochemie und für Biologie*, in: Kaufmann, Doris (Hg.), *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus*, Göttingen 2000, S. 667-697.
- Rolland, Romain, *Journal des années de Guerre 1914 – 1919*, Paris 1953.
- Rose, Norman: *Chaim Weizmann*, New York 1986.
- Sachse, Carola/Massin, Benoit: *Biowissenschaftliche Forschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten und die Verbrechen des NS-Regimes*, in: Sachse, Carola (Hg.): *Ergebnisse. Vorabdrucke aus dem Forschungsprogramm «Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus»*, Berlin 2000.
- Sauerbruch, Ferdinand: *Das war mein Leben*, Bad Wörrishofen 1951.
- Schieder, Wolfgang: *Adolf Butenandt an seine Eltern*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 8. 11. 2003.
- Schieder, Wolfgang /Trunk, Achim (Hg.): *Adolf Butenandt und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft: Wissenschaft, Industrie und Politik im "Dritten Reich"*, Göttingen 2004.
- Schmaltz, Florian: *Kampfstoff-Forschung im Nationalsozialismus*, Göttingen 2005.
- Schmolze, Gerhard: *Revolution und Räterepublik in München 1918/19 in Augenzeugenberichten*, München 1978.
- Sime, Ruth Lewin: *Lise Meitner and the Discovery of Nuclear Fission*, in: *Scientific American*, 1998, S. 58-63.
- Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes (Hg.): *Lexikon des Widerstandes 1933-1945*, München 1998.
- *«Ich habe den Krieg verhindern wollen» - Georg Elser und das Attentat vom 9. November 1939*, Berlin 2001.
- Stern, Fritz: *Einstein's German World*, Princeton, NJ 1999.

- Stoff, Heiko: *Adolf Butenandt in der Nachkriegszeit 1945-1956. Reinigung und Assoziierung*, in: Schieder, Wolfgang/Trunk, Achim: *Adolf Butenandt und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft: Wissenschaft, Industrie und Politik im "Dritten Reich"*, Göttingen 2004, S. 369-402.
- Stoltzenberg, Dietrich: *Fritz Haber. Chemiker, Nobelpreisträger, Deutscher Jude*, Weinheim 1998.
- Szoelloesi-Janze, Margit: *Fritz Haber 1864-1934*, München 1998.
- Toller, Ernst: *Eine Jugend in Deutschland*, Amsterdam 1933.
- Ungern-Sternberg, J./Ungern-Sternberg, W.: *Der Aufruf «An die Kulturwelt». Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg*, Stuttgart 1996.
- Ursprung, Otto: *Kurt Huber als Musikwissenschaftler und Ästhetiker*, in: Huber, Clara. (Hg.): *Kurt Huber zum Gedächtnis*, Regensburg 1947, S. 44-64.
- Vaupel, Elisabeth: *Vernetzungen und Freiräume: Heinrich Wieland (1877-1957) und seine Zeit*, in: *Angewandte Chemie*. 119 (2007), S. 2-26.
- *Heinrich Wieland und die Firma C.H. Boehringer in Ingelheim/Rhein*. in: Wieland Sibylle/Barb-Hertkorn, Anne/Dunkel, Franziska (Hg.): *Heinrich Wieland. Naturforscher, Nobelpreisträger und Willstätters Uhr*, Weinheim 2007.
- Vollner, Adam (Hr.): *Der Chrmie in Munchen ist der Graus gemacht, Aus der Dienstzimmer-Korrespondenz des Nobelpreisträgers Heinrich Wieland 1945-1951*, Augsburg 2008.
- Walk, Joseph (Hg): *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat*, Heidelberg 1981.
- Weisgal, Meyer/Carmichael, Joel (Hg.): *Chaim Weizmann: A biography by several hands*, New York 1963.
- Weizmann, Chaim: *Memoiren*, Hamburg 1949.
- Werner, Petra/Irmscher, Angelika (Hg.): *Fritz Habers Briefe an Richard Willstätter*, Berlin 1995.
- Wieland, Heinrich/Sorge, Hermann: *Untersuchungen über die Gallensäuren. II. Mitteilung. Zur Kenntnis der Choleinsäuren*, in: *Hoppe-Seyler's Zeitschrift für physiologische Chemie*, 97 (1916), S. 1-27.
- *Untersuchungen über die Gallensäuren. III. Mitteilung. Die strukturellen Beziehungen zwischen Cholsäure und Desoxycholsäure*, in: *Hoppe-Seyler's Zeitschrift für physiologische Chemie*, 98 (1916), S. 59-64.
- Wieland, Sibylle/Hertkorn, Anne-Barb/Dunkel, Franziska (Hg.): *Nachteils nicht bekannt geworden*, Weinheim 2007.
- Wieland, Sibylle: *Lebenslinien – Spurensuche*, in: Wieland, Sibylle/Hertkorn, Anne-Barb/Dunkel, Franziska (Hg.): *Heinrich Wieland Naturforscher, Nobelpreisträger und Willstätters Uhr*, Weinheim 2008.

Willstätter, Richard: *Aus meinem Leben*, Weinheim 1958; *From my Life*, New York, 1965.

Witkop, Bernhard: *Erinnerungen an Heinrich Wieland (1877-1957)*, in: *Liebigs Annalen der Chemie*, 1992, S. I-XXXI.

- *Remembering Heinrich Wieland (1877-1957). Portrait of an Organic Chemist and Founder of Modern Biochemistry*, in: *Medicinal Research Review*, 12 (1992), 195-274.
- Witkop, Bernhard, *Stepping Stones-Building Bridges*, in: *Comprehensive Biochemistry*, 38 (1994), S. 28-29.
- *Stepping Stones, Some autobiographical notes*, Leo Baeck Institute, New York o.J., S. 25.

#### **Interviews:**

Freise, Gerda: Göttingen, 28. 7. 1999; 29. 7. 2000.

Freise Valentin: Göttingen, 29. 7. 2000.

Huisgen, Rolf: München, 10. 8. 2001; 17. 8. 2009.

Schmidt, Esther: Rehovoth, 5. 5. 1999; 15. 3. 2000.

Schultze-Jahn, Marie-Luise: Bad Tölz, 21. 7. 2001; Hamburg, 1. 9. 2003.

#### **Archiv:**

Einsteins Brief an Chaim Weizmann vom 25.11.1929, Chaim Weizmann Archives, Weizmann Institute of Science Rehovot, Israel.

## Anmerkungen

---

- <sup>1</sup> Willstätter: *Aus meinem Leben: von Arbeit, Muße und Freunden*, Weinheim 1958, S. 346. Die deutsche Erstausgabe (1949) und die zweite Auflage (1958) wurden von Arthur Stoll herausgegeben, die englische Übersetzung (1965, besorgt von Lilli S. Hornig) von Willstätters Tochter Margarete Bruch. Die engl. Übers. enthält zusätzliche Kommentare, das letzte Kapitel «Epilog» ist jedoch eine verkürzte Version des deutschen Originals, die zahlreiche von Stolls Bemerkungen nicht enthält. Insofern sind die Ausgaben nicht identisch und in den folgenden Belegstellen ist die engl. Übers. daher nur vereinzelt angegeben.
- <sup>2</sup> Ebd. S. 348, p. 369-370.
- <sup>3</sup> Ebd. S. 342, p. 363.
- <sup>4</sup> Vgl. Werner, Petra/Irmscher, Angelika (Hg.): *Fritz Habers Briefe an Richard Willstätter*, Berlin, 1995, S. 68.
- <sup>5</sup> Vgl. Litten, Freddy: *Der Rücktritt Richard Willstätters und seine Hintergründe*, Institut für Geschichte der Naturwissenschaften, München 1999, S. 41; Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 343f.
- <sup>6</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 354.
- <sup>7</sup> Vgl. ebd., S. 365.
- <sup>8</sup> Vgl. Willstätter, *From my Life*, New York 1965, S. 425.
- <sup>9</sup> Vgl. Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 401f.
- <sup>10</sup> Vgl. hierzu Deichmann, Ute: *Chemiker und Biochemiker in der NS-Zeit*, in: *Angewandte Chemie*, 114 (2002), S. 1367; zu Schwab vgl. Dorsch, Peter Andreas: *Heinrich Wieland und das Chemische Institut der Universität München in der Zeit des Nationalsozialismus*, M.A.-Thesis, LMU München, 1994, S. 27f.
- <sup>11</sup> Vgl. Deichmann, Ute: *Chemists and Biochemists during the National Socialist Era*, in: *Angewandte Chemie*, 41 (2002), S. 1318.
- <sup>12</sup> Vgl. Litten, Freddy: *Er half..., weil er sich als Mensch und Gegner des Nationalsozialismus dazu bewegen fühlte – Rudolf Hüttl*, in *Mitteilungen der Gesellschaft deutscher Chemiker, Fachgruppe Geschichte der Chemie*, 14 (1998), S. 78-109; S. 78-109; sowie Dorsch, *Heinrich Wieland*, S. 26f.
- <sup>13</sup> Vgl. Witkop, Bernhard: *Remembering Heinrich Wieland (1877-1957). Portrait of an Organic Chemist and Founder of Modern Biochemistry*, in: *Medicinal Research Review*, 12 (1992), 246f.
- <sup>14</sup> Dippel, John V.H.: *Die große Illusion*, München 2001, S. 469.
- <sup>15</sup> Vgl. Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 401,
- <sup>16</sup> Vgl. ebd., S. 182.
- <sup>17</sup> Vgl. Dippel, *Illusion*, S. 420f.
- <sup>18</sup> Wieland, Sibylle: *Lebenslinien – Spurensuche*, in: Wieland, Sibylle/Hertkorn, Anne-Barb/Dunkel, Franziska (Hg.): *Heinrich Wieland Naturforscher, Nobelpreisträger und Willstätters Uhr*, Weinheim 2008, S. 218.
- <sup>19</sup> Vgl. Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 407.
- <sup>20</sup> Wielands Briefe befinden sich im Archiv der Ludwig-Maximilian-Universität München, UAM, Inst-I-097 und UAM, E-II-3590, zitiert in: Litten, Freddy: *Die «Verdienste» eines Rektors im Dritten Reich*, in: *Naturwissenschaften, Technik und Medizin.*, 11 (2003), S. 45.
- <sup>21</sup> Vgl. Litten, *Er half...*, S. 104 (Anm. 36) sowie Freise Gerda/Hamm-Brücher, Hildegard: *Chemiker im Gespräch: Erinnerungen an Heinrich Wieland*, in: *Chemie in unserer Zeit*, Weinheim 1977, S. 144.
- <sup>22</sup> Litten, *Verdienste*, S. 41.
- <sup>23</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 413.
- <sup>24</sup> Ebd., S. 416.
- <sup>25</sup> Ebd., S. 428.
- <sup>26</sup> Ebd. S. 5.
- <sup>27</sup> Ebd., S. 52.
- <sup>28</sup> Ebd. S. 76.
- <sup>29</sup> Ebd., S. 79.

- 
- <sup>30</sup> Ebd., S. 80.
- <sup>31</sup> Ebd., S. 395.
- <sup>32</sup> Ebd., S. 157.
- <sup>33</sup> Ebd.
- <sup>34</sup> Vgl. Sauerbruch, Ferdinand: *Das war mein Leben*, Bad Wörrishofen 1951, S. 189.
- <sup>35</sup> Vgl. Burchardt, Lothar: *Wissenschaftspolitik im Wilhelminischen Deutschland*, Göttingen 1975, passim.
- <sup>36</sup> Vgl. Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 197.
- <sup>37</sup> Vgl. Stoltzenberg, Dietrich: *Fritz Haber. Chemiker, Nobelpreisträger, Deutscher Jude*, Weinheim 1998, S. 155ff.
- <sup>38</sup> Werner/Irmscher, *Habers Briefe*, S. 39-47.
- <sup>39</sup> Ebd., S. 39.
- <sup>40</sup> Ebd., S. 49.
- <sup>41</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 200.
- <sup>42</sup> Vgl. Ebd., S. 221, 334.
- <sup>43</sup> Vgl. Stern, Fritz: *Einstein's German World*, Princeton, NJ 1999, S. 65.
- <sup>44</sup> Grundmann, Siegfried: *Einsteins Akte*, Berlin 1998, S. 39.
- <sup>45</sup> Nathan, Otto/Norden, Heinz: *Albert Einstein über den Frieden*, Köln 2004, S. 20f; hierzu auch Grundmann, *Einsteins Akte*, S. 41f.
- <sup>46</sup> Vgl. Nathan/Norden, *Albert Einstein*, S. 22f.
- <sup>47</sup> Grundmann, *Einsteins Akte*, S. 47.
- <sup>48</sup> Nathan/Norden, *Albert Einstein*, S. 20.
- <sup>49</sup> Vgl. Clark, Ronald W.: *Einstein, the life and times*, New York 1971, S. 183; Rolland, Romain, *Journal des annees de Guerre 1914 – 1919*, Paris 1953, S. 510-515.
- <sup>50</sup> Vgl. Clark, *Einstein*, S. 137.
- <sup>51</sup> Vgl. ebd., S. 130.
- <sup>52</sup> Vgl. Goran, Moris, *The Story of Fritz Haber*, Norman 1967, p. 68ff.
- <sup>53</sup> Stoltzenberg, *Fritz Haber*, S. 356.
- <sup>54</sup> Grundmann, *Einsteins Akte*, S. 43f.
- <sup>55</sup> Vgl. Born, Max, *Mein Leben*, München 1975, S. 235.
- <sup>56</sup> Vgl. ebd., S. 233.
- <sup>57</sup> Vgl. Stoltzenberg, *Fritz Haber*, S. 316f.
- <sup>58</sup> Vgl. Clark, *Einstein*, S. 141.
- <sup>59</sup> Hedwig, *Der Luxus des Gewissen*, München 1969, S. 118.
- <sup>60</sup> Vgl. Clark, *Einstein*, S. 154.
- <sup>61</sup> Vgl. Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 232.
- <sup>62</sup> Ebd., S. 240.
- <sup>63</sup> Ebd., S. 233.
- <sup>64</sup> Ebd., S. 234.
- <sup>65</sup> Werner/Irmscher, *Habers Briefe*, S. 51.
- <sup>66</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 235.
- <sup>67</sup> Ebd., S. 292.
- <sup>68</sup> Large, David Clay: *Hitlers München*, München 1998, S. 72.
- <sup>69</sup> Vgl. Hanser, Richard: *Putsch! How Hitler made revolution*, New York 1970, S. 119.
- <sup>70</sup> Vgl. Graf, Oskar Maria: *Wir sind Gefangene*, Berlin 1948, S. 344.
- <sup>71</sup> Mann, Thomas: *Tagebücher 1918-1921*, Frankfurt a. M. 1977, S. 63.
- <sup>72</sup> Large, *Hitlers München*, S. 132.
- <sup>73</sup> Werner/Irmscher, *Habers Briefe*, S. 54f.
- <sup>74</sup> Nathan/Norden, *Albert Einstein*, S. 44.
- <sup>75</sup> Ebd., S. 44f.
- <sup>76</sup> Vgl. Born, Max: *Mein Leben*, München 1975, S. 257f.
- <sup>77</sup> Large, *Hitlers München*, S. 134.
- <sup>78</sup> Ebd., S. 135.
- <sup>79</sup> Ebd., S. 136.
- <sup>80</sup> Mann, *Tagebücher*, S. 155.
- <sup>81</sup> Sauerbruch, *Das war mein Leben*, S. 318.
- <sup>82</sup> Ebd., S. 321.
- <sup>83</sup> Ebd., S. 319-329.

- 
- <sup>84</sup> Matzigkeit, Michael (Hg.): *Die beste Sensation ist das Ewige...Gustav Landauer – Leben, Werk und Wirkung*, Düsseldorf 1995, S. 283.
- <sup>85</sup> Vgl. Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 290, 301f.
- <sup>86</sup> Mann, *Tagebücher*, S. 219.
- <sup>87</sup> Graf, *Wir sind Gefangene*, S. 436f.
- <sup>88</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 228.
- <sup>89</sup> Large, *Hitlers München*, S. 166. Vgl. hierzu auch Joachimsthaler, Anton: *Korrektur einer Biographie: Adolf Hitler 1908-1920*, München 1989, S. 201ff.
- <sup>90</sup> Vgl. Kershaw, Ian: *Hitler 1889-1936*, Stuttgart, 1998, S. 143.
- <sup>91</sup> Vgl. Bullock, Alan: *Hitler, A Study in Tyranny*, London 1952; *Eine Studie über Tyrannei*, Düsseldorf 1967. Vgl. auch Fest, Joachim: *Hitler. Eine Biographie*, Frankfurt a. M. 1974.
- <sup>92</sup> Vgl. Joachimsthaler, *Korrektur*, S. 201.
- <sup>93</sup> Toller, Ernst: *Eine Jugend in Deutschland*, Amsterdam 1933, S. 253.
- <sup>94</sup> Vgl. Joachimsthaler, *Korrektur*, S. 217.
- <sup>95</sup> Ebd., S. 218.
- <sup>96</sup> Ebd., S. 304 (Anm. 744).
- <sup>97</sup> Large, *Hitlers München*, S. 166.
- <sup>98</sup> Vgl. Müller, Karl Alexander von: *Mars und Venus*, Stuttgart 1954, S. 339.
- <sup>99</sup> Ebd., S. 129.
- <sup>100</sup> Hitler, Adolf: *Mein Kampf*, München, 1943, S. 235.
- <sup>101</sup> Vgl. Stern, *Einstein's German World*, S. 125.
- <sup>102</sup> Werner/Irmscher, *Habers Briefe*, S. 57.
- <sup>103</sup> Ebd., S. 58f.
- <sup>104</sup> Ebd., S. 60
- <sup>105</sup> Vgl. Szoelloesi-Janze, Margit: *Fritz Haber 1864-1934*, München 1998, 467-480. Vgl. auch Stoltzenberg, *Fritz Haber*, S. 332-336.
- <sup>106</sup> Vgl. Szoelloesi-Janze, *Fritz Haber*, S. 487.
- <sup>107</sup> Nathan/Norden, *Albert Einstein*, S. 55.
- <sup>108</sup> Clark, *Einstein*, S. 167; hier zitiert nach Clark in deutscher Übers., jedoch wurde die Kleinschreibung gemäß der Originalorthographie des Telegramms restituiert.
- <sup>109</sup> Ebd., S. 170; Nathan/Norden, *Albert Einstein*, S. 46.
- <sup>110</sup> Eddington, Sir Arthur: *Space, Time and Gravitation*, Cambridge 1966, S. 113; Zitat auf deutsch in Clark, *Einstein*, S. 155.
- <sup>111</sup> Clark, *Einstein*, S. 176; Fölsing, *Albert Einstein. Eine Biographie*, Frankfurt a. M. 1993, S. 508.
- <sup>112</sup> Vgl. Stern, *Einstein's German World*, S. 136.
- <sup>113</sup> Clark, *Einstein*, S. 274; Fölsing, *Einstein*, S. 574.
- <sup>114</sup> Habers Brief an Einstein vom 9. 3. 1921, zitiert nach Stoltzenberg, *Fritz Haber*, S. 392.
- <sup>115</sup> Ebd. Stoltzenberg, S. 393; Stern, S. 138.
- <sup>116</sup> Blumenfeld, Kurt: *Erlebte Judenfrage*, Stuttgart 1962, S. 168f.
- <sup>117</sup> Vgl. Large, *Hitlers München*, S. 200.
- <sup>118</sup> Müller, Karl Alexander von: *Im Wandel einer Welt*, München 1966, S. 23f.
- <sup>119</sup> Vgl. Einsteins Brief an Born vom 9. 9. 1920, in: Beyerchen, Alan D.: *Wissenschaftler unter Hitler*, Köln, 1980, S. 125.
- <sup>120</sup> Clark, *Einstein*, S. 275.
- <sup>121</sup> Vgl. Beyerchen, *Scientists under Hitler*, S. 116f.
- <sup>122</sup> Vgl. ebd., S. 146ff.
- <sup>123</sup> Vgl. ebd., S. 151.
- <sup>124</sup> Clark, *Einstein*, S. 190.
- <sup>125</sup> Vgl. Beyerchen, *Scientists under Hitler*, S. 126ff.
- <sup>126</sup> Vgl. Werner/Irmscher, *Habers Briefe*, S. 68.
- <sup>127</sup> Vgl. Large, *Hitlers München*, S. 185.
- <sup>128</sup> Vgl. Stern, *Einstein's German World*, S. 165-198.
- <sup>129</sup> Vgl. Beyerchen, *Scientists under Hitler*, S. 146.
- <sup>130</sup> Vgl. Müller, *Im Wandel einer Welt*, S. 129.
- <sup>131</sup> Ebd., S. 144f.
- <sup>132</sup> Vgl. Large, *Hitlers München*, S. 200.

- 
- <sup>133</sup> Vgl. Dornberg, John: *Munich 1923: the story of Hitler's first grab for power*, New York 1982, S. 321.
- <sup>134</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 340.
- <sup>135</sup> Vgl. Litten, *Der Rücktritt*, S. 11.
- <sup>136</sup> Ebd. S. 34-35.
- <sup>137</sup> Ebd. S. 76.
- <sup>138</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 343.
- <sup>139</sup> Ebd., S. 344f.
- <sup>140</sup> Vgl. Witkop, Bernhard: *Stepping Stones-Building Bridges*, in: *Comprehensive Biochemistry*, 38 (1994), S. 28f.
- <sup>141</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 348.
- <sup>142</sup> Litten, *Der Rücktritt*, S. 55ff.
- <sup>143</sup> Ebd., S. 59f.
- <sup>144</sup> Werner/Irmscher, *Habers Briefe*, S. 96.
- <sup>145</sup> Vgl. Freise/Hamm-Brücher, *Chemiker im Gespräch*, S. 148.
- <sup>146</sup> Vgl. Holmen, Reynold E.: *Kasimir Fayans (1887-1875): the man and his work*, in: *Bulletin for History of Chemistry*, 4 (1989), S. 20.
- <sup>147</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 355.
- <sup>148</sup> Vgl. Dippel, *Illusion*, S. 116 u. 466 (Anm. 7).
- <sup>149</sup> Werner/Irmscher, *Habers Briefe*, S. 110f.
- <sup>150</sup> Stoltzenberg, *Fritz Haber*, S. 295f.
- <sup>151</sup> Vgl. ebd., S. 462.
- <sup>152</sup> Nathan/Norden, *Albert Einstein*, S. 92.
- <sup>153</sup> Vgl. ebd., S. 111.
- <sup>154</sup> Vgl. ebd., S. 112.
- <sup>155</sup> Vgl. ebd., S. 114f.
- <sup>156</sup> Vgl. Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 221.
- <sup>157</sup> Vgl. Blumenfeld, *Erlebte Judenfrage*, S. 167f.
- <sup>158</sup> Weizmann, Chaim: *Memoiren*, Hamburg 1951, S. 523.
- <sup>159</sup> Einsteins Brief an Weizmann vom 25. 11. 1929, Chaim Weizmann Archives, Weizmann Institute of Science, Rehovot/Israel. (Zitiert in engl. Übers. auch in Clark, *Einstein*, New York 1971, S. 402.)
- <sup>160</sup> Vgl. Bentwich, Norman: *My Seventy-Seven Years: An Account of My Life and Times 1881-1960*, London 1962, S. 99.
- <sup>161</sup> Vgl. Clark, *Einstein*, S. 298f.
- <sup>162</sup> Vgl. ebd., S. 335.
- <sup>163</sup> Kristen, Christa/Treder, Jürgen, (Hr.), *Einstein in Berlin, Darstellung und Dokumente*, Berlin 1979, S. 248.
- <sup>164</sup> Reid, Constance: *Richard Courant 1888-1972. Der Mathematiker als Zeitgenosse*, Berlin 1979, S. 164.
- <sup>165</sup> Vgl. Werner/Irmscher, *Habers Briefe*, S. 121f.
- <sup>166</sup> Ebd., S. 127f.
- <sup>167</sup> Haber an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, zitiert in: Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 273.
- <sup>168</sup> Stoltzenberg, *Fritz Haber*, S. 582.
- <sup>169</sup> Nachmansohn, David/Schmid, Roswitha: *Die große Ära der Wissenschaft in Deutschland 1900-1933*, Stuttgart 1988, S. 194.
- <sup>170</sup> Albrecht, Helmuth: *Max Planck: Mein Besuch bei Adolf Hitler*, in: *Naturwissenschaft und Technik in der Geschichte*, Stuttgart 1993, S. 41ff.
- <sup>171</sup> Vgl. Hahn, Otto: *Mein Leben*, München 1968, S. 145.
- <sup>172</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 274.
- <sup>173</sup> Vgl. Deichmann, Ute: *Flüchten, Mitmachen, Vergessen. Chemiker und Biochemiker in der NS-Zeit*, Weinheim 2001, S. 80f.
- <sup>174</sup> Vgl. Hartshorne, Edward Y.: *The German Universities and National Socialism*, London 1937, S. 93ff.
- <sup>175</sup> Vgl. Sime, Ruth Lewin: *Lise Meitner and the Discovery of Nuclear Fission*, in: *Scientific American*, 1998, S. 58-63.
- <sup>176</sup> Vgl. Werner/Irmscher, *Habers Briefe*, S. 131f.

- 
- <sup>177</sup> Ebd., S. 137.
- <sup>178</sup> Weizmann, *Memoiren*, S. 516.
- <sup>179</sup> Vgl. Stoltzenberg, *Fritz Haber*, S. 604.
- <sup>180</sup> Vgl. Weizmann, *Memoiren*, S. 517.
- <sup>181</sup> Werner/Irmscher, *Habers Briefe*, S. 140f.
- <sup>182</sup> Stoltzenberg, *Fritz Haber*, S. 637.
- <sup>183</sup> Ebd., S. 638.
- <sup>184</sup> Weizmann, *Memoiren*, S. 514.
- <sup>185</sup> Vgl. Ginzburg, David: *Gerhard M. J. Schmidt 1919-1971*, in: *Memorial Volume of Israel Journal of Chemistry*. 10 (1972), S. 59ff.
- <sup>186</sup> Vgl. Litten, *Er half*, S. 101-102 (Anm. 11); Dorsch, *Heinrich Wieland*, S. 26; Interview mit Rolf Huisgen, 17.8.2009; Vollner, Adam (Hr.): *Der Chemie in München ist der Graus gemacht, Aus der Dienstzimmer-Korrespondenz des Nobelpreisträgers Heinrich Wieland 1945-1951*, Augsburg. 2008, S. 111.
- <sup>187</sup> Heiber, Helmut: *Universität unterm Hakenkreuz*, München 1992, Bd I, Teil II, S. 172.
- <sup>188</sup> Vgl. Holmen, *Fayans*, S. 21.
- <sup>189</sup> Vgl. Witkop, *Stepping Stones. Some autobiographical notes*, Leo Baeck Institute, New York, S. 25.
- <sup>190</sup> Stoltzenberg, *Fritz Haber*, S. 639f.
- <sup>191</sup> Deichmann: *Fluchten, Mitmachen, Vergessen*, Weinheim, 2001, S. 92-95.
- <sup>192</sup> Vgl. Interview mit Esther Schmidt vom 15. 3. 2000.
- <sup>193</sup> Vgl. Holmen, *Fayans*, S. 21.
- <sup>194</sup> Vgl. Dorsch, *Heinrich Wieland*, S. 48.
- <sup>195</sup> Dimroth, Karl: *Adolf Windaus 1876-1959*, in: *Chemie in unserer Zeit*, 10 (1976), S. 179.
- <sup>196</sup> Witkop, Bernhard: *Erinnerungen an Heinrich Wieland*, in: *Liebigs Annalen der Chemie*, 1992, S. III; vgl. auch Vaupel, Elisabeth, *Heinrich Wieland und die Firma C.H. Boehringer in Ingelheim/Rhein*, in: Wieland, Sibylle/Barb-Hertkorn, Anne/Dunkel, Franziska (Hg.): *Heinrich Wieland. Naturforscher, Nobelpreisträger und Willstätters Uhr*, Weinheim 2007.
- <sup>197</sup> Vgl. Dorsch, *Heinrich Wieland*, S. 27, sowie Deichmann, *Chemiker*, S. 1367.
- <sup>198</sup> Vgl. Dorsch, *Heinrich Wieland*, S. 28.
- <sup>199</sup> Vgl. Prandtl, Wilhelm: *Die Geschichte des Chemischen Laboratoriums der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München*, Weinheim 1952, S. 123.
- <sup>200</sup> Vgl. Witkop, *Erinnerungen*, S. XVI, XXIV (Anm. 126).
- <sup>201</sup> Interview mit Gerda Freise, 18. 8. 2001.
- <sup>202</sup> Litten, *Mechanik und Antisemitismus*, Wilhelm Müller, München, 2000.
- <sup>203</sup> Vgl. Litten, *Er half...*, S. 80 u. 102 (Anm. 12).
- <sup>204</sup> Vgl. Wieland, Heinrich/Sorge, Hermann: *Untersuchungen über die Gallensäuren, II. Mitteilung*, in: *Hoppe-Seyler's Zeitschrift für die Physiologische Chemie*, 97 (1916), S. 1-27, sowie *III. Mitteilung* 98 (1916), S. 59-64; vgl. auch Vaupel, *Vernetzungen und Freiräume: Heinrich Wieland (1877 – 1957)*, in: *Angewandte Chemie*, 119 (2007), S. 11.
- <sup>205</sup> Vgl. Vaupel, *Heinrich Wieland*, S. 131-134.
- <sup>206</sup> Vgl. Mader, Julius/Stuchlik, Gerhard/Pehnert, Horst: *Dr. Sorge funkt aus Tokyo*, Berlin 1967, S. 45 und 449.
- <sup>207</sup> Vgl. Interview mit Gerda Freise, 18. 8. 2001.
- <sup>208</sup> Freise, Gerda: *Der Nobelpreisträger Professor Dr. Heinrich Wieland: Zivilcourage in der Zeit des Nationalsozialismus*, in: Lill, R. (Hg.): *Hochverrat? Konstanz 1999*, S. 82.
- <sup>209</sup> Freise, Valentin, *Stellungnahme zum Interview Freise/Hamm-Brücher*, *Chemiker im Gespräch: Erinnerungen an Heinrich Wieland*, in: *Chemie in unserer Zeit*, Institut für Zeitgeschichte, München, ZS 3065, S. 14.
- <sup>210</sup> Witkop, Bernhard: *Erinnerungen an Heinrich Willand (1877-1957)*, in: *Liebig Ann. Chem.* 1992, S. I – XXIII.
- <sup>211</sup> Vgl. Nathan/Norden, *Albert Einstein*, S. 280ff.
- <sup>212</sup> Vgl. Sauerbruch, *Das war mein Leben*, S. 526-529.
- <sup>213</sup> Vgl. Schmaltz, Florian: *Kampfstoff-Forschung im Nationalsozialismus*, Göttingen 2005, S. 379.
- <sup>214</sup> Vgl. Deichmann, Ute: *Kriegsbezogene biologische, biochemische und chemische Forschung an den Kaiser Wilhelm-Instituten für Züchtungsforschung, für Physikalische Chemie und Elektrochemie und für Medizinische Forschung*, in: Kaufmann (Hg.), *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus*, Göttingen 2000, 246f.

- 
- <sup>215</sup> Vgl. Steinbach, Peter/Tuchel, Johannes, *Lexikon des Widerstandes 1933-1945*, München 1998, S. 51f; siehe auch ders.: *"Ich habe den Krieg verhindern wollen" - Georg Elser und das Attentat vom 9. November 1939*, Berlin 2001, passim.
- <sup>216</sup> Vgl. James, Laylin K. (Hg.): *Nobel Laureates in Chemistry 1901-1992*, Salem, MA 1995, S. 253-265.
- <sup>217</sup> Vgl. Schieder, Wolfgang: *Adolf Butenandt an seine Eltern*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 8. 11. 2003.
- <sup>218</sup> Vgl. Schmaltz, *Kampfstoff-Forschung*, S. 379.
- <sup>219</sup> Vgl. Rheinberger, Hans-Jörg: *Virusforschung an den Kaiser-Wilhelm-Instituten für Biochemie und für Biologie*, in: Kaufmann, (Hg.), *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus*, Göttingen 2000, S. 668, sowie Deichmann, *Flüchten, Mitmachen, Vergessen*, S. 472.
- <sup>220</sup> Vgl. Schmaltz, *Kampfstoff-Forschung*, S. 379.
- <sup>221</sup> Vgl. Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 348.
- <sup>222</sup> Vgl. Sauerbruch, *Das war mein Leben*, S. 440, 478-487.
- <sup>223</sup> Deichmann, *Flüchten, Mitmachen, Vergessen*, S. 472; *Biologen unter Hitler*, S. 224-228.
- <sup>224</sup> Vgl. Schmaltz, *Kampfstoff-Forschung*, S. 374, sowie Müller-Hill, Benno: *Tödliche Wissenschaft*, Hamburg 1984, S. 72, 113 (Anm. 133) und Klee, Ernst: *Deutsche Medizin im Dritten Reich*, Frankfurt a. M. 2001, S. 178f.
- <sup>225</sup> Vgl. Gausemeier, Berndt: *An der Heimatfront*. In: Schieder, Wolfgang/Trunk, Achim (Hg.): *Adolf Butenandt und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft: Wissenschaft, Industrie und Politik im "Dritten Reich"*, Göttingen 2004, S. 134-168; vgl. auch Schmaltz, *Kampfstoff-Forschung*, S. 45ff., sowie Deichmann, *Kriegsbezogene ... Forschung*, S. 231-257.
- <sup>226</sup> Vgl. Klee, *Deutsche Medizin im Dritten Reich*, Frankfurt a. M. 2001, S. 62-72, und Proctor, Robert N., *Racial Hygiene, Medicine under the Nazis*, Cambridge/Mass. 1988, S. 108.
- <sup>227</sup> Vgl. Klee, *Deutsche Medizin*, S. 154-158; ders. *Dokumente zur Euthanasie*, Frankfurt a. M. 1985, passim.
- <sup>228</sup> Vgl. Klee, *Deutsche Medizin im Dritten Reich*, S. 357ff.
- <sup>229</sup> Vgl. Nyszli, Miklos: *Ich war Doktor Mengeles Assistent: ein Gerichtsmediziner in Auschwitz*, Oświęcim 2004, S. 63f.
- <sup>230</sup> Vgl. Verschuer an Ruder am 4. 10. 1944 in: Müller-Hill, Benno: *Tödliche Wissenschaft*, S. 74; ders., *Das Blut von Auschwitz und das Schweigen der Gelehrten*, in: Kaufmann (Hg.), *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus*, S. 209. Hierzu auch Ebbinghaus, Angelika/Roth, Karl Heinz: *Von der Rockefeller Foundation zur Kaiser-Wilhelm/Max Planck-Gesellschaft: Adolf Butenandt als Biochemiker und Wissenschaftspolitiker des 20. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 50 (2002), S. 410.
- <sup>231</sup> Vgl. Klee, *Deutsche Medizin*, S. 164f.
- <sup>232</sup> Vgl. ebd., S. 353; vgl. auch Proctor, Robert, *Adolf Butenandt (1903-1995) Nobelpreisträger, Nationalsozialist und MPG-Präsident. Ein erster Blick in den Nachlass*, in: Sachse, Carola (Hg.): *Ergebnisse. Vorabdrucke aus dem Forschungsprogramm «Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus»*, Berlin 2000, S. 28ff., sowie Sachse, Carola/Massin, Benoit: *Biowissenschaftliche Forschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten und die Verbrechen des NS-Regimes*, in: Sachse, Carola (Hg.): *Ergebnisse*, S. 37ff.
- <sup>233</sup> Klee, *Deutsche Medizin im Dritten Reich*, S. 354f; vgl. auch Proctor, *Adolf Butenandt*, S. 28.
- <sup>234</sup> Vgl. Schmaltz, *Kampfstoff-Forschung*, S. 512f; vgl. auch Deichmann, Ute: *Chemists and Biochemists during the National Socialist Era*. In: *Angewandte Chemie*, 41 (2002), S. 1322.
- <sup>235</sup> Vgl. Schmaltz, *Kampfstoff-Forschung*, S. 559.
- <sup>236</sup> Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 432f.
- <sup>237</sup> Ebd., S. 433.
- <sup>238</sup> Stoll zitiert in Willstätter, *Aus meinem Leben*, S. 437f.